

DAS VERRÄTERTOR

EDGAR WALLACE

STERNCHENLAND.COM

The Traitor's Gate

Das Verrätertor

The Traitor's Gate

Kriminalroman

Ungekürzte Ausgabe

Aus dem Englischen übertragen von
Ravi Ravendro

1

»Gewehr ab!«

Einunddreißig Gewehre bewegten sich mit einem Schlag – einunddreißig weiße Hände flogen wie ein Blitz an einunddreißig Hosennähte, als ob sie gleichmäßig von einer unsichtbaren Maschine bewegt würden. Wie aus Erz gegossen stand die Linie feuerroter Uniformen, die großen Tschakos aus Bärenfell waren tadellos ausgerichtet. Die Marschmusik brach dröhnend und donnernd ab, als die letzten vier Mann der alten Wache um die Ecke des Weißen Turmes schwenkten und verschwanden.

»Wegtreten!«

Bobby Longfellow steckte die blanke Säbelklinge in die Scheide, klemmte das Monokel fester und schaute auf die kleine Kirche St. Peter ad Vincula, die im lichten Schein eines Sommermorgens vor ihm lag. Er bemerkte eine kleine, dicke Dame, die mit einem Führer in der Hand auf ihn zukam. Sein Sergeant, der in straffer Haltung neben ihm stand, beobachtete den Vorgang. Ein leises Lächeln huschte unbemerkt über sein dunkelbraunes Gesicht.

»Entschuldigen Sie, Sir!«

Bobby maß mehr als 1,83 Meter. Die Stimme drang von unten zu ihm herauf, und er blickte hinab. Die füllige Dame trug einen kleinen, altmodischen Hut und einen mit Perlen verzierten Umhang. An ihrem Ausschnitt prangte eine große Kameenbrosche. Ihr Gesicht war von der Hitze gerötet. Sie hatte intelligente Züge. Bobby betrachtete ihr dreifaches Kinn und die große, männliche Nase.

»Es tut mir leid – hm ...«

»Könnten Sie mir vielleicht sagen, wo das Grab der Lady Jane Grey liegt?«

Sie sprach mit tiefer Baßstimme. Er blinzelte sie an, als ob er plötzlich aus dem Dunkeln in helles Licht gekommen wäre.

»Lady –?«

»Lady Jane Grey, Sir.«

Er schaute hilflos nach seinem Sergeanten hinüber, und seine weißbehandschuhten Hände spielten nervös mit dem kleinen Schnurrbart.

»Haben Sie sich schon auf dem Kirchhof umgeschaut?« fragte er und hoffte, sie damit loszuwerden.

»Auf welchem Kirchhof, Sir?«

Bobby sandte wieder einen Blick zu seinem Sergeanten, aber der blieb stumm.

»Nun – hm – auf irgendeinem Kirchhof! Kennen Sie diese tote Lady, Sergeant?«

»Ich habe sie bis jetzt noch nicht gesehen.«

Bobby räusperte sich, um den Irrtum des Sergeanten zu korrigieren.

»Lady – wie hieß doch der Name gleich? Grey?«

Die starke Dame kam ihm zu Hilfe.

»Ihr Grab liegt in der Nähe des Tower«, sagte sie leise.

Bobby zeigte mit der Rechten auf die Gebäude.

»Dies alles ist Tower – das stimmt doch, Sergeant?« fragte er etwas verärgert.

Der Sergeant bejahte.

»Sie fragen besser einen Beefeater, einen Aufseher, Madam.«

Er wollte sich gegen die Beleidigung verwahren, daß man einen Gardeoffizier in voller Galauniform mit einem Fremdenführer verwechselte. Das war ihm bisher noch nicht vorgekommen. Er war zum erstenmal wachhabender Offizier im Tower, und das war gar nicht so sehr nach seinem Geschmack. Er verfluchte die Gluthitze des heutigen Tages und war keineswegs mit dem enganliegenden feuerroten Waffenrock und dem hohen Bärenfelltschako, unter dem man so schwitzte, einverstanden. Ganz offen gesagt, hätte Leutnant Robert Longfellow im Augenblick alles andere lieber sein mögen als ein Subalternoffizier von Seiner Majestät Berwick-Garde.

Die starke Dame zog wieder ihren Führer zu Rate. »Wo werden die Kronjuwelen aufbewahrt?«

»Im Geldschrank, Madam!« sagte Bobby prompt.

Glücklicherweise kam gerade ein berufsmäßiger Fremdenführer dazu und brachte die Besucherin zu seiner großen Erleichterung zu dem Wakefield Tower.

»Wie ekelhaft solche Ausfragerei ist!« sagte Bobby. »Was, zum Henker, sollte ich ihr denn sagen, Sergeant?«

»Nichts«, sagte der Mann. Bobby grinste und ging in die Wachstube und dann nach seiner Privatwohnung.

Mrs. Ollorby aber sah sich weiter die Sehenswürdigkeiten des Tower an. In Wirklichkeit hatte sie weder an den Kronjuwelen noch an der unglücklichen Jane Interesse, die nur einige Meter von der Stelle entfernt, wo Mrs. Ollorby ihre unangebrachten Fragen gestellt hatte, enthauptet worden war.

Eine andere Besucherin aber nahm an demselben Morgen großen Anteil an dem tragischen Geschick Janes. Hope Joyner stand vor dem kleinen, viereckigen Stein, der durch eine Eisenkette gesichert wird, damit er nicht von Menschenschritten entweiht wird. Sie schaute auf die einfache Inschrift. Dann schweifte ihr Blick zu der kleinen Kirche, wo die sterblichen Reste der unglücklichen jungen Frau zur letzten Ruhe gebettet waren.

»Arme – arme Jane!« sagte sie mit weicher Stimme. Ihr Begleiter Richard Hallowell fand nicht den Mut, darüber zu lächeln.

Hier beklagte Jugend das Dahinscheiden der Jugend. Ein junges Mädchen beugte sich mitleidig über die Stelle, wo damals Janes langes Haar über ihr Haupt geschlungen wurde, damit das Henkerbeil ungehindert seine grauenvolle Arbeit verrichten konnte. Er konnte ihr vollendet schönes Profil sehen. In dieser trauernd geneigten Haltung sah ihre Gestalt noch viel graziöser aus als sonst. Ihre zarte, reine Gesichtsfarbe hob sich wundervoll von dem grauen Hintergrund des alten Mauerwerks ab. Die Tragödie des ehrgeizigen Somerset wirkte durch die Anwesenheit dieses schönen jungen Mädchens nur noch bitterer und schmerzlicher.

»War es nicht schrecklich? Sie wohnte in King's House ... Von dem Fenster aus sah sie, wie man ihren toten Gatten forttrug ...«

»Hope, Sie machen den lachenden Morgen durch solche Betrachtungen todtraurig!«

Sie lächelte ihn schnell an und legte ihre Hand auf seinen Arm.

»Ja – es ist nicht richtig von mir, Dick! Ich will es lassen. Ist der prächtige Offizier dort nicht Bobby?«

Die lange, schlanke Gestalt des wachhabenden Offiziers erschien unter der Veranda des Wachhauses.

»Ja, das ist Bobby. Gestern abend kam er vom Urlaub zurück, und heute macht er seine erste Wache.« Dick lachte leise. »Er ist ein geborener Müßiggänger – ein klein wenig Tätigkeit befriedigt ihn vollkommen.«

»Das ist das erstemal, daß Sie heute gelacht haben«, hielt sie ihm vor. Er hätte ihr gern gesagt, daß er an diesem Morgen wenig Grund zum Fröhlichsein hatte, aber er schwieg.

Dick Hallowell sah in der schwarzen, tadellos sitzenden Offiziersuniform mit der feuerroten Binde sehr gut aus. Er war einen Kopf größer als Hope. Seine grauen Augen blickten kühn und klar in die Welt. In seinem Gang lag die Geschmeidigkeit und Biegsamkeit des trainierten Sportlers.

»Nun habe ich Ihnen alles gezeigt«, sagte er. »Ich hoffe, es würde den ganzen Tag dauern.«

Sie lachte leise.

»Das ist nicht wahr! Sie sind ganz unruhig geworden und möchten mich gern los sein, seitdem Ihr Bursche kam. Wartet jemand auf Sie?« Bevor er antworten konnte, fuhr sie fort: »Ich bin eine geborene Hellseherin – und außerdem kenne ich den Tower schon sehr gut. Aber ich wollte zu gerne einmal sehen, wie Sie eigentlich in Uniform aussehen!«

Als sie sprach, kam ihr mit Bedauern zum Bewußtsein, daß sie sich erst kurze Zeit kannten. Vor nicht ganz einem Monat waren sie einander begegnet. Sie hatte eine Bootsstange im schäumenden Kielwasser eines Dampfers auf der Themse verloren und sich mit ihrem Boot im Weidengestrüpp verstrickt. Er ruderte herbei, um sie zu befreien, und war sehr ausgelassen. – Jetzt gingen sie dem Löwentor zu. Unter einem Torbogen machten sie halt und schauten zusammen auf die düstere Holzschranke, hinter der der Fluß lag.

»Das Verrätertor!«

Sie schauderte, wußte aber nicht, warum.

»Ja – das Verrätertor«, nickte er, »ein altehrwürdiges Tor heutzutage. Man denkt kaum noch daran, daß Königinnen

und Hofleute diese Stufen betraten.«

Sie lachte wieder, dann gingen sie weiter. Die Schildwachen salutierten. Jetzt erreichten sie die geschäftige Welt von Tower Hill. Schwere, mit Kisten hochbeladene Lastwagen ratterten an ihnen vorbei. Vom nahen Billingsgate zog Fischgeruch herüber.

Hopes schönes Auto hielt am Straßenrand. Dick öffnete den Schlag.

»Wann werde ich Sie wiedersehen?«

Sie lächelte bei seiner Frage.

»Wann Sie wollen. Mein Name steht im Telefonbuch.«

»Was unternehmen Sie jetzt?«

Sie machte kein frohes Gesicht.

»Ich habe eine unangenehme Unterredung vor mir«, sagte sie.

Er schaute sie groß an, denn auch ihm stand ähnliches bevor, aber er sagte ihr nichts davon.

Er sah ihrem Wagen nach, bis er außer Sicht war. Dann ging er den Hügel hinunter, über die Brücke, die den alten Festungsgraben überspannt. Er lächelte nicht mehr, und nicht einmal der stumme, aber beredte Gruß, den Bobby ihm zunickte, als er durch die Wachstube ging, konnte die bösen Wolken von seiner Stirn verscheuchen.

*

Am Eingang seiner Wohnung wartete Brill, sein Bursche, und meldete einen Besucher.

»Der Herr bat mich, Sie zu suchen. Er hätte eine Verabredung mit Ihnen.«

Dick Hallowell nickte langsam.

»Ich brauche Sie in der nächsten Viertelstunde nicht, Brill«, sagte er. »Sie bleiben an der Tür, und wenn jemand kommt, sagen Sie, daß ich sehr beschäftigt sei.«

»Jawohl, Sir Richard.«

»Und Brill – hat der, hm, Herr etwas gesagt – ich meine, über sich selbst?«

Brill zögerte.

»Nein, Sir. Er schien übler Laune zu sein und sagte, daß Sie sehr froh sein müßten, eine derartige Wohnung zu haben –«

Wieder zögerte er.

»Hat er sonst noch etwas gesagt?«

»Nein, das ist alles ... Er lachte so höhnisch. Sonst ist nicht viel los mit ihm, soweit ich sehen kann.«

»Ja, Sie haben recht – nichts.«

Dick ging die Steintreppe hinauf und machte vor einer Tür halt. Mit düsterem Gesicht stieß er sie auf und ging hinein. Am Fenster des vornehm ausgestatteten Wohnzimmers stand ein Mann und schaute hinaus. Er schien das Exerzieren der Soldaten im Hof zu beobachten. Als er sich jetzt zu Dick umwandte, sah man ein hageres und unzufriedenes Gesicht. Er trug schäbige Kleidung, und seine Absätze waren abgetreten. Trotzdem glich er in seinen Zügen und in seiner Haltung auffällig dem schweigenden Offizier, der ihn aufmerksam betrachtete.

»Hallo!«

Er ging Dick einige Schritte entgegen und sah ihn forschend an. Sein Betragen war weder freundlich noch beleidigend.

»Hallo – Bruder!«

Dick sagte nichts. Als sie einander gegenüberstanden, konnte man die Familienähnlichkeit noch deutlicher sehen, und doch waren beide verschieden. Wenn Graham Hallowell nicht so rauh gesprochen hätte, wäre seine Stimme der seines Bruders vollkommen gleich gewesen. Aber er hatte die liebenswürdigen Umgangsformen von früher abgestreift und hatte vergessen, daß er einst die Ruderboote einer berühmten Schule geführt und der Stolz und die Zierde der Universität gewesen war.

Jetzt wußte er nur, daß er ein vom Schicksal hart mitgenommener Mann war, der niemals eine Chance gehabt hatte. Er war so verbittert, daß er sich nur noch an die Not und die bösen Erfahrungen seines Lebens erinnerte.

»Deine Begrüßung ist genauso begeistert wie immer«, sagte er höhnisch, »und ich will wetten, daß du mich nicht zum Essen in die Offiziersmesse einlädst! ›Hier ist mein Bruder – Graham Hallowell, der gestern von Dartmoor entlassen wurde und der Ihnen interessante Geschichten aus dieser Hölle erzählen kann!««

Seine Stimme wurde immer lauter, bis er schließlich schrie. Dick merkte, daß er getrunken hatte und in seiner böartigsten Stimmung war. »Auch dein verdammter Bursche behandelt mich, als ob ich ein Aussätziger wäre –«

»Das bist du auch«, sagte Dick mit leiser, aber klarer Stimme. »Ein Aussätziger – das ist die richtige Bezeichnung für dich, Graham! An dir ist etwas Verfäultes, dem Leute, die noch Selbstachtung haben, aus dem Wege gehen. – Und schrei nicht so, wenn du mit mir sprichst, sonst packe ich dich am Kragen und werfe dich die Treppe hinunter. Hast du mich verstanden?«

Der andere ließ sich durch diese Drohung einschüchtern und wurde aus einem prahlenden Raufbold zu einem jammernden Bettler.

»Kümmere dich nicht um mich, Dick – ich habe heute morgen schon zehn Glas getrunken –, alter Junge, stell dir doch vor, wie dir zumute wäre, wenn du gestern aus dem Gefängnis entlassen worden wärest! Versetze dich einmal in meine Lage!«

Dick unterbrach ihn.

»Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, wie ich mich fühlen würde, wenn ich fürs Gefängnis reif wäre«, sagte er kühl. »Solche Einbildungskraft besitze ich nicht. Es ist mir einfach unmöglich, mich an deine Stelle zu denken, als du einen jungen, unerfahrenen Gardeoffizier betäubtest und beraubtest. Der Mann schenkte dir sein Vertrauen, weil du mein Halbbruder bist. Noch unmöglicher erscheint es mir, mit der Frau eines angesehenen Mannes durchzubrennen und sie nachher in Wien in Hunger, Elend und Schande sitzenzulassen. – Und noch so vieles andere, dessen ich nicht fähig wäre. Aber ich will lieber nichts mehr davon erwähnen. Wenn ich mich an deine Stelle setzen und begreifen könnte, wie ein Mann so niederträchtig sein kann wie du – ja, dann würde ich deine augenblicklichen Gefühle vielleicht eher teilen können. – Was willst du von mir?«

Grahams unruhiger Blick irrte zum Fenster.

»Mein Leben ist verpfuscht«, sagte er verdrießlich. »Ich dachte daran, nach Amerika zu gehen –«

»Hat die amerikanische Polizei entdeckt, daß man in Amerika dringend Gesindel braucht, weil du ausgerechnet dorthin gehen willst?«

»Du bist hartherzig wie die Hölle, Dick.«

Dick Hallowell lachte – aber es war kein frohes Lachen.

»Wieviel willst du haben?«

»Den Fahrpreis nach New York –«

»Du wirst mit deinen Personalakten nicht in die Vereinigten Staaten kommen, das weißt du doch ganz genau.«

»Ich könnte ja einen anderen Namen annehmen –«

»Du wirst nicht fahren – du hast ja auch gar nicht die Absicht, das zu tun.« Dick setzte sich an seinen Schreibtisch, öffnete eine Schublade, nahm ein Scheckbuch heraus und schrieb.

»Ich habe dir einen Scheck über fünfzig Pfund ausgeschrieben, und ich habe ihn so ausgefüllt, daß du ihn unmöglich auf fünfhundert umändern kannst, wie du es mit meinem letzten Scheck getan hast. Außerdem werde ich diesmal meine Bank telefonisch von der Höhe der Summe verständigen.« Er riß das Blatt aus dem Heft und gab es seinem düster dreinschauenden Bruder.

»Das ist das letzte, was du von mir bekommst. Wenn du dir einbildest, daß du mich zwingen kannst, dir Geld zu geben, weil du hierher kommst, dann hast du etwas anderes zu erwarten. Der Oberst und meine Kameraden wissen alles von dir. Der Offizier, den du damals beschwindelt hast, ist gerade auf Wache. Wenn du mir irgendwie Schwierigkeiten machst, lasse ich dich einsperren. Verstanden?«

Graham Hallowell steckte den Scheck in die Tasche.

»Du bist zu hart«, jammerte er. »Wenn Vater das wüßte –«

»Gott sei Dank ist er tot!« sagte Dick düster. »Aber er wußte genug von dir und starb an gebrochenem Herzen. Das trage ich dir nach, Graham.«

Graham atmete schwer. Nur die Furcht hielt seine Wut in Schranken. Er haßte seinen Halbbruder. Er hätte ihn beleidigen, demütigen, peinigen können, aber es fehlte ihm der Mut dazu.

»Durch das Fenster sah ich, wie du mit einem schönen Mädchen sprachst.« – »Sei ruhig!« fuhr Dick auf. »Ich vertrage es nicht, dich über eine Frau reden zu hören!«

»Sieh mal an!« Graham verfiel wieder in seine frühere Unverschämtheit. »Ich wollte dich nur fragen – weiß Diana –?« Dick ging zur Tür und riß sie weit auf.

»Mach, daß du hinauskommst!« sagte er kurz.

»Diana –«

»Diana bedeutet mir nichts mehr. Erwinnere dich gefälligst daran. Ich liebe auch ihre Freunde nicht.«

»Meinst du mich damit?«

Dick nickte.

Graham zuckte die Achseln und entfernte sich hochmütig.

»Dieser Platz hier ist wie ein Gefängnis – aber ich werde schon meinen Weg hinausfinden.«

»Der beste Ausweg für dich ist, wenn du wieder hinter Schloß und Riegel sitzt.« Richard Hallowell lachte grimmig.

»Was ist das?« fragte Graham unten.

»Das Verrätertor«, sagte Dick und warf den schweren Flügel hinter ihm zu.

2

Das Telefon läutete schon zum drittenmal. Diana Martyn legte endlich den kleinen, langhaarigen Schoßhund auf ein Kissen und nahm nachlässig den Hörer ab. Es war natürlich Colley, der sie wie immer mit Vorwürfen quälte, weil es zu lange dauerte, bis sie sich meldete.

»Wenn wir gewußt hätten, daß Eure gestrenge Hoheit am Apparat wären, hätten wir uns gleich beim ersten Läuten beeilt«, sagte Diana ironisch.

Colley ärgerte sich über diesen Ton. Er haßte sarkastische Frauen.

»Kannst du mich zum Essen bei Ciro treffen?« fragte er.

»Nein, wir können mit Euch nirgends speisen. Mr. Graham Hallowell wird heute bei mir zu Tisch sein.«

Anscheinend war die Nachricht eine Überraschung für ihn.

»Hallowell? Ich kann dich nicht deutlich verstehen, Diana – rauchst du?«

Sie blies eine graue Wolke zur Decke und streifte dann die Asche ihrer Zigarette in die Kristallschale.

»Nein«, sagte sie. »Aber ich bin heute morgen etwas durcheinander. Die Aussicht, mit einem Mann allein zu sein, der gerade aus dem Gefängnis kommt, ist wenig verlockend. Er sieht im Augenblick nicht eben zum Fotografieren aus. Auch war er wirklich nicht zu Unrecht verurteilt –«

»Höre einmal, Di –«

»Du sollst mich nicht immer Di nennen«, unterbrach sie ihn ärgerlich.

»Diana, der große Herr möchte dich sprechen – in allen Ehren – er sagte es mir –«

»Bestelle dem großen Herrn, daß ich ihn nicht sehen will«, entgegnete sie ruhig. »Ein Verbrecher am Tag bringt gerade genug Ärger.«

Er schwieg einen Augenblick.

»Sei doch nicht so komisch, ich glaube ja gar nicht, daß du mit Hallowell speist!«

Sie legte den Hörer auf den Tisch und nahm ihr Buch wieder auf. Wenn Colley Warrington ungezogen oder schwierig wurde, legte sie unweigerlich den Hörer fort und ließ ihn ruhig summen.

Und Colley konnte sehr unangenehm sein. Manchmal war er in sie verliebt; und manchmal war er rasend eifersüchtig. Augenblicklich war er wieder ihr Liebhaber, aber er langweilte sie.

Es wurde leise an die Tür geklopft. Dombret kam herein, ihr Taftkleid rauschte. Diana kleidete ihre Zofe stets in dunkelrote Taftseide und bestand auf Tändelschürzen und hohen Frisuren, wie sie die Kellnerinnen in den Cafés trugen. Dombret war zwanzig Jahre alt und sehr hübsch. Die knisternde Seide kleidete sie gut.

»Wollen Sie Miss Joyner empfangen, gnädiges Fräulein?«

»Miss Joyner?« Diana starrte die Zofe an. »Haben Sie richtig gehört? – Miss Joyner?«

»Jawohl, gnädiges Fräulein. Eine sehr hübsche junge Dame.«

Diana überlegte schnell.

»Bitten Sie die Dame, näher zu treten.«

Dombret verließ das Zimmer nur einen Augenblick.

»Miss Joyner.«

Diana ging quer über das Parkett. Sie streckte dem Besuch ihre Hand entgegen. Ein entzücktes Lächeln spielte auf ihrem blassen Gesicht. Sie trat selbstbewußt auf, denn sie wußte, wie vollendet die Linien ihrer Gestalt waren und wie verführerisch ihr rötlich-blondes Haar glänzte.

»Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie kommen, Miss Joyner.«

Hope Joyner nahm die Hand. Ihre klaren grauen Augen begegneten Dianas Blick weder feindlich noch argwöhnisch. Sie war drei Jahre jünger als Diana und befand sich in dem Alter, in dem es schwierig ist, sich an das Aussehen vor einem Jahr zu erinnern.

»Ist Ihnen mein Besuch auch recht?« fragte sie.

Das also war Hope Joyner. Sie sah liebreizend aus. Diana war sehr kritisch, aber hier fand sie nichts auszusetzen, weder an ihrer Figur noch an ihrer Stimme, noch am Teint.

»Es ist mir sehr angenehm – bitte, nehmen Sie Platz!«

Sie nahm das verschlafene Hündchen vom Kissen. Durch heftiges Bellen protestierte der Kleine, bis er durch einen Puff zur Ruhe gebracht wurde. Prügel und Liebkosungen wechselten bei Togo ab, daran war er schon gewöhnt. Aber Hope blieb stehen. Nur ihre weiße Hand legte sie auf die Polsterlehne des Sessels.

»Ich habe einen Brief von Ihnen bekommen – einen sehr merkwürdigen Brief«, sagte sie. »Darf ich ihn noch einmal vorlesen? Vielleicht haben Sie vergessen, was Sie geschrieben haben.«

Diana vergaß solche Dinge nie, aber sie erhob keinen Widerspruch. Sie beobachtete das Mädchen mit besonderem Interesse, als sie ihre Handtasche öffnete. Hope zog einen Umschlag heraus und entnahm diesem einen schweren grauen Bogen. Ohne Einleitung begann sie zu lesen:

»Liebe Miss Joyner, ich hoffe, Sie werden es nicht unverschämt von mir finden, daß ich Ihnen in einer Angelegenheit, die mich nahe angeht, schreibe. Ich weiß genug von Ihnen, um zu glauben, daß Sie mein Vertrauen respektieren werden. Kurz gesagt, ich bin in einer verwirrenden Lage. Vor Ihrem Erscheinen war ich mit Sir Richard Hallowell verlobt. Wir sind durch eine Familienangelegenheit, die kein besonderes Interesse für Sie hat, zur Zeit entfremdet. Sie sind mit ihm in der letzten Zeit sehr häufig gesehen worden, und man spricht sehr unfreundlich von Ihnen. Man fragt, wer Sie sind, woher Sie kommen, wie es mit Ihrer Familie steht. Dies geht mich jedoch weniger an als meine persönliche Lage. Ich liebe Dick zärtlich, und er liebt mich, obgleich wir im Augenblick nicht miteinander sprechen. Darf ich mich nun an Ihre Großmutter wenden und Sie bitten, uns eine Gelegenheit zu geben, unsere Freundschaft zu erneuern?«

Als sie zu Ende war, steckte sie den Brief wieder in ihre Handtasche und schloß sie leise.

»Ich glaube nicht, daß ich eine unvernünftige Bitte an Sie gerichtet habe«, sagte Diana kühl.

»Ich soll mich selbst unglücklich machen?« fragte Hope mit ruhiger, betonter Stimme. »Warum denn? Sie haben doch alle Vorteile auf Ihrer Seite. Nehmen Sie sich nicht etwas viel heraus?«

Diana biß sich gedankenvoll auf die Lippen.

»Es mag sein – es war ein dummer Brief, aber ich war etwas verwirrt. Aber das macht ja nichts. Sie sind ja nur seine Freundin und sorgen sich um ihn –«

Hope schüttelte den Kopf.

»Das meine ich nicht. Ich wollte Sie fragen, ob Sie sich nicht zuviel herausnehmen, wenn Sie ein so großes Opfer von mir verlangen?«

Diana kniff die Augen zusammen.

»Sie meinen – daß Sie ihn lieben?«

»Ja, das meine ich«, sagte sie.

Dieses Bekenntnis nahm Diana den Atem, und es dauerte einige Zeit, bevor sie wieder sprechen konnte.

»Wie interessant!« sagte sie, aber Hope Joyner reagierte auf die höhnische Bemerkung nicht. »Ich muß also annehmen, daß meine verständliche Bitte Sie von Ihrem« – sie machte eine wohlüberlegte Pause – »ehrgeizigen Plan nicht abhält?«

»Ist es denn so ehrgeizig«, fragte Hope mit verblüffender Unschuld. »Dick Hallowell gern zu haben oder ihn zu lieben?«

Diana nahm sich zusammen. Sie hatte nicht erwartet, daß ihr der Brief von Nutzen sein konnte, sie hatte ihn nur in einer Laune geschrieben. Vielleicht beabsichtigte sie, Dick Hallowell zu verletzen oder zu ärgern. Und jetzt, da das Mädchen mit ihrem reinen, festen Vertrauen zur Liebe vor ihr stand, sah sie eine Herausforderung darin, daß sie hierherkam und ihr furchtlos in die Augen schaute. Und es war nicht gut, Diana herauszufordern.

Es war seltsam, daß in diesem Augenblick alles längst erstorbene Gefühl wieder in ihr lebendig wurde und die Glut, die sie vor vier Jahren verzehrt hatte, wieder heiß aufloderte. Die dunklen Schatten früherer Möglichkeiten tauchten in ihr auf...

Hope sah, wie Diana schluckte und wie sie die Zähne aufeinanderbiß, selbst als sie lächelte.

»Ich will Ihnen etwas zeigen.«

Diana sprach mit einer ihr selbst fremden Stimme. Sie verließ den Raum für einige Sekunden. Als sie zurückkam, hielt sie ein kleines Lederkästchen in der Hand. Sie drückte den Deckel auf. Es lag ein Ring mit drei feurigen Brillanten darin. Sie nahm ihn heraus und gab ihn Hope, die darüber nicht gerade erfreut war.

»Lesen Sie bitte die Inschrift.«

Mechanisch tat sie es, obgleich es ihr unangenehm war. Auf der Innenseite war eingraviert: »Dick seiner Diana.«

Hope gab den Ring zurück.

»Nun?« fragte Diana.

»Ein Verlobungsring?«

Diana nickte, Hope schaute sie verwirrt an.

»Ändert denn das – etwas an der Lage?« fragte sie. »Wiegt dieser Grund schwerer als das, was Sie mir bereits gesagt haben? Sollte ich deswegen Dick Hollowell meiden? Ich weiß, daß Sie mit ihm verlobt waren – wenigstens sagte er mir, daß er früher verlobt war. Die meisten Leute sind mehr als einmal verlobt, nicht wahr? Miss Martyn, erwarten Sie im Ernst von mir, daß ich Richard Hollowell nicht wiedersehen soll?«

»Ich erwarte von Ihnen, daß Sie tun, was Ihnen beliebt.« Dianas Stimme klang beinahe streng. Dann zuckte sie die Schultern. »Es ist natürlich eine Sache des Geschmacks und der guten Erziehung.« Sie schaute auf Hopes Handtasche. »Vielleicht war es doch zu indiskret, einen solchen Brief zu schreiben«, sagte sie und streckte ihre Hand aus. »Geben Sie ihn mir bitte zurück.«

Wieder trafen sich ihre Augen. Dann machte Hope ihre Handtasche auf, nahm den Brief heraus, riß ihn in vier Stücke und legte die Papierfetzen auf den Tisch. Mit einem leichten Nicken verließ sie den Raum so unerwartet, daß die neugierige Dombret, die ihr Ohr ans Schlüsselloch gelegt hatte, beinahe ins Zimmer gefallen wäre, als Hope die Tür öffnete.

Diana ging zum Fenster, um sie noch einmal zu sehen, wenn sie das Haus verließ, aber sie bekam sie nicht mehr zu Gesicht. Warum in aller Welt ...?

Diana Martyn war über sich selbst und über ihre Motive im unklaren. Sie hatte schon vor Jahren alle Gedanken an Dick Hollowell aufgegeben. Er bedeutete ihr kaum noch etwas. Sie versuchte, sich zu vergegenwärtigen, warum sie diesen Brief geschrieben hatte. Es war etwas Unberechenbares in Diana Martyn, eine merkwürdige Bosheit, die sie schon früher in manche kleine – einmal sogar in eine große – Unannehmlichkeit gebracht hatte. Sie mochte nicht mehr an diesen Brief denken, da er mit Dick Hollowell zu tun hatte. Sie hatte ihn böswilligerweise geschrieben, denn sie zweifelte nicht, daß Hope ihm das Schreiben zeigen würde, und erwartete dann von ihm einen jener wütenden Briefe, die er schreiben konnte. Auf keinen Fall hatte sie angenommen, daß diese Hope mit ihrer ruhigen, aufreizenden Schönheit hier in ihrer eigenen Wohnung erscheinen würde.

Sie versuchte ihrer Erregung Herr zu werden, als Dombret eintrat, um einen Besuch anzumelden, der ihr auf dem Fuß folgte. Diana saß in einem der breiten Sessel am Fenster, das eine gute Übersicht auf die Curzon Street ermöglichte. Ihre Arme waren gekreuzt, mit einer Hand stützte sie ihr Kinn. Als der Besucher hereinkam, betrachtete sie kritisch und unbarmherzig seinen schäbigen Anzug. Er blickte düster drein und hatte die Hände in die Hosentaschen gesteckt. Sie wartete, bis sich die Tür hinter Dombret geschlossen hatte, dann fragte sie: »Warum?«

»Was willst du mit dem ›Warum‹ sagen?« entgegnete er rauh.

»Warum kommst du so abgerissen?«

Graham Hollowell schaute an seinem schmutzigen Anzug hinunter und grinste. »Ich vergaß, mich umzuziehen«, sagte er.

Sie nickte langsam.

»Du hast in diesem Aufzug den großen Richard besucht – hat deine sichtliche Armut keinen Eindruck auf ihn gemacht?«

Er ließ sich in einen großen Sessel fallen, zog eine Packung Zigaretten hervor und zündete eine an, ohne zu antworten.

»Hast du einen besonderen Grund, in der Curzon Street als Vagabund aufzutauchen? Mich läßt das ganz kalt.«

»Auch er war nicht sehr erbaut«, sagte er, indem er eine Rauchwolke zur Decke emporblies und wartete, bis sie sich auflöste. »Er gab mir schäbiges fünfzig Pfund – beinahe hätte ich sie ihm an den Kopf geworfen!«

»Aber du hast es doch bleibenlassen!«

Er ließ sich durch ihren höhnischen Ton nicht aufbringen. Das gehörte eben einmal zu ihr. Früher hatten ihn ihre spöttischen Bemerkungen wild und verrückt gemacht, aber das war schon sehr lange her.

»Ich vermute«, sagte sie gedankenvoll, »daß du dir einbildest, er zahlt dir irgendeine Summe, die du ihm nennst, nur um dich loszuwerden. Natürlich hat er das nicht getan. Ich wollte, du kenntest Dick so genau wie ich.«

»Ich kenne ihn nur zu genau«, grollte er, »diesen niederträchtigen Pharisäer!«

Sie antwortete ihm lange nicht. Ihre weißen Zähne preßten sich in die Unterlippe.

»Nein, Dick ist kein Pharisäer.« Nach einer Pause fuhr sie fort: »Er hat mich nicht erwähnt?«

»Er sagte, daß er von dir nichts mehr hören wollte. Wenn dir das eine Genugtuung ist –«

Sie nickte.

»Was soviel heißt, daß du über mich gesprochen hast.«

»Er hat eine neue Liebe«, platzte Graham heraus. »Und sie ist tatsächlich eine Schönheit; ich sah, wie sie zusammen den Tower besichtigten.«

Sie schien sich nicht dafür zu interessieren. Er schaute sich prüfend im Raum um und hätte gerne eine Frage gestellt, wenn er den Mut dazu gefunden hätte. Er empfand dieser Frau gegenüber stets eine gewisse Scheu, wenn nicht Furcht.

»Du hast eine herrliche Wohnung, Diana. Ich bin nicht gerade neugierig, wundere mich aber doch, wie du das machen kannst. Wenn ich mich recht besinne, bewohntest du ein paar möblierte Zimmer, als ich fortging. Ich erfuhr von deinem Wohnungswechsel – aber diese Pracht ist wirklich verblüffend.«

Wie er wußte, hatte sie ein Einkommen von ein paar hundert Pfund im Jahr, die kaum ausreichten, um die Miete für diese Wohnung zu bezahlen. Sie schriftstellerte ein wenig und hatte ausgezeichnete Verbindungen mit Fleet Street. Aber ihre träge Veranlagung ließ diese Einnahmequelle nicht groß werden. Sie lächelte ein wenig unzufrieden.

»Du fürchtest wohl das Schlimmste? Das brauchst du nicht, ich bin jetzt sehr tätig. Hast du vom Fürsten von Kishlastan gehört?«

Er schüttelte den Kopf.

»Du weißt nichts von ihm?« Sie zeigte mit ihrer Hand ringsumher. »Das verdanke ich alles seiner Güte!«

Sie lachte über die Bestürzung, die sich in seinem Gesicht zeigte.

»Ich bin als seine Hof Journalistin tätig«, sagte sie dann kühl. »Das klingt zwar nicht nach einer erstklassigen Anstellung, aber es bringt mir im Jahr viertausend Pfund ein, und ich glaube, daß ich mein Geld verdient habe. Der Fürst beklagt sich über die Welt im allgemeinen und über die Regierung im besonderen. Colley Warrington hat mich ihm vor zwei Jahren vorgestellt. Ich glaube, daß er versucht hat, unseren unheimlich reichen Freund ein wenig zur Ader zu lassen, aber er hatte wohl kein Glück damit und wollte mich nun ins Geschäft bringen. Es gelang mir schnell, das volle Vertrauen des Fürsten zu erwerben, und es war mir bald möglich, mir einen einträglichen Posten zu sichern. – Er hat nämlich zwei Salutschüsse eingebüßt –«

»Was sagtest du eben? Zwei ...?« fragte Graham verständnislos.

»Zwei Salutschüsse«, sagte sie. »Der französische Gouverneur billigte ihm früher einen Salut von neun Kanonenschüssen zu, dann hat er aber wegen einer Skandalgeschichte Differenzen mit der französischen Regierung gehabt, und der Salut des Fürsten wurde auf sieben Schüsse herabgesetzt. Du kannst dir natürlich nicht vorstellen, daß solche Dinge einen erwachsenen Mann beunruhigen können, aber in Indien scheint das eine verflucht wichtige Sache zu sein. Abgesehen davon ist er verrückt auf kostbare Steine. Er hat die prächtigste Sammlung in Indien.«

»Ist er verheiratet?« fragte Graham argwöhnisch.

»Neunmak«, erwiderte sie ruhig. »Ich habe noch keine seiner Frauen gesehen. Sie werden in strenger Abgeschiedenheit gehalten. Ich bin ihm wirklich sehr nützlich gewesen – ich habe unseren Gesandten in Paris für seine Sache interessiert und habe eine Menge Artikel über ihn geschrieben oder angeregt.«

Er schaute sie noch immer mißtrauisch von der Seite an und fuhr mit der Hand über sein Kinn. Sie mußte lachen.

»Ich sehe dir an, Graham, daß du jetzt sagen willst: ›Ost ist Ost und West ist West.‹ Und ich vermute auch, daß du mir eine Lektion über Haltung und anständiges Benehmen geben willst.«

»Es klingt alles recht seltsam«, sagte er und steckte sich eine Zigarre an.

Ihre Stimmung ihm gegenüber war nicht gerade freundlich, das fühlte er. Plötzlich warf er die Zigarre mit einem Fluch in den Kamin.

»Ich werde jetzt heimgehen und mich umziehen«, sagte er mißmutig, als er aufstand. »Deine Tätigkeit als Presseagentin gefällt mir durchaus nicht, Diana!«

»Das läßt mich kalt«, antwortete sie gelassen. »Du weißt doch, daß ich das jährliche Einkommen von vierhundert Pfund, das ich früher hatte, nicht mehr besitze. In einem verrückten Augenblick ließ ich das Kapital einem jungen Gentleman, der einen großen Plan hatte, schnell reich zu werden – beiläufig verlor ich dabei auch meinen Verlobten.«

Sie sagte das alles leichthin, aber es lag eine gewisse Bitterkeit in ihren Worten. Er drehte sich, unangenehm berührt, um.

»Das werde ich dir alles zurückgeben. An meinem nächsten Geburtstag bekomme ich zwanzigtausend Pfund –«

»Das hast du mir früher auch erzählt«, sagte sie höhnisch zu ihm, »du hast sogar das Testament deiner Mutter, um es zu beweisen. Leider hast du nur die ganze Erbschaft schon verpfändet, wie ich feststellte, als du ins Gefängnis kamst.« Aber dann änderte sie ihren Ton. »Geh jetzt nach Hause, zieh anständige Kleider an und komm um ein Uhr zurück.« Sie sah auf ihre juwelenbesetzte Armbanduhr. »Du hast nicht viel Zeit und mußt dich beeilen. Ich erwarte Colley bald hier. Wenn er dich nicht hier findet, glaubt er, daß ich ihn belogen habe.«

Sie begleitete ihn zur Tür und schloß sie hinter ihm – ein wenig zu schnell, so daß es fast wie eine Beleidigung aussah. Sie verzog ihr Gesicht zu einem spöttischen Lächeln, ging wieder zur Couch zurück und schien in einen sensationellen Roman vertieft zu sein, als ihr Colley gemeldet wurde.

Colley Warrington war ein sehr hagerer Mann mit einem zu schmalen Kopf. Das spärliche gelbe Haar genügte kaum, die beginnende Glatze zu verdecken. Sein langes Gesicht war von Furchen durchzogen und schien vor der Zeit gealtert. Leute, die ihn nur oberflächlich kannten, meinten, daß er ausschweifend lebte, und wunderten sich, wo er das Geld hernahm, um sich einen solchen Lebenswandel gestatten zu können.

Es gibt in London, in New York, ja, in allen Zentren der Welt stets Menschen, die sich um aller Leute Geschäfte kümmern; besonders um die Geschäfte solcher Leute, die zu den Spitzen der Gesellschaft gehören.

Colley kannte sie alle – er wußte, ohne die Ranglisten zu Rate zu ziehen, ihre Titel und Ehren und ihre verwandtschaftlichen Beziehungen bis zu den entferntesten Vettern, vorausgesetzt, daß auch diese eine Rolle in der Gesellschaft spielten. Er war im Bild über ihre Vermögensverhältnisse, wußte; wie hoch sich ihr Einkommen belief, welche Beziehungen sie hatten und wie wertvoll diese waren. Wenn man mit ihm die Bond Street entlangging, so erzählte er einem alle Komödien und Tragödien, die sich hier in Vergangenheit und Gegenwart abgespielt hatten.

Er hatte eine feine Spürnase und konnte auch aus nebensächlichen Dingen Schlüsse ziehen.

»... Lily Benerley in ihrem Rolls-Royce – ein Herr von der Ägyptischen Gesandtschaft schenkte ihn ihr –, ein verschrobener Sonderling. Hier kommt die alte Lady Wannery, trinkt wie ein Fisch – hat aber eine halbe Million Pfund; ihr Neffe Jack Wadser erbt einmal alles, wenn sie stirbt – er heiratete Mildred Perslow –, Sie wissen doch, die Dame, die mit Leigh Castol nach Kenya durchbrannte, er ist der Sohn von Lord Mensem...«

Niederträchtige Menschen vermuteten, daß Colley aus seinem Wissen um diese Skandalaffären Vorteile zog. »Mit dem Verstand und dem Gefühl eines gemeinen Kerls«, hatte einmal der Lord Chancellor zutreffend von ihm gesagt. Im Paddock-Klub hatte es eine Skandalaffäre im Spielzimmer gegeben. Daraufhin war Colley ohne weiteres ausgetreten. Die Sache wurde mit Stillschweigen übergangen. Er war auch in die Torkinton-Affäre verwickelt, wobei es sich um Erpressung handelte. Er zog es vor, solange der Prozeß dauerte, aus Gesundheitsrücksichten nach Aix-en-Provence zu gehen. Sein Name wurde auch nicht vor Gericht erwähnt. Aber als der Verteidiger den Angeklagten fragte: »Wie ich vermute, hatten Sie noch eine andere Person ins Vertrauen gezogen, als Sie diese Drohbriefe schrieben?« wußte jeder, wer mit der anderen Person gemeint war.

Das war Colley Warrington. Er trat mit einem unfreundlichen Gesichtsausdruck in den Empfangsraum und betrachtete Diana düster.

»Hallo, Diana!«

Von beiden Seiten war die Begrüßung nicht begeistert.

»Nimm Platz und mach kein solches Gesicht.«

»Wo ist Graham?« fragte er.

»Er ist nach Hause gegangen, um sich umzukleiden.«

Er setzte sich vorsichtig auf die Ecke eines Stuhls und zog die tadellos gebügelten Beinkleider hoch; zu seinen glänzenden Lackschuhen trug er weißseidene Strümpfe. »Es ist nicht klug, daß du dich wieder mit diesem Graham einläßt – du kennst doch seinen Ruf.«

»Er kennt den deinen auch«, antwortete sie halb lächelnd. »Ich glaube, ihr denkt beide ungefähr das gleiche voneinander. Nur ist Graham davon überzeugt, daß du zu den Männern gehörst, mit denen sich eine anständige Frau am besten nicht sehen läßt.«

Colley murmelte etwas Unverständliches.

»Beschwere dich nicht und sei nicht beleidigt. Ich muß dich etwas fragen. Du bist doch das reinste Nachschlagebuch, Colley ... Ich habe dich bis jetzt mit meiner Neugierde nicht geplagt, aber jetzt möchte ich wissen: Wer ist Hope Joyner?«

Sie hatte ihn bei seiner schwachen Seite gefaßt, und er war gleich so in seinem Element, daß er seine schlechte Stimmung ganz vergaß.

»Hope Joyner?« wiederholte er. »Das ist doch die junge Dame, die eine große Wohnung in Devonshire House hat. Sie fährt zwei erstklassige Wagen, einen Rolls-Royce und einen Buick. Hat große Gelder. Sie ist sehr eng mit Dick Hallowell befreundet.«

»Das weiß ich alles«, sagte sie ungeduldig. »Ich wollte wissen, woher sie kommt.«

Er schüttelte den Kopf.

»Das weiß ich nicht. Sie tauchte hier auf, aber man wußte nicht, von woher. Sie hat erstklassige Schulen besucht; soviel ich weiß, eines der teuren, hochmodernen Institute in Ascot, wo Abstammung durch Reichtum ersetzt werden kann. – Es ist aber merkwürdig, daß du dich für sie interessierst. Erst gestern sprach ich mit Longfellow, dem Gardeleutnant, über sie –«

»Ich wußte nicht, daß du mit ihm befreundet bist«, unterbrach ihn Diana schnell.

»Das bin ich auch nicht«, gab er offen zu. »Aber man spricht doch auch mit seinen Feinden. – Sie ist eine Waise, ihr Vater war ein Chilene, der ihr sein ganzes Vermögen vermacht hat. Es wird von Roke & Morty verwaltet. Weshalb gerade die damit beauftragt sind, ein derartiges Vermögen zu verwalten, mag der Himmel wissen.« Sie zog die Stirn in Falten, als sie das hörte. Sie kannte diese Firma nicht, und Colley gab eine nähere Erklärung.

»Es sind Rechtsanwälte, besonders bekannt, weil sie oft in Kriminalfällen auftreten – sie selbst sind auch keine glänzenden Existenzen. Aber soviel ich weiß, verteidigen sie in den meisten großen Prozessen, die in Old Bailey verhandelt werden. Wenn jemand wegen solcher Sachen in Verlegenheit kommt, muß er sich an diese Leute wenden.«

»Aber was weißt du denn von ihr selbst?« fragte Diana, um ihn daran zu hindern, mehr von diesen beiden interessanten Rechtsanwälten zu erzählen.

»Verdammt, ich weiß nicht viel.« Colley fuhr mit der Hand durch seine Haare. »Sie hielt sich gewöhnlich in Monk's Chase auf, einem Landsitz in Berkshire. Ein sehr schöner, alter Besitz. Er geht bis auf den letzten Henry zurück ...«

»Um Gottes willen, ich will keine Architekturgeschichte hören«, sagte Diana nervös.

»Also sie hielt sich gewöhnlich dort auf«, fuhr Colley fort, der bemüht war, seine Partnerin zufriedenzustellen. Er kannte ihre Begabung für unangenehme Bemerkungen. »Sie wurde dort von einem alten Herrn, einem Mr. Hallett, betreut. Ich glaube, sie war lange Jahre dort. Hallett selbst war häufig in Amerika, und während der Zeit hat sein Verwalter für sie gesorgt. Als sie Monk's Chase verließ, kam sie zur Schule und von dort nach Paris, um ihre Ausbildung zu vollenden. Sie hatte immer sehr viel Geld. Roke & Morty richteten ihr auch die große Wohnung ein. Mehr weiß ich nicht. Warum bist du so neugierig?«

Diana blies eine lange Rauchspirale von ihren Lippen, bevor sie antwortete.

»Ich interessiere mich so sehr für sie, weil dieses junge, hübsche Mädchen in aller Stille, aber mit allen Mitteln kaltgestellt werden muß.«

Colley starrte sie erstaunt an, dann grinste er.

»Sie wird wohl bald vollständig außer Konkurrenz sein, liebe Diana. Hier in London ist jemand, der verrückt nach ihr ist.«

»Ich weiß«, unterbrach sie ihn scharf. »Dick Hallowell!«

»Dick Hallowell!« sagte er verächtlich. »Der doch nicht!«

Nun war es an ihr, erstaunt zu sein.

»Wen meinst du denn? Wer ist in sie verliebt?«

Colley liebte es, theatralisch zu sein, und er nahm erst die nötige Haltung an, bevor er antwortete: »Unser hoher Herr und Freund, Seine Hoheit, der Fürst von Kishlastan.«

Der Fürst! Diana glaubte Colley nicht und dachte, er erlaube sich einen dummen Scherz mit ihr.

»Er kennt sie doch gar nicht!« rief sie.

Colley nickte.

»Er hat sie öfters gesehen, meine Liebe, und sehen heißt lieben, sagt der Dichter. Er fährt jeden Morgen aus, um ihr bei ihrem Morgenritt zu begegnen. Er gibt Geld aus, um zu erfahren, in welches Theater sie geht, und ist zufrieden, wenn er sie von seiner Loge aus beobachten kann. Er beschäftigt sich mit ihr in seinen Gedanken ebensoviel wie mit seinen verrückten Salutschüssen und seinen meilenlangen Perlenschnüren. Heute abend trifft er sie.«

»Heute abend? Wie – auf dem großen Empfang?« fragte sie schnell. Colley bejahte.

»Der Empfang ist hauptsächlich deswegen arrangiert worden, um Riki eine Möglichkeit zu geben, seine Angebetete zu sehen. Weshalb denn sonst? Er haßt doch die Engländer, und er würde sonst ebensowenig das Geld für einen solchen Empfang hinauswerfen wie ich. Er wollte Hope ganz einfach dadurch kennenlernen, daß er sie für die ›Gesellschaft zur Befreiung der orientalischen Frau‹ interessierte. Du kennst doch diese Art Unsinn – rettet unsere braunen Schwestern vor den Schrecken der Polygamie! Es ist eine ganz einfache Sache, um eine junge Dame, die man gern hat, kennenzulernen.«

Diana stand auf und ging im Zimmer auf und ab.

»Mir hat er davon keinen Ton gesagt.«

»Warum sollte er auch?« meinte Colley gedehnt. »Im allgemeinen zieht man Journalistinnen in Liebesangelegenheiten nicht zu Rate.«

»Du bist gemein«, sagte Diana.

Sie ging, um sich aus ihrem Schlafzimmer ein Taschentuch zu holen. Als sie die Tür öffnete, war sie starr vor Erstaunen.

Draußen stand eine dicke Frau in mittleren Jahren. Sie hatte eine mächtige Nase und zwei lustig dreinschauende Augen.

»Wer – sind Sie?« brachte Diana mit Mühe hervor.

»Guten Morgen, gnädige Frau. Mein Name ist Ollorby.«

Sie suchte in ihrer Handtasche, zog eine große Karte heraus und übergab sie Diana, die zu erstaunt war, um die Visitenkarte genau anzusehen.

»Ich unterhalte einen Stellennachweis für Dienstboten. Wenn Sie eine Zofe oder einen Koch brauchen, würde ich mich freuen, wenn Sie mich anläteten. Drei – sieben – neun – vier Soho ...«

»Wie sind Sie hereingekommen?« fragte Diana. Ihr Ärger wuchs. »Wie dürfen Sie überhaupt ohne Erlaubnis diese Wohnung betreten?«

Sie sah sich nach Dombret um.

»Ich bin allein schuld«, sagte Mrs. Ollorby fast unterwürfig. »Die Tür stand offen, ich konnte mich bei niemand melden so bin ich eben hereingekommen. Ich stehe Ihnen gern zu Diensten, wenn Sie einen Dienstboten –«

»Ich brauche keinen Dienstboten.« Diana zeigte auf die äußere Tür, die von der Treppe zu der Wohnung führte. Mrs. Ollorby war in keiner Weise gekränkt und ging mit einer Behendigkeit hinaus, die man ihr bei ihren Jahren kaum zugetraut hätte. Diana warf die Tür hinter ihr zu und ging wieder zu Colley hinein.

»Worüber hast du dich geärgert?« fragte er nachlässig.

»Eine freche Stellenvermittlerin!«

Sie klingelte wütend. Nach einer Weile kam Dombret ins Zimmer.

»Wie konnten Sie die Tür offenlassen?«

»Ich habe die Tür nicht offengelassen, gnädige Frau«, protestierte das Mädchen.

»Lügen Sie nicht«, sagte Diana aufgebracht. »Sie ließen die Tür offenstehen, so daß eine zudringliche Frau hereinkommen konnte. Wer weiß, wie lange sie schon draußen stand ...«

Die Ankunft Grahams schnitt die Strafpredigt ab, die Dombret zgedacht war. Diana vergaß die aufdringliche Person, und während des Essens sprach sie vornehmlich von dem Fürsten von Kishlastan und seiner Leidenschaft für schöne Menschen und schöne Dinge.

3

Es gab genug Leute, die der Meinung waren, daß der Fürst von Kishlastan sich etwas mehr zurückhalten sollte. Er war eine große, schlanke Erscheinung mit dem typischen Gesichtsausdruck eines Asiaten. Zur Zeit war er nicht nur von der französischen Regierung kaltgestellt, sondern stand auch mit den amtlichen englischen Stellen in Indien ausgesprochen schlecht. Er war nominell französischer Untertan, da er seinen Titel nach einem kleinen Land führte, das zum französischen Machtbereich gehörte. Dieses Gebiet hatte er derartig schlecht verwaltet, daß er vom Gouverneur von Pondichéry zur Verantwortung gezogen wurde. Zum nicht geringen Verdruß der englischen Regierung hatte er dann große Ländereien in Britisch-Indien erworben.

Riki, wie man ihn nannte, kam mißgestimmt und verdrießlich nach London. Da er aber ein Mann war, der über ungeheure Reichtümer verfügte, fand er viel Sympathien in jenen Schichten der Gesellschaft, die die Überspanntheiten indischer Fürsten gern entschuldigen.

Er war bei allen Rennen und besuchte unermüdlich die Premieren in allen Theatern. Seine Abendgesellschaften zeichneten sich durch Luxus und Verschwendung aus. Man konnte ihnen in dieser Saison nichts Ähnliches an die Seite stellen. Doch nahm kein offizieller Vertreter des Auswärtigen Amtes daran teil. Riki verkehrte nicht in den offiziellen Kreisen, die mit der Regierung in enger Fühlung standen. Aber das Auswärtige Amt war bei Rikis größeren Festlichkeiten trotzdem in irgendeiner Form vertreten, obwohl dies natürlich sein Ansehen schmälerte.

Dick Hallowell erhielt eine Einladung zu dem großen Empfang Seiner Hoheit, und zu gleicher Zeit wurde ihm unter der Hand mitgeteilt, daß von Regierungsseite aus seine Anwesenheit dort nicht ungünstig aufgenommen würde. Er hatte vier Jahre seiner Kindheit in Indien zugebracht und dabei Hindostani gelernt. Seine Vorliebe für diese Sprache machte es ihm leicht, im Lauf der Zeit seine Kenntnisse auf diesem Gebiet sehr zu verbessern. Später war er als Adjutant des Generalgouverneurs von Bengalen in Indien tätig. Beim Tod seines Vaters kehrte er nach England zurück, um die Pflichten des ererbten Titels und die Verwaltung und Instandsetzung eines Landsitzes zu übernehmen, der bis zu einem gewissen Grad verschuldet war.

Er ging in Bobby Longfellows Zimmer und fand den schlanken jungen Mann, in einen tiefen Sessel zurückgelehnt, bei der Lektüre eines Sportblattes.

»Du wirst doch nicht hingehen, alter Junge!« sagte Bobby, als er die Einladung las. Dann wurde sein Gesicht länger. »Oder willst du etwa, daß auch ich den verrückten Kerl wiedersehen soll?« – Dick lächelte.

»Ich weiß nicht, warum du ihn verrückt nennst, ich dachte gerade, daß es nett wäre, wenn du mich dorthin begleiten wolltest. Ich würde mich allein schrecklich langweilen.«

»Verrückt!« sagte Bobby spöttisch. »Bestimmt ist er nicht ganz richtig. Kaum hatte ich hier in dieser befestigten Spelunke mein Quartier aufgeschlagen, als ich auch schon den Auftrag erhielt, ihm die Juwelenkammer zu zeigen. Ich hatte noch gar keine Ahnung davon. Na, glücklicherweise hat mir dann einer von diesen altertümlichen Kerlen in den lächerlichen Uniformen den Weg gezeigt. Ich bin mit ihm die verflucht lange Treppe hinaufgetrottet und habe ihm die königlichen Juwelen gezeigt. Ich hatte sie selbst noch nicht gesehen, die Sache war also nicht ganz schlecht.«

»Ja, aber warum nennst du ihn denn verrückt?« fragte Dick.

Bob nickte heftig.

»Er ist verrückt nach Juwelen. Es war ganz unmöglich, ihn von der Krone fortzubekommen. Er klebte sich einfach ans Geländer und staunte die Dinger an. Was er zu dem andern sagte, der ihn begleitete, war sehr interessant, ich habe es bloß nicht verstanden, weil er nämlich Hindostani sprach. Ich wünschte, du wärest dagewesen, Dick. Einer aus seinem Gefolge erzählte mir später, daß er ganz wild nach Diamanten sei und daß er in Kishlastan in seiner Schatzkammer Steine hat, die man nicht um zehn Millionen Pfund kaufen könnte! Als er endlich aus der Juwelenkammer herauskam, war er ganz überwältigt und aufgeregt. Er wollte mir zwei Perlohrringe als Andenken schenken, ich sagte ihm aber: »Mein hochverehrter Radscha, ich habe es aufgegeben, Ohrringe zu tragen – sie sind bei uns seit langen Jahren außer Mode.««

Dick lachte.

»Immerhin – sei ein lieber Junge und geh heute abend mit mir zu Arrids. Ich bin gebeten worden, Seiner Hoheit meine Höflichkeit zu erweisen. Wir brauchen dort nicht länger als eine halbe Stunde zu bleiben.«

Bobby brummte, legte seine Zeitung auf den nächsten Sessel und richtete sich in seiner ganzen Größe auf.

»Soll ich mein Perlenkollier oder mein Rubinarmband tragen?« fragte er sarkastisch. »Heute abend hatte ich ausgerechnet eine Verabredung ins Theater mit der süßen Kleinen –«

»Da kannst du ja immer noch hingehen«, sagte Dick. »Wir werden bei Arrids nicht länger als eine halbe Stunde bleiben.«

Als die beiden abends im Hotel ankamen, flutete eine erlesene Gesellschaft über die breite Treppe, die zum ersten Stock führte. Alles, was in London einen Namen beanspruchte, war zugegen: Mitglieder des Parlaments, frühere Minister, die eine Partei führten und in den nächsten Jahren keinen Regierungsposten übernehmen wollten. Es waren Damen da, die sich überall in der Gesellschaft, außer bei Hofe, zeigten, ältere Beamte, die früher in Indien gedient hatten sowie Journalisten und Schriftsteller.

»Dort ist Diana Martyn«, sagte Bobby plötzlich. Als Dick aufschaute, sah er sie oben auf dem Treppenabsatz stehen. Sie lehnte sich an die Balustrade und sprach mit Colley Warrington. Als er an ihr vorbeiging, würdigte sie ihn eines Lächelns und nickte ihm kühl zu.

»Das ist ein unerwartetes Vergnügen, Dick«, sagte sie geistesgegenwärtig.

Dick konnte sich kaum vorstellen, daß er einmal mit diesem ruhigen, schönen Mädchen verlobt war oder daß die Trennung von ihr einmal eine Tragödie für ihn gewesen war. Er konnte sie jetzt ohne Verwirrung wiedersehen und sie sogar bewundern. Denn ihre elfenbeinfarbene Haut und ihre tiefen, dunklen Augen machten sie zu einer seltenen Schönheit. In dem perlengestickten Kleid und der großen Smaragdkette sah sie bezaubernd aus.

»Sind Sie schon verheiratet?« fragte sie ihn lächelnd.

»Noch nicht«, antwortete er ernst.

»Ein kleiner Vogel hat mir ins Ohr gesagt, daß Sie die Absicht haben...«, sie vollendete den Satz nicht.

»Diesmal hat Ihnen der kleine Vogel die Wahrheit erzählt«, erwiderte er auf ihre Herausforderung.

»Wie reizend!« sagte sie vor sich hin.

Im nächsten Augenblick wurden sie getrennt. Er wandte sich zu den offenen Türen, die zu den Salons führten, wo Seine Hoheit die Gäste empfing.

Sie drängten sich durch die Menge. Dick blieb einen Augenblick starr vor Erstaunen stehen. In der Mitte des Saales stand der Radscha in einem amethystfarbenen Seidengewand, das an der Hüfte durch einen breiten Silbergürtel zusammengehalten war. An seinem Hals glänzten unheimlich viele Perlenschnüre. Aber es war nicht die Erscheinung des Inders, die Dick so packte.

Ein schlankes Mädchen in weißem Kleid unterhielt sich mit dem Fürsten. Sie kehrte Dick den Rücken zu, aber er hatte sie sofort erkannt.

»Donnerwetter!« stieß Bobby hervor. »Ist das nicht deine Hope?«

»Ich weiß nicht, was du mit ›deine Hope‹ sagen willst«, entgegnete Dick unnötig aufgebracht. »Es ist Miss Joyner, soviel ich weiß.«

In dem Augenblick wandte sie sich um und grüßte ihn mit einem Lächeln. Er ging auf die Gruppe zu und machte eine steife Verbeugung vor dem Inder.

»Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie gekommen sind, Sir Richard«, sagte der Fürst in seiner gezierten Weise und musterte dabei Dick mit einem etwas trägen Blick, der unter schweren Augenlidern hervorkam. Er schien von seinem Kommen nicht besonders erfreut. »Ich hoffte Sie damals im Tower zu treffen, aber Sie waren leider nicht zugegen. Kennen Sie Miss Joyner?«

Dick lächelte bestätigend dem Mädchen zu.

»Ein alter Freund?« fragte der Fürst mit einem gewissen Mißtrauen. »Dann sind Sie zu beneiden.«

Ein anderer Herr ließ sich vorstellen. Dick führte Hope zum großen Mißvergnügen des Fürsten mit sich aus dem Kreis.

»Um Himmels willen, wie kommen Sie denn in diese Gesellschaft?« fragte er erstaunt.

Sie lachte leise.

»Ich beteilige mich auch an den Dingen der großen Welt. Wußten Sie das nicht, Dick?« antwortete sie. »Ich gehöre der Gesellschaft zur Befreiung der orientalischen Frauen an, aber ich habe mich noch nicht eingehend damit beschäftigt.«

Lady Silford bat mich, Mitglied des Komitees zu werden.«

Dick kannte Lady Silford sehr wohl als eine Dame mit gesellschaftlichem Ehrgeiz und kleinem Einkommen. Man erzählte sich, daß sie eine der vielen war, die von dem reichen Inder unterstützt wurden. Er zweifelte keinen Augenblick, daß die Einladung an Miss Joyner nur im Auftrag des Fürsten von Lady Silford weitergegeben worden war. Einen Augenblick lang war er besorgt, denn er wußte einiges von dem Privatleben des Radscha.

»Ich habe für die ganze Bewegung zugunsten der braunen Frauen nicht viel übrig«, sagte er. »Es gibt eine große Anzahl einwandfreier Gesellschaften, die wirklich Gutes tun, aber die Gesellschaft zur Befreiung der orientalischen Frauen ist ein Schwindel. Die Polizei hat die Kollekte verboten.«

»Ich bin auch nicht gar so stark daran interessiert«, bekannte sie, als sie der Tür zuschritten. In dem breiten Gang trafen sie mit Diana zusammen. Miss Martyn grüßte Hope mit einer liebenswürdigen Begeisterung, wie sie nur die engste Freundschaft hätte rechtfertigen können.

»Sieh da, unsere liebe kleine Hope!« plauderte sie. »Ist sie – die Glückliche, Dick?«

Hope ersparte ihm die Unannehmlichkeit einer Antwort.

»Ich sah Sie schon, als ich die Treppe heraufkam, aber ich hatte keine Gelegenheit, mit Ihnen zu sprechen, Miss Martyn. Ich möchte Ihnen etwas übergeben.«

Sie öffnete ihre diamantengeschmückte Handtasche und nahm ein flaches Lederetui heraus.

»Dies wurde mir durch einen Boten überbracht, gerade als ich Devonshire House verlassen wollte«, sagte sie. »Die Karte des Fürsten liegt in dem Etui. Ich nehme an, daß hier ein Irrtum vorliegt. Wollen Sie bitte so liebenswürdig sein und die Sache für mich in Ordnung bringen?«

Diana nahm das kleine Kästchen zögernd entgegen.

»Ich weiß nicht, was das alles bedeuten soll!«

»Es ist eine Perlenkette«, sagte Hope ruhig. »Würden Sie die Güte haben und Seiner Hoheit bestellen, daß es in England nicht üblich ist, daß eine Dame Geschenke annimmt – selbst nicht von Fürsten aus dem goldenen Orient?«

Dick sah, wie Diana errötete.

»Weshalb sollte ich denn für Sie den Boten spielen?«

»Weil...« Hope lächelte – »Sie werden die Karte des Fürsten in dem Etui finden. Meine Adresse ist darauf geschrieben – und zwar mit Ihrer Handschrift!«

»Warten Sie einen Augenblick!«

Dianas Stimme wurde hart. Sie streckte ihre Hand aus, um Hope zurückzuhalten, als sie fortgehen wollte.

»Ich sehe nicht ein, warum Sie nicht ein kleines Geschenk annehmen sollten, wenn Seine Hoheit Sie so auszeichnen will. Und dann« – sie zuckte verächtlich die Achseln –, »Sie sind doch niemand Besonderes. Verzeihen Sie, wenn ich so offen rede – ich meine, man findet Ihren Namen weder in den Listen des Landadels noch im Debrett oder in sonst einem dieser nützlichen Bücher.«

»Sie finden ihn auch nicht in Carlows Liste«, sagte Hope kühl.

Diana wurde dunkelrot vor Ärger. Sie blieb mit einem leeren Lächeln stehen, aber in ihren Augen lauerte ein haßerfüllter Blick, wie ihn Dick nur einmal früher gesehen hatte.

»Wer ist denn eigentlich Carlow?« fragte er Hope, als sie aus dem Gedränge herauskamen.

»Wissen Sie das nicht?« meinte sie unschuldig. »Carlow ist eine große Nachrichtenagentur, die ihren Kunden streng vertraulich und geheim eine Liste zuschickt. Ich gehöre auch zu ihren Kunden. Die Liste enthält alle Namen von Leuten in England, besonders in London, die von dunklen Geschäften leben.«

»Sie sind doch ein außergewöhnliches Mädchen!« sagte Dick.

»Bin ich das?« lächelte sie, obgleich ihr in ihrem Leben niemals so wenig zum Lachen zumute war wie in diesem Augenblick. »Aber ich bin auch in einer außergewöhnlichen Lage.«

Sie lehnte seine Begleitung ab und fuhr allein nach Hause. Ihre Gefühle und Gedanken waren in hellem Aufruhr. Diana Martyn hatte das ausgesprochen, was ihr soviel Unruhe, Sorge und Kummer bereitete. Sie hatte die verhängnisvolle Frage angeschnitten, die sie sich selbst in den letzten fünf Jahren immer wieder vorlegte.

*

Sie war ein »Niemand« – Diana hatte die Wahrheit gesagt. Sie wußte nur, daß ihre Eltern tot waren und daß sie Landbesitz in Südamerika hatte. Sie verfügte über ein fürstliches Einkommen, das regelmäßig Anfang jeden Vierteljahres von gewissen Rechtsanwälten auf ihr Bankkonto eingezahlt wurde. Sie wußte auch, daß diese Firma sonst mit den dunkelsten Leuten in Verbindung stand. Weiter war ihr nichts über ihre eigene Person bekannt.

Sie hatte niemals ihren eigenen Geburtsschein gesehen. Ebenso wenig wußte sie, in welchem Land sie das Licht der Welt erblickt hatte. Der geheimnisvolle Mr. Hallett hätte es ihr sagen können, aber sie hatte ihn ja nie gesehen. Sie wußte nichts von ihm, nur daß er ein älterer Herr war, der sehr viel reiste und blind war, solange sie sich erinnern konnte. Aber sie hatte in Mr. Halletts Haus jahrelang gelebt, dort ihre Schulferien zugebracht, hatte sich an dem ganzen Landsitz erfreuen dürfen und war auf den Pferden geritten. Die Dienerschaft hatte sie als Herrin respektiert und für sie gesorgt.

Sie sah diesen ruhelosen Mann, der immer zu reisen schien – bald in Indien, bald in Amerika, dann wieder in Südeuropa – schließlich als das Symbol aller Wirrnisse in ihrem Leben an. Manchmal haßte sie ihn. Niemals beantwortete er die Briefe, die sie ihm schrieb, nie hatte er ein freundliches Wort an sie gerichtet. Sie bekam Geschenke zu ihrem Geburtstag und zu Weihnachten. Am 10. Juni jedes Jahres erhielt sie regelmäßig Blumen, aber sie hatte noch nie eine Zeile von ihm gesehen. Er war ein Mann, der seine Pflicht ohne Herzlichkeit mechanisch erfüllte, und es bedrückte sie, daß er ihr immer aus dem Weg ging. Sie wußte genau, daß es kein Zufall war, daß er Monk's Chase stets einen Tag vor ihrer Ankunft verließ, wenn sie auf Sommerferien kam, und erst einige Tage nach ihrer Abreise wieder dorthin zurückkehrte. Ihre Briefe ließ er durch seinen Bankier beantworten, einen verdrießlichen alten Mann, der in einem schmutzigen Büro in der Threadneedle Street wohnte und der nicht mehr Interesse an ihr nahm als Mr. Hallett selbst.

Als ihre Zofe ihr an diesem Abend beim Auskleiden half, mußte sie viel an Monk's Chase denken, besonders an den kleinen Bücherschrank in der Bibliothek. Nannie, ihre geschwätzige Kinderfrau, hatte ihr einmal verraten, daß er die Lösung aller Geheimnisse enthalte, die sie so gerne enthüllen wollte. War das nun eine Erfindung der alten Frau, um ihr etwas Angenehmes zu sagen oder sie zu beruhigen? Oder war es möglich, daß in dem Bücherschrank –?

In einem Augenblick kindlicher Abenteuerlust hatte sie damals alle Schlüssel, die sie entdecken konnte, nach einem durchsucht, der zu dem Bücherschrank paßte. Schließlich fand sie auch einen, aber gerade als sie aufschließen wollte, hörte sie die Schritte eines Dienstabotens, der in den Raum kam. Erschrocken schloß sie wieder zu und ging fort. Alle diese Jahre hindurch hatte sie aber den kleinen Schlüssel in einem Ledertäschchen aufbewahrt. Jetzt war die günstige Gelegenheit vorbei.

Sie war ein Niemand! Diana Martyn hatte recht. Einige Monate früher hätte sie über eine solche herausfordernde Bemerkung nur gelacht, aber jetzt hatte sie Grund, diesen Schandfleck auszulöschen. Sie war klug und besaß genügend allgemeine Weltkenntnis, um sich alle Möglichkeiten vorzustellen, die das Geheimnis ihrer Geburt umgeben konnten. Sie wußte, daß reiche Leute Kinder unterhielten, die nicht ihre eigenen waren. Ihr selbst hätte das wenig ausgemacht, aber seitdem Dick Hallowell in ihr Leben getreten war, wurde ihr die Ungewißheit über sich selbst immer unerträglicher. Sie hätte ihm alles sagen mögen alles was sie wußte –, sie war ja auch dann seiner Zuneigung sicher. Er würde sie nicht enttäuschen. Selbst wenn sie das Schlimmste erfahren sollte, fürchtete sie nicht, seine Liebe zu verlieren.

Am nächsten Morgen wachte sie wieder mit dem Gedanken an Monk's Chase und den kleinen Bücherschrank auf. Am Nachmittag faßte sie einen Entschluß. In ihrem Besitz befand sich auch der Schlüssel der hinteren Tür ...

4

Nachdem Hausmeister Stimmings das große Tor von Monk's Chase für die Nacht mit Riegeln und Ketten geschlossen hatte, berichtete er seinem Herrn, daß der Himmel seine Schleusen geöffnet habe. Doch der zeigte wenig Interesse für diese Mitteilung. Den ganzen Nachmittag hatte es schon geregnet, und beim Abendessen war das Unwetter heftig geworden. Es goß in Strömen. Unterhalb Lower Oaks hatte sich in der Talsenkung ein Teich gebildet. Nur die Mitte der Fahrstraße ragte daraus hervor. In den Gräben zu beiden Seiten flossen Gießbäche, die von den Hügeln von Black Wood kamen und sich vor dem Pfortnerhaus zu einem kleinen See ansammelten.

Die Nacht war pechschwarz, und man hörte nichts als das Pladdern des niederfallenden Wassers.

Der Postomnibus von Worplethorpe fuhr langsam durch den plätschernden Regen. Das Keuchen seines alten Motors gab eine melancholische Begleitung zu dem Quietschen der Reifen auf der nassen Straße.

Unter einem Baum zog der Chauffeur die Bremsen an. Die Tür des alten Wagens klappte auf, und eine schlanke Gestalt stieg heraus.

Es war ein Mädchen, das von Kopf bis Fuß in einen glatten, schwarzen Regenmantel eingehüllt war. Sie hatte die Kapuze bis zu den Augen heruntergezogen, so daß man in dem Scheinwerferlicht nur wenig von ihrem Gesicht sehen konnte.

»Ich danke Ihnen, das genügt«, sagte sie. »Vielleicht können Sie mich auf Ihrer Rückfahrt wieder mitnehmen. Ich werde auf jeden Fall hier warten.« Der Chauffeur neigte sich vor.

»Wollten Sie nicht nach Monk's Chase – Miss? Ich kann Sie doch bequem bis vor die Haustür fahren. Wenn Sie gehen, werden Sie durch und durch naß werden.«

»Nein, ich danke Ihnen«, sagte sie hastig. »Ich möchte nicht das ganze Haus aufwecken.«

Sie schritt schnell aus, und der Fahrer zuckte die Achseln, als sie an ihm vorbeiging.

Das Pfortnerhaus war leer und verlassen. Die eisernen Türen waren leicht angelehnt. Sie konnte sich erinnern, daß früher hier der alte Gärtner gewohnt hatte, aber er war gestorben, als sie noch zur Schule ging. Sie mußte bis zu den Knöcheln durch das Wasser waten und war froh, daß sie ihre hohen Gummischuhe angezogen hatte. Das war wenigstens ein guter Gedanke bei all den Plänen gewesen, die sie sich heute nachmittag überlegt hatte. Jetzt war die Mitte der Fahrstraße erreicht, die zum Haus führte. Sie empfand es sehr unangenehm, durch den strömenden Regen zu wandern. Die hohen Pappeln, die den Weg zu beiden Seiten einsäumten, boten ihr gar keinen Schutz.

Die Nacht war sehr dunkel. Als sie näher kam, hob sich vor ihren Augen die große Masse des Gebäudes undeutlich von den Hügeln des Hintergrundes ab. Das Haus selbst schien wie ausgestorben, nirgends war ein Licht zu sehen. Soviel sie wußte, zog sich Mr. Hallett abends frühzeitig zurück. Ihr Herz schlug wild, als sie den ovalen Rasenplatz überquerte und um den Ostflügel herum nach hinten ging.

Sie war nicht bei Verstand – das sagte sie sich alle paar Sekunden. Es war doch sinnlos, weiterzugehen. Diesen ganzen abenteuerlichen Plan auszudenken war Wahnsinn, und noch verrückter war es, ihn auszuführen. Sie stand jetzt vor der kleinen Hintertür und hielt den Schlüssel in ihrer zitternden Hand. Unheimlich erhoben sich vor ihr die grauen, mit Efeu bewachsenen Wände.

Aber wenn ihr die Kinderfrau die Wahrheit gesagt hatte und hinter der kleinen Tür in der Wand die Lösung aller Rätsel lag, war sie berechtigt, so zu handeln.

Sie steckte den Schlüssel ins Schloß und drehte um. Nur schwer öffnete sich die Tür unter ihrem Druck. Sie zog eine kleine Taschenlampe aus der Tasche und leuchtete damit den schmalen, fliesenbelegten Gang ab, bevor sie die Tür schloß und sich geräuschlos in ihren Gummischuhen vorwärts bewegte. Sie stieg drei Steinstufen zu einer zweiten Tür hinauf. Auch diese ließ sich mit demselben Schlüssel öffnen. Jetzt kam sie in einen langen, breiten Korridor, der mit dicken Teppichen belegt war. In regelmäßigen Zwischenräumen standen hier kleine Statuen, alte Armsessel und Stühle – die übliche Ausstattung, die sie genau kannte.

Es hatte sich nichts geändert, seitdem sie das letztemal hier gewesen war. Alles war ihr vertraut, die verblichenen Porträts in den schweren Goldrahmen, die Gobelins, die einen Teil der Wand bedeckten, die langen, dunkelroten Übergardinen, die das Fenster am Ende des Ganges schmückten.

Nur gedämpft vernahm man hier das Tropfen des herabströmenden Regens. Sie konnte das schwere Ticken der altertümlichen Standuhr in der großen Halle hören. Irgendwo im Haus klapperte ein loser Fensterflügel im Sturm. Sie atmete tief auf, als sie schnell die lange Galerie entlangging. Dann wandte sie sich nach rechts und trat in die Halle. Wieder machte sie halt und lauschte. Sie schaute umher und versuchte, mit ihren Blicken die Finsternis zu durchdringen. Gespenstisches Licht drang durch die langen, mit Eisengittern versehenen Fenster, die zu beiden Seiten des Haupteinganges lagen. Die große, gewundene Haupttreppe, die vom Erdgeschoß nach oben führte, konnte sie mehr ahnen als sehen. Sie mußte all ihre Kraft zusammennehmen, um die Halle zu durchschreiten. Dann stand sie vor der Tür zur Bibliothek und drückte leise die Türklinke herunter.

Im Kamin brannte Feuer. Ein großer Armsessel verdeckte ihn, aber sie sah den roten Widerschein des Feuers an den Wänden und auf den Möbeln. Offenbar war der Raum leer. Sie erkannte den Stuhl und nickte unwillkürlich. Dort hatte sie als Schulmädchen immer zusammengekauert gesessen und romantische Geschichten verschlungen. Ihre Blicke streiften durch den Raum und blieben an dem kleinen Bücherschrank hängen. Sie biß die Zähne zusammen und ging schnell über den weichen Teppich. Zitternd nahm sie den kleinen Schlüssel aus ihrer Handtasche und öffnete ...

Leer! Mit offenem Mund starrte sie hinein.

Sie schrak auf und wäre fast umgesunken. Aus dem Stuhl stieg eine dünne Wolke bläulichen Rauchs auf.

»Wollen Sie nicht bitte die Tür schließen? Es zieht.«

Die Stimme klang sanft und gedämpft. Sie blickte starr zum Kamin hin und zog dann verzweifelt einen kleinen Browning aus ihrer Tasche.

»Rühren Sie sich nicht«, sagte sie. »Ich – ich habe eine Waffe.«

Aus dem Stuhl erhob sich ein schlanker, grauhaariger Herr. Ein Paar große, dunkle Brillengläser verdeckten sein schönes Gesicht. Zwischen den Zähnen hielt er eine große Pfeife. Er war im Abendanzug, jedoch war sein Rock aus schwarzem Samt.

»Kommen Sie und setzen Sie sich – kommen Sie ans Feuer«, sagte er. »Sie müssen naß sein.«

Sie zögerte und ging dann langsam näher, die zitternde Hand um die Pistole gekrampft.

»Rühren Sie sich nicht!« Sie erkannte ihre eigene Stimme kaum wieder. Dann hörte sie ein tiefes Lachen.

»Ich vermute, Sie haben einen Revolver oder etwas ähnlich Dramatisches in der Hand? Wie können Sie nur! Aber wollen Sie nicht wirklich die Tür schließen? Ich bin gegen Kälte sehr empfindlich.«

Sie ging zur Tür. Hier war eine Gelegenheit – sollte sie fliehen? In wenigen Sekunden konnte sie aus dem Haus sein. Aber er hatte sie gesehen, und es wäre ihrer unwürdig gewesen, diesen Weg zu gehen. Seltsam, daß die Frage der Würde in einem solchen Augenblick überhaupt in Betracht kommen konnte.

Die Tür schloß sich, und sie ging zu dem Kamin zurück. Er hatte sich wieder gesetzt, die Pfeife zwischen den Zähnen, das Gesicht der Glut zugewandt.

»Sie kamen durch die Hintertür? Ich hätte das Schloß ändern lassen sollen. Wollen Sie sich nicht setzen?«

Sie zögerte.

»Ach, ich weiß, daß Sie eine Frau sind«, fuhr er mit seiner weichen Stimme fort. »Ich hörte das Rauschen Ihres Kleides, obwohl es natürlich ein Regenmantel sein wird. Was wünschen Sie?«

Sie feuchtete die Lippen an, ihre Kehle war ausgetrocknet. Zweimal setzte sie an, bevor sie sprechen konnte.

»Ich wollte etwas holen – das ich in diesem Zimmer vermutete. Nichts – Wertvolles ... für irgend jemand außer mir. Können Sie denn nicht sehen ... und erraten?«

Er lächelte leise.

»Ich kann wohl raten, aber nicht sehen. Ich bin blind.«

Er sagte das in so ruhigem, sachlichem Ton, daß sie eine Zeitlang diese Tatsache gar nicht begriff.

»Blind?« sagte sie dann leise. »Oh, ich bin ... Das tut mir sehr leid.«

Und doch war sie erleichtert. Er konnte sie nicht sehen – und würde sie also niemals wiedererkennen, wenn sie ihm noch einmal begegnete.

»Ich wollte Sie wirklich nicht berauben«, sagte sie. »Nur – ich – meine Verwandten verließen dieses Haus letzten Sommer und – ich ließ hier etwas zurück, von dem niemand außer mir etwas wissen sollte.«

Sie fühlte sich sicherer. Sie wußte, daß in den Sommermonaten Monk's Chase einer reichen amerikanischen Familie überlassen worden war.

»Ah, Sie gehören zur Familie Osborn, nicht wahr? Nun gut, gnädige Frau, nehmen Sie bitte das, was Sie suchen. Es tut mir leid, wenn ich Sie erschreckt habe.«

Sie sah noch einmal zu dem offenen Bücherschrank hinüber.

»Es ist schon fortgenommen worden«, sagte sie. »Und nun will ich wieder gehen, ja?«

Er erhob sich und schritt mit ihr quer durch den Raum. Seine Finger berührten die Möbel, an denen er vorbeiging. Sie wandten sich nach rechts, gingen durch die Halle und kamen zu dem kleinen Seitengang. Einen Augenblick stand er mit ihr außerhalb der Hintertür, und der Regen tropfte auf beide nieder.

»Gute Nacht«, sagte er. »Hoffentlich werden Sie nicht zu naß.«

Er wartete, bis er ihre eiligen Schritte nicht mehr hörte, dann wandte er sich um, verschloß und verriegelte die Hintertür und kehrte in die Bibliothek zurück.

Als er eintrat, machte er alle Lichter an und ging zum Kamin. Fünf Minuten lang saß er bewegungslos, seine Stirn lag in tiefen Falten. Dann stopfte er langsam seine Pfeife, entzündete sie, setzte die dunkle Brille ab, nahm eine Zeitung vom Stuhl auf und fuhr in seiner Lektüre fort, die durch das Knarren der Hintertür unterbrochen worden war. Und er las ohne Hilfe eines Glases die kleinsten Buchstaben.

»Arme Hope Joyner!« murmelte er zwischen den Rauchwolken. »Arme Hope Joyner!«

5

»Ich möchte dir die Wahrheit mitteilen«, sagte Hope verzweifelt. Dick Hallowell lachte.

»Ein löblicher Vorsatz«, meinte er. »Aber ich denke, ich kann es auch so aushalten. Was quält dich, Liebling?«

Er nahm ihre Hände in die seinen, und sie ließ sie ihm eine Sekunde lang.

»Du wirst nichts mehr von mir wissen wollen – wenn du alles erfahren hast«, sagte sie krampfhaft. »Erinnerst du dich an das, was Diana Martyn über mich gesagt hat?«

»Diana spricht so vieles über alle Leute, daß ich es nicht behalten kann«, sagte Dick lächelnd.

»Natürlich erinnerst du dich! Sie sagte, ich sei ein ›Niemand‹.«

»Das ist absurd«, sagte Dick. »Du bist doch da, bist ein reizendes, entzückendes Mädchen, das mich in seinem wunderschönen Salon zum Tee einlädt. Du bist genauso vorhanden wie das Hotel Ritz, das ich durch dein Fenster sehen kann.«

»Rede keinen Unsinn. Sie meinte, ich hätte keine Abstammung, keine Eltern ... Es bestände die Möglichkeit, daß ich ... ach, irgend etwas Schreckliches sein könnte, das du dir selber ausdenken magst. Du verstehst doch etwas von Heraldik und weißt, was schwarze Felder im Stammbaum bedeuten?«

»Also, das ist deine ganze Sorge?« fragte Dick. »Kommt es denn darauf überhaupt an? Schwarze Felder kommen in allen, selbst den besten Stammbäumen vor. Ich weiß nicht, ob in meinem nicht auch welche vorhanden sind.«

Daß er so ohne weiteres über diesen Punkt hinwegging, nahm ihr den Atem. Für einen Augenblick war sie erleichtert, im nächsten aber wieder voller Sorge.

»Ich weiß nicht, ob es auch bei mir zutrifft«, sagte sie. »Es ist schrecklich von dir, Dick, daß du so etwas glaubst.«

»Ich glaube nichts anderes von dir, als daß du das liebste Mädchen auf der ganzen Welt bist. Ich werde dich heiraten, meinen Militärdienst quittieren und sehr glücklich mit dir werden!«

»Sei doch bitte vernünftig, Dick. Siehst du denn nicht, in welcher ungewisser Lage ich bin? Ich weiß nicht, woher ich mein Geld bekomme, ich weiß nicht, wer meine Eltern sind. Ich bin direkt ein – Niemand! Ich muß darauf zurückkommen. Früher machte mir das nichts aus, und ich kümmerte mich nicht darum, bis – nun, bis du in mein Leben kamst.«

Sie dachte ein wenig nach, ihre Brauen zogen sich zusammen, dann fuhr sie fort. »Ich will dir etwas erzählen.« Ohne ihr Vorgehen zu entschuldigen oder zu beschönigen, berichtete sie ihm von ihrem Besuch in Monk's Chase.

Dick hörte gespannt zu.

»Du bist doch ein unvorsichtiger Naseweis, daß du dich ohne Grund solchen Gefahren aussetzt«, sagte er. »Wer ist eigentlich Hallett?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich weiß nichts von ihm, nur daß er sehr reich und teilnahmslos ist, wenigstens soweit ich in Frage komme. Er besitzt einen großen Landsitz in Kent. Den größten Teil meiner Kindheit brachte ich dort zu.«

»Hast du ihn niemals gesehen?«

»Nie, er war immer auf Reisen, wenn ich in Monk's Chase war. Ich habe seine Rechtsanwälte gefragt, ob er irgendwie mit mir verwandt sei, aber sie haben mir nie etwas darüber mitgeteilt.«

»Er ist also nicht mit dir verwandt?« fragte Dick.

»Kaum. Er kannte meine Mutter – ich habe die Vermutung, daß eine romantische Geschichte hereinspielt, aber ich konnte ja nie mit Mr. Hallett darüber sprechen. Er ist einer der Zeugen unter dem Testament meines Vaters – wenigstens vermute ich das!«

»Hast du jemals das Testament gesehen?«

»Nein, Dick, ich habe überhaupt nichts gesehen. Ich weiß nur, daß ich ein sehr großes Einkommen beziehe, und wenn ich mit zweifelhaften oder schlechten Leuten zusammenkomme, erhalte ich von meinen Rechtsanwälten eine scharfe Warnung, in der mir mitgeteilt wird, daß ich eine unerwünschte Bekanntschaft gemacht habe. Sie schicken mir auch immer Carlows Liste zu.«

»Und hast du keine anderen Verwandten?«

»Keine«, antwortete sie ein wenig verstört. Aber dann lachte sie wieder. »Du siehst, daß ich ein Niemand bin.«

»Ich vermute, du wirst von deinen Rechtsanwälten meinetwegen auch einen Brief bekommen«, bemerkte er. »Wenn ich auch selbst keinen Anlaß gebe, so habe ich doch sehr unerwünschte Verwandte!«

Er dachte noch über diesen letzten Punkt nach, als er Piccadilly hinunterging, und es war kein Zufall, wie es zuerst schien, daß er seinem Bruder begegnete, als er den Platz betrat. Graham Hallowell sah nicht mehr wie ein heruntergekommener Umhertreiber mit abgetretenen Absätzen aus. Er war tadellos nach der neuesten Mode gekleidet und von den Spitzen seiner Lackschuhe hin bis zum grauen Zylinder ein Bild äußerster Vornehmheit. Einen Augenblick war Dick sprachlos, dann aber mußte er lächeln und wollte vorbeigehen. Doch Graham hielt ihn an.

»Wenn es dir nicht zu unangenehm ist, dich mit einem früheren Sträfling sehen zu lassen, möchte ich ein paar Worte mit dir sprechen, Dick«, sagte er kühl.

»Das können wir gleich hier erledigen«, antwortete sein Bruder. »Aber wenn es sich um Geld handelt –«

Graham lächelte spöttisch. »Denkst du immer nur an Geld?« fragte er. »Nein, ich möchte mit dir über Diana reden.«

Das Lächeln verschwand von Dick Hallowells Zügen.

»Das ist ebenso zwecklos –«

»Sie möchte gern mit dir in gutem Einvernehmen stehen. Das ist alles«, sagte Graham. »Es hat keinen Zweck, dauernd auf dem Kriegsfuß miteinander zu leben. Kannst du denn nicht vergessen, daß sie jemand andern dir vorgezogen hat?«

»Wenn ich alles überdenke«, sagte Dick schnell, »so erinnere ich mich daran nur dankbar – es ist das einzige, wofür ich ihr zu danken habe.«

Er sah auf seine Uhr.

»Es tut mir leid, ich habe keine Zeit mehr, Graham. In fünf Minuten muß ich einen Freund treffen. Aber du kannst Diana von mir bestellen, daß ich ihr nichts nachtrage. Deine Rederei vom Kriegsfuß ist sehr überflüssig. Ich wünsche aber nicht, sie zu treffen, nicht weil ich ihretwegen unglücklich bin, sondern weil sie für Dinge eintritt, die ich verabscheue – und weil sie falsch ist. Verglichen damit ist es ja kaum der Rede wert, noch die Untreue zu erwähnen.«

Mit einem Kopfnicken ging er weiter. Graham blieb auf dem Bürgersteig stehen und sah ihm nach, wie er die Straße überquerte und in der Menge verschwand.

Diana erwartete Graham Hallowell in ihrem Empfangszimmer. Mit feinem weiblichen Instinkt fand sie bald heraus, daß die beiden Brüder sich getroffen hatten.

»Er war wie gewöhnlich unfehlbar wie Gott selbst«, sagte Graham aufgebracht, als er sich in einem Sessel niederließ und in seiner Tasche nach der Zigarettendose suchte. »Er hat dir vergeben, aber er wünscht, nicht mehr mit dir in Berührung zu kommen.«

»Was hattest du denn erwartet?«

»Ich dachte, es würde leichter sein, wenn wir wieder zusammenkämen, aber der Mensch ist hart wie Stein.«

Sie wippte unruhig mit einem Fuß hin und her und beobachtete ihn scharf.

»Du bist ein Mann«, sagte sie. »Hast du denn mit ihm über eine Unterstützung gesprochen?«

Graham Hallowell lachte rauh.

»Unterstützung? Was glaubst du wohl, was Dick dazu gesagt hätte! Diese Frage hat er gleich von vornherein abgeschnitten. Aber abgesehen davon werde ich viel Geld verdienen, ohne irgendwie Gefahr zu laufen, wenn Trayne mich wirklich für eine Sache braucht.«

Diana biß sich nachdenklich auf ihre Lippen.

»Was ist das für eine Sache?« fragte sie.

»Wie, zum Teufel, soll ich das wissen?« Er war aufgeregt. »Trayne sagt dir doch nicht durchs Telefon, was er von dir will. Ich habe noch nie mit ihm in Verbindung gestanden. Du vielleicht schon, Diana?«

Sie ging der Frage aus dem Weg.

»Er ist sehr freigebig«, gab sie zu, »und sehr gefährlich.«

»Warum gefährlich?« fragte er schnell.

»Ich glaube bestimmt, daß Leute wie er gefährlich sind«, sagte sie noch in Gedanken. »Die Arbeit, die ich einmal für ihn leisten sollte, war nicht sehr schwer, aber ich übersehe nun, daß sie für seine Pläne notwendig war. Es ist jetzt zwei Jahre her, da ersuchte er mich, Lord Firlingham zu einem seiner Spielklubs am Portland Place mitzunehmen. Ich hatte nur zu erwähnen, daß mir dort einige Leute bekannt seien. Wir sprachen auf dem Rückweg von der Oper dort vor. Firlingham verlor vierzigtausend Pfund beim Bakkarat in jener Nacht. Ich erfuhr es erst einige Tage später, dann als ich ihn verließ, gewann er dauernd. Die Vermutung, daß sie ihm Geld abgenommen hatten, kam mir erst, als ich zweitausend Pfund in Banknoten erhielt.«

»Zweitausend Pfund?« Er begann leise zu pfeifen. »Der Mann bezahlt wirklich gut.«

»Zuerst gefiel mir die Sache nicht«, sagte sie vergnügt, »aber Firlingham ist ein schrecklicher Kerl, einer der unangenehmsten Menschen, die ich je kennenlernte.«

Sie schaute auf die kleine Uhr, die auf dem Kamin stand.

»Wir müssen gehen.«

Graham schaute sie überrascht an. »Willst du auch zu Tiger?«

Sie nickte.

»Ich bin von dritter Seite aufgefordert worden, dich zu begleiten – es soll nicht mein Nachteil sein«, sagte sie trocken.

Nicht weit entfernt vom Soho Square liegen die schönen Gebäude des Mousetrap-Klubs (Mausefallen-Klubs), eines Vereins, dessen Mitgliederliste einige der berühmtesten Namen des Landes aufweist. Der Luxus dieser Räumlichkeiten und andererseits die wenig vornehme Lage deuteten auf etwas Außergewöhnliches. Man flüsterte allgemein davon, daß hier sehr hoch gespielt wurde; aber der Klub war besonders wegen seiner guten Küche und der äußerst niedrigen Preise bekannt.

Obgleich man wußte, daß hier gespielt wurde, hatte der Klub doch nie die Aufmerksamkeit der Polizei erregt. Ein- oder zweimal mischten sich hohe Beamte von Scotland Yard unter die Gäste, aber sie konnten nichts Auffälliges bemerken, höchstens, daß man Bridge zu fünfzig Pfund für hundert Punkte spielte. Und da die Frage, zu welchem Satz Bridge gespielt wird, eine rein interne Angelegenheit ist und höchstens das Klubkomitee etwas angeht, schritt man nicht ein. Wenn Bakkarat gespielt wurde, geschah es ohne offizielles Wissen der Klubleitung. Kein Fremder wurde zu diesen Sitzungen zugelassen, es sei denn, daß man seiner ganz sicher war. Niemals tauchte die Vermutung auf, daß das Spiel nicht einwandfrei sei, und doch gewann Mr. Trayne, der sowohl hoch setzte als auch manchmal die Bank hielt, unweigerlich.

Die Tischzeit war schon vorüber, als Diana mit Graham in das vornehme, ruhige Vestibül trat.

»Mr. Trayne befindet sich im Sekretariat«, flüsterte der grauhaarige Portier, und die Besucher folgten ihm über einen mit dicken Teppichen belegten Korridor nach der Rückseite der Gebäude. Der alte Mann machte vor einer Tür aus Rosenholz halt und klopfte.

Eine Stimme rief: »Herein!« Der Portier öffnete, trat zur Seite und ließ sie in das Zimmer eintreten. Dann schloß er die Tür wieder hinter ihnen.

Im Raum befand sich nur ein älterer Herr, der näher an Sechzig als an Fünfzig sein mochte. Gelassen beobachtete er die Besucher mit seinen klugen blauen Augen. Sein kurzgeschnittenes Haar war grau. Das glattrasierte, ausdrucksvolle Gesicht hatte keine Falten: Selbst wenn er saß, fiel seine Größe auf. Seine stattliche, kräftige Gestalt mit den breiten Schultern machte einen imponierenden Eindruck. Zwischen seinen blendend weißen Zähnen hielt er das Ende einer Zigarre. Fast wäre man versucht gewesen, diese Zähne für künstlich zu halten, aber dazu waren sie nicht regelmäßig genug. Das war Tiger Trayne, im Charakter mehr ein Löwe als eine Katze und weit menschlicher, wenn man ihm gegenüberstand, als Diana erwartet hatte.

Er erhob sich langsam, nahm die Zigarre aus dem Mund und legte sie in die Aschenschale.

»Willkommen in unserem Lager«, sagte er mit einem humorvollen Lächeln. »Sie sind Diana Martyn?«

Er sprach mit einer tiefen, wohltonenden Stimme. Die Worte kamen bedachtsam aus seinem Mund. Diana war noch nie mit jemand zusammengekommen, der sie so angenehm enttäuschte. Sie ahnte jetzt dunkel, wie dieser Herrenmensch trotz seiner vielen verbrecherischen Unternehmungen es immer vermeiden konnte, in einem Prozeß vor den Gerichtsschranken zu erscheinen. Sie erinnerte sich an alles, was Colley ihr von ihm erzählt hatte, an die Fallen, die man

ihm stellte, an das klug ausgearbeitete System, das man erdachte, um ihn zu fangen. Die Detektive zweier Weltteile hatten sich bemüht, diesen Tiger zu fangen, aber er hatte sie alle zum besten gehabt.

»Sie müßten sich doch noch auf mich besinnen können, Mr. Trayne«, sagte Diana. Man konnte seine Zähne sehen, als er lächelte.

»Es gehört zu meiner Politik, mich auf niemand zu besinnen und selbst meine besten Freunde als Fremde zu behandeln, die mir jedesmal neu vorgestellt werden müssen. Das ist ein sehr vernünftiges Prinzip – Sie sollten es sich auch zu eigen machen.«

Er sprach zu ihr, aber auf Graham ruhten seine Blicke.

»Und Sie sind Mr. Hallowell? Bitte, nehmen Sie Platz. Wünschen Sie Kaffee?«

Er drückte auf einen Knopf, und einen Augenblick später gab er den Auftrag, obgleich weder ein Diensthote noch ein Telefon zu sehen war. Von der Wand antwortete eine tiefe Stimme: »Ja, Sir.« »Ich habe dort einen kleinen Lautsprecher anbringen lassen, er ist in der Holztäfelung. Sie können ihn nicht sehen.«

»Fürchten Sie denn nicht, daß man Sie belauschen könnte?« fragte Diana interessiert. Aber er lachte.

»Ich kann nur belauscht werden; wenn ich es wünsche. Sie waren auf dem Land?«

Er sprach zu Graham, der genügend mit dem Jargon seiner früheren Kameraden vertraut war, um die feine Anspielung auf seine Gefängniszeit richtig zu verstehen.

»Ja«, sagte er kurz.

»Das ist traurig – sehr traurig.« Tiger Traynes Stimme klang mitfühlend. »Sie hätten nicht aufs Land zu gehen brauchen, wenn jemand für Sie gedacht hätte. Generale sind arme Schlucker, wenn sie selbst mit dem Bajonett kämpfen wollen. Und die klügsten und tapfersten Soldaten würden wiederum als Generale wenig taugen.«

Er reichte Graham eine Kiste Zigarren.

»Niemand kann erfolgreich Verbrechen begehen, wenn er sich nicht auf den Standpunkt der Polizei stellt. Er muß wie ein Detektiv denken und Pläne machen lernen. Ein gewöhnlicher Einbrecher, der einen Coup plant, sieht nur seine Beute und ist blind gegen die Gefahren der Entdeckung. Wenn er mit seiner Überlegung fertig ist, geht er so an die Arbeit, daß er sich überall verdächtig macht, so daß ihn selbst ein kurzsichtiger Amateur fangen kann. Moderne Schlachten werden durch Scheinangriffe gegen markierte Stellungen gewonnen.«

Sie unterbrachen ihn nicht, denn sie verstanden sofort – wenigstens Diana –, daß hier nicht ein geschwätziger Mann sprach, um sich selbst reden zu hören oder um seine Kenntnisse und Weisheiten bewundern zu lassen, sondern daß jedes Wort seine besondere Bedeutung hatte.

»Wenn ich im Begriff wäre, einen großen Diebstahl zu begehen oder auszudenken ... Jetzt kommt der Kaffee.«

Der verborgene Lift arbeitete geräuschlos, so daß die Besucher nichts hörten; als Tiger jedoch zur Wand ging und das Paneel zur Seite schob, stand ein Silbertablett mit dampfenden Tassen da. Er nahm es weg, setzte es auf den Tisch und schloß das Paneel durch Berühren eines Knopfes. Einen Augenblick hielt er den Kopf lauschend geneigt. Anscheinend war er befriedigt. Er nahm sich eine große Portion Sahne in seine eigene Tasse, rührte sie um und trank sie mit einem Zug aus.

»Wenn ich also einen großen Coup plante, der den Männern und Frauen, die daran mitarbeiten, sagen wir« – er machte eine Pause – »fünfzigtausend Pfund einbrächte, würde ich die Sache sehr sorgsam in allen Einzelheiten einstudieren. Ich würde den Mann sich darin üben lassen, leichte Leitern in die Höhe zu klettern, von einer bedeutenden Höhe herunterzuspringen und dabei wieder auf die Füße zu kommen. Ich würde ihn Exerziervorschriften lernen lassen für den Fall, daß er es mit Soldaten zu tun hätte, auch müßte er die speziellen Vorschriften und Gegebenheiten des Platzes kennen, den er aufsuchen soll. Über Flut und Ebbe müßte er genau Bescheid wissen ...«

»Was soll denn unternommen werden?« fragte Graham ungeduldig.

Ein kalter, ruhiger Blick Traynes traf ihn.

»Habe ich denn überhaupt von einem Unternehmen gesprochen?« fragte er höflich, aber vorwurfsvoll. »Ich streife nur einige Gesichtspunkte.«

Ein warnender Blick Dianas brachte Graham zum Schweigen.

»Ich saß heute morgen hier in meinem Büro«, fuhr Trayne fort, »und träumte. Ich weiß nicht warum. Es muß wohl

daher gekommen sein, daß ich den Bericht über einen Kriminalfall in Old Bailey gelesen habe, der gestern verhandelt wurde. Man muß sich immer wieder über den geringen Verstand der Verbrecher wundern. Es handelte sich um einen Mann, der wegen eines unbeholfenen Einbruchs ins Zuchthaus kam. Die Sache brachte ihm noch nicht einmal hundert Pfund ein. Wie unlogisch, dachte ich. Mit kleinerem Risiko und derselben Energie hätte er fünfzigtausend Pfund machen können, ohne daß man ihn faßte. Fünfzigtausend Pfund«, sagte er nachdrücklich. »Das ist eine Menge Geld.«

Er machte wieder eine Pause, als ob er eine Bemerkung darüber erwarte. Aber Graham Hallowell war durch Diana gewarnt und schwieg.

»Bei einem gewöhnlichen Einbruch ist kein Ruhm zu ernten«, sagte Trayne, indem er wie abwesend durch das Fenster auf den Soho Square schaute. »Wäre ich ein Einbrecher, dann würde ich Wert darauf legen, den Bericht über meine Taten mit großen Buchstaben an erster Stelle in den Zeitungen veröffentlicht zu sehen. Ich würde etwas so Außerordentliches tun, daß die ganze Welt über mich spräche.«

Wieder hielt er inne und sah zuerst Diana, dann Graham durchdringend an.

»Es sind jetzt dreihundert Jahre her, daß einmal ein Stümper einen der bedeutendsten Diebstähle aller Zeiten versuchte. Er war ein Trinker und Renommist, dieser dumme Kerl, und hätte doch beinahe Erfolg gehabt, ohne Flugzeuge oder Motorboote und alle die anderen Hilfsmittel, die die moderne Technik heute einem Mann an die Hand gibt. Dieser Oberst Blood –«

Obwohl sich Diana vorgenommen hatte, vollständig ruhig zu bleiben, konnte sie einen Schrei nicht unterdrücken. Auf Graham machte die Erwähnung dieses Namens anscheinend keinen Eindruck.

»Dieser Oberst Blood hatte einen ganz elenden Mißerfolg und hat ihn auch verdient. Ob er gehenkt wurde, weiß ich nicht, ich habe es vergessen. Wird einer gehenkt, weil er die Kronjuwelen stiehlt, so ...«

Graham Hallowell sprang auf. Schrecken und Erstaunen zeigten sich in seinen Gesichtszügen.

»Die – die Kronjuwelen?« stieß er erregt hervor.

»Ihr Wert beträgt – wollen wir sagen, ungefähr eine Million Pfund Sterling.« Tiger Trayne überhörte die Unterbrechung. »Der ideelle Wert ist unendlich viel höher. Eine verrückte Idee, werden Sie sagen? Dasselbe dachte ich auch, als ich mir die Frage zum erstenmal vorlegte. Welche Befriedigung könnte ein Mann haben – es sei denn, daß er sich die Krone von England selbst auf seinen häßlichen Kopf setzen wollte –, nicht um sich von seinen armseligen Untertanen bewundern zu lassen, sondern heimlich in einem dunklen, heißen Zimmer in Kishlastan, zu dem nicht einmal die Frauen seines Harems Zutritt haben –«

Auch Diana fiel wieder aus der Rolle.

»Meinen Sie den Fürsten von Kish –«

Eine Handbewegung ließ sie verstummen.

»Ich kenne keine Fürsten. Indien ist ein Land, um das ich mich nicht kümmere. Ich kleide nur einige Bruchstücke meiner Träume in Worte. Ideen eines Verrückten ..., aber Irre sind manchmal dem Genie nahe verwandt, und zuweilen werden ausgezeichnete Pläne in ihren sonst unbrauchbaren Hirnen geboren, besonders wenn sie von einer Leidenschaft besessen sind. Diese nehmen besondere Formen an. Manche Leute träumen nur von Weibern, manche nur von Macht. Ich kenne einen Mann, der Tag und Nacht auf nichts anderes als auf ein bestimmtes Kartenspiel versessen war. Ein anderer sammelte Porzellan und brach in Tränen aus, wenn ein Teller zerbrach. Andere wieder sind verrückt nach Juwelen und kostbaren Steinen –« Er seufzte. »Die menschlichen Begierden können nicht verallgemeinert werden, es gibt zu viele Möglichkeiten.« Nach einer Pause sagte er wieder: »Fünfzigtausend Pfund sind ein schönes Stück Geld, und das alles nur für einige Wochen Übung, sorgsame Befolgung von Instruktionen ... Praktisch kein Risiko ... Ein oder zwei eingeschlagene Schädel – natürlich Ihrer nicht ausgeschlossen –«, fügte er entschuldigend hinzu, »wenn sich das Merkwürdige ereignen sollte, daß Sie sich an einem solchen Abenteuer beteiligen würden.«

Graham Hallowell war blaß und zitterte. Er räusperte sich.

»Folgen noch weitere genaue Erklärungen?« fragte er.

Tiger Trayne stand auf, ging zu dem eingemauerten Geldschrank, schloß ihn mit einem Schlüssel auf, der an einer Kette hing, die an seiner Weste befestigt war, und nahm ein Manuskript heraus, das in braunes Papier eingebunden war. Es hatte die Größe eines dicken Schulbuches. Er blätterte rasch die einzelnen Seiten durch, und Graham sah, daß sie mit der Maschine geschrieben waren.

»Hier ist mein kleiner Roman, einer der wenigen, die ich geschrieben habe«, sagte Mr. Trayne. Er steckte sich langsam eine Zigarre an und stützte den Ellbogen auf das Buch. »Ich habe mir ein Beispiel an einem anderen Autor genommen. Ich lasse meine Geschichte in Ruritania spielen. In diesem Land gibt es nämlich eine Festung, die Strong genannt wird. Sie erhebt sich am Ufer eines großen Stromes und ist tausend Jahre alt. In dieser Festung steht ein Turm, der scharf bewacht wird und die Juwelen des regierenden Fürsten birgt. In meinen müßigen Augenblicken habe ich einen Plan ausgearbeitet, wie ein entschlossener, kluger Mann, der sich streng an seine Vorschriften hält, mit Erfolg diese Juwelen entführen kann. Es ist eine aufschlußreiche Erzählung. Und wenn Sie lesen, werden Sie merken, daß ich die Juwelen ›Frucht‹ genannt habe, und das Militär, das sie schützt, den ›Wachmann‹. Wenn durch irgendwelchen Zufall das Buch in unberufene Hände fallen sollte, würde es für jemand, der nicht eingeweiht ist, sehr schwer sein, die Zusammenhänge zu verstehen. Es ist nun die Frage« – er ließ die Blätter gleichgültig durch die Finger gleiten –, »haben Sie genügend Interesse, um diese kleine Geschichte genauer durchzustudieren?«

Graham nickte.

»Ein kleines, hübsch möbliertes Landhaus ist in der Morgenausgabe der Zeitung annonciert«, sagte Mr. Trayne. »Es steht in der dritten Spalte auf Seite 9 des ›Megaphone‹. Ich glaube, daß die Agenten Ihnen dieses Landhaus zu einem mäßigen Preis überlassen werden, wenn Sie es für ein bis zwei Monate mieten. Es wohnt ein Hausmeister dort, und ich zweifle nicht, daß Sie dieses Buch jeden Abend um zehn Uhr auf Ihrem Tisch vorfinden, ob Sie ihn höflich darum bitten oder nicht. Es wird erst morgens wieder fortgenommen, aber in weniger als einem Monat müssen Sie auch jedes Wort auswendig wissen.«

Er zog sein Notizbuch heraus, entnahm ihm einen Zeitungsausschnitt und gab ihn Graham.

»Hier ist die Annonce.«

»Ich will heute noch schreiben«, sagte Graham heiser.

Mr. Trayne nickte, schloß das Buch wieder in den Geldschrank ein, richtete sich gerade auf und schaute Diana vergnügt an.

»Für Sie habe ich einen anderen kleinen Roman, Miss Martyn«, sagte er. »Aber das will ich erst später einmal mit Ihnen besprechen.«

Er ging zum Fenster und blickte hinaus. Seine Hände steckten in den Taschen. Als Diana hinter ihm stehend hinausschaute, sah sie überrascht eine ihr bekannte Gestalt.

»Wie seltsam!« sagte sie.

»Was ist seltsam?« fragte Tiger Trayne, drehte sich aber dabei nicht um.

»Das ist doch die aufdringliche Frau, die heute morgen in meine Wohnung kam und mich fragte, ob ich eine Zofe brauchte! Die Person ging einfach in den Vorraum. Ich fand sie vor der Tür meines Empfangszimmers.«

»Wirklich?« Mr. Trayne wandte sich nicht um. »Das ist merkwürdig. Sie meinen die dicke Frau – wie nennt sie sich doch gleich?«

»Mrs. Ollorby«, sagte Diana. Trayne nickte ernst.

»Sie nannte ihren richtigen Namen. Es ist Emily Ollorby.«

»Kennen Sie die Frau?« fragte sie überrascht.

»Ja, ich kenne sie«, sagte er langsam. »Sie ist eine der tüchtigsten weiblichen Detektive in Scotland Yard. Ich hoffe, daß Sie keine wichtigen Dinge besprachen, bevor Sie die Frau vor Ihrer Tür entdeckten.« Diana fühlte, wie sie bleich wurde.

»Aber – was will sie denn herausbringen – warum ist sie hier? Ist sie mir gefolgt?«

Sie sprach ein wenig unzusammenhängend.

»Das ist leicht möglich. Bloße Neugierde ist eine Eigenschaft, die man einer Frau verzeihen muß, aber wenn Mrs. Ollorby neugierig ist, steckt immer etwas dahinter.«

Er drehte sich lächelnd nach ihr um.

»Ein Detektiv beobachtet nicht notwendigerweise, weil er etwas weiß, sondern weil er etwas wissen möchte. Ich bin während meines ganzen Lebens ununterbrochen so beobachtet worden, daß ich mich nicht wohl fühlen würde, wenn das aufhörte. Wahrscheinlich wünscht sie zu erfahren, warum Mr. Graham Hallowell Sie besucht oder, falls sie den Grund

weiß, was für Pläne er für die Zukunft hat. Scotland Yard hat großes Interesse an Leuten, die eben aus dem Gefängnis kommen.«

»Beobachtet sie mich?« fragte Graham wild. »Dem will ich doch ein Ende machen –«

»Sie werden kein Ende machen!« Mr. Traynes Stimme war sehr höflich, aber auch sehr bestimmt. »Lassen Sie sie doch aufpassen – das ist gut für ihre Augen.«

»Sie sieht mehr wie eine Waschfrau aus,« sagte Diana erstaunt.

»Sie hat sehr viel schmutzige Wasche öffentlich gewaschen«, sagte Trayne ironisch. »Sie ist eine sehr tüchtige Frau, glauben Sie mir das. Vielleicht« – er zögerte –, »vielleicht wird es besser sein, Miss Martyn, wenn Sie das Landhaus in Cobham mieten und Ihren Freund Hallowell dorthin einladen. Das heißt, wenn Sie solch einen Verstoß gegen die guten Sitten überleben. Aber ich denke, das können Sie ruhig –« Er zog die Augenbrauen hoch. »Ich kann mich nicht genau darauf besinnen, wie lange Sie schon mit unserem Freund Graham verheiratet sind, aber ich glaube, es war einen Monat, bevor er ins Gefängnis kam.«

Diana kniff die Lippen zusammen, aber sie sagte nichts. Dieses kleine Geheimnis war also auch anderen Leuten bekannt.

»Es war doch auf dem Standesamt in Worcestershire?« fragte Trayne im Ton eines Mannes, der sich an etwas erinnert, das ihm aus dem Gedächtnis gekommen ist, »und zwar unter dem Namen – aber das tut ja nichts zur Sache.«

»Ich glaube auch«, sagte Diana kühl, »Sie haben ein ausgezeichnetes Informationsbüro, Mr. Trayne.«

»Es ist ziemlich vollständig«, sagte er. »Sie können mit Ihrem Gatten zusammen das Buch studieren.«

»Und wenn ich mich nicht daran beteiligen möchte?« fragte Diana. »Macht das einen Unterschied?«

Trayne zuckte die Schultern.

»Den Unterschied zwischen fünfzigtausend und hunderttausend Pfund«, sagte er. »Und später wird vielleicht noch mehr folgen. Stellen Sie sich doch einmal den Spektakel vor, der in der ganzen Welt entstehen wird, wenn die Sache klappt. Erinnern Sie sich noch an das Verschwinden des berühmten Gemäldes von Leonardo da Vinci, der Mona Lisa? Das müssen Sie ver Hundertfachen! Die ›Frucht‹, wir wollen es so nennen, ist fort. Die Zahlung des Herrn, in dessen Auftrag die Sache unternommen wurde, ist geleistet worden. Welche Summe, glauben Sie wohl, würden die Eigentümer der Frucht geben, um sie zurückzubekommen? Und sie würden keine Fragen stellen und von einer Strafverfolgung absehen, wenn die Wahrheit auch ans Tageslicht käme.«

»Sie meinen damit, daß Sie ein Doppelspiel treiben können?« begann Graham.

»Doppelspiel – das verstehe ich nicht«, sagte Mr. Trayne verbindlich. Er betrachtete aufmerksam die lange Asche seiner Zigarre.

»Ich glaube, es ist besser, wenn Sie jetzt gehen«, sagte er. »Ich bin sehr gespannt, was Mrs. Ollorby machen wird – ich glaube, daß der Mousetrapp-Klub nicht länger von ihr überwacht wird, wenn Sie gegangen sind.«

Als sie sich erhoben, sagte Trayne: »Nebenbei bemerkt habe ich Mr. Colley Warrington nicht von mir aus ins Vertrauen gezogen. Ich sage Ihnen das ausdrücklich, damit Sie das nicht in einem unbedachten Moment vielleicht annehmen.«

Er hatte die Worte »von mir« ausdrücklich betont. Als sie heimwärtsfahren, überlegte sich Diana, von wem Mr. Warrington denn ins Vertrauen gezogen worden war. Graham dachte an andere Dinge. Ab und zu blickte er durch das rückwärtige Fenster des Autos, um nach Mrs. Ollorby auszuschaun, die ihren Aufbruch vom Mousetrapp-Klub mit so unverhohlenem Interesse beobachtet hatte.

6

Seine Hoheit, der Fürst von Kishlastan, saß mit untergeschlagenen Beinen auf einem Diwan in seinem Privatzimmer. Seine glänzenden dunklen Augen schauten ins Leere. Die dünnen, braunen Hände spielten mit einer Smaragdkette, die um seinen Hals hing. Von Zeit zu Zeit zog er eine kleine goldene Dose aus seiner Tasche, nahm mit seinen Fingerspitzen etwas von dem gelben Pulver, mit dem sie halb gefüllt war, und brachte es auf seine Zunge.

Neben ihm lag eine Anzahl Zeitungsausschnitte. Nach einer Weile nahm er sie unzufrieden auf und las einen nach dem andern.

Rikisivi, Prinz von Kishlastan, war auf einer berühmten Schule in England erzogen worden. Er beherrschte das Englische vorzüglich. Seine Abneigung gegen seine Oberherren aber war so groß, daß er alle offiziellen Unterredungen durch einen Übersetzer führen ließ. Er war der Nachkomme einer Königsfamilie, die seit vielen Generationen regierte und schon in Indien herrschte, ehe noch die John Company dorthin kam. Seine Vorfahren waren Herren über Leben und Tod und hatten manchmal weise, häufiger aber ungerecht über ein entrechtetes Volk regiert, das seine Herrscher gleich Göttern verehrte. Und nun munkelte man von Absetzung. Man wollte einen Herrscher absetzen und einen anderen einsetzen. Es war möglich, daß man ihn aufforderte, abzudanken und in Paris von einer Regierungspension zu leben, während sein Nachfolger in den Besitz der ungeheuren Reichtümer käme, die während des tausendjährigen Bestehens der Dynastie angehäuft worden waren.

Das Vergehen, das ihn vor den Gouverneur von Pondichéry gebracht hatte, braucht nicht eingehend beschrieben zu werden. Es handelte sich um einen Mord, eine kaltblütige Abschachtung, die Folterung einer Frau und das Verschwinden einer anderen. Die schöne Eurasierin, die mitten in den Säulengängen seines Palastes verschwand, war die Hauptursache seiner politischen Schwierigkeiten. Hätte man sie gefunden und verhört, so hätte das für ihn das Ende seiner Herrschaft bedeutet. Aber sie war nicht gefunden worden und würde auch nicht gefunden werden, bis die Erde ihre Toten wiedergab und man einen gewissen lieblichen Garten mit Spaten durchwühlte.

Daß er diese schlaun politischen Beamten hinters Licht geführt hatte, erheiterte ihn immer noch, und was er einmal fertiggebracht hatte, würde er auch wieder können, ohne daß mehr herauskam. Aber als seine dunklen, schwarzen Augen unbeweglich ins Leere starrten, kam ihm doch der Gedanke, daß es etwas ganz anderes sei, ein halb willfähiges Mädchen heimlich vom Basar in Kishlastan in seinen weißen Marmorpalast zu locken, als eine Europäerin als Opfer seiner Leidenschaft gegen ihren Willen viele tausend Meilen zur See und zu Land dorthin zu bringen. Wenn er sie allerdings einmal in Kishlastan hatte, würde kein Auge etwas sehen, kein Ohr etwas hören und keine Zunge etwas darüber erzählen, denn sein Volk war ihm in fanatischer Unterwürfigkeit ergeben. Das wäre eine wunderbare Rache an diesen Weißen gewesen, die ihn so geringschätzig behandelten und ihn, den rechtmäßigen Fürsten, nicht anerkannten...

Aber wie konnte man das ausführen? Er hatte schon ein Dutzend, ja Hunderte von Plänen ersonnen, um sie doch alle wieder zu verwerfen.

An der Tür, die mit einem dichten Vorhang verdeckt war, hörte er ein leises Klopfen. Der Dolmetscher kam herein und sprach leise mit seinem Herrn.

»Laß ihn näher treten«, nickte der Fürst. Colley Warrington wurde unter großen Zeremonien in den ruhigen Raum gebracht. Ob er endlich die Lösung bringen würde? Rikisivi beobachtete ihn gespannt durch halbgeschlossene Augenlider.

Mr. Warrington war einer der wenigen Günstlinge, die er zu jeder Zeit in Audienz empfing. Er hatte sich dem Inder in recht eigenartiger Weise brauchbar erwiesen, so daß Rikisivi mit ihm seine Absichten hätte frei besprechen können. Aber es wurden erst viele andere Dinge verhandelt, ehe sie auf ihr Hauptthema kamen, nämlich auf Hope Joyner.

»Die Sache wird sehr leicht gehen«, sagte Colley zuversichtlich. »Ob es allerdings möglich ist, sie durch ganz Indien nach Kishlastan zu bringen, müssen Sie besser wissen als ich. Ich kenne die Beschaffenheit der Küste nicht. Kann man an irgendeiner einsamen Stelle landen?«

Der Fürst nickte.

»Das ist sehr einfach«, sagte er. »Viel einfacher als hier in England. Eine Frau reist immer purdah, das heißt hinter verschlossenen Vorhängen, und es würde niemand ohne weiteres wagen, einen Wagen zu durchsuchen. Aber hier –« »Es wird mit Gefahren verknüpft sein«, sagte Colley, »aber es ist nicht unmöglich. In Wirklichkeit ist es nur eine Geldfrage,

Hoheit. Wie werden Sie nach dem Osten zurückreisen?»

»Mit einem P. & O.-Dampfer«, sagte der Fürst. Colley rieb sich das Kinn.

»Dann müßten wir eine Jacht chartern, und auch das wäre gefährlich. Man ist dabei zu sehr auf die Ergebenheit der Schiffsbesatzung angewiesen. Aber man könnte es wagen.«

Er nannte eine Summe – ein großes Vermögen –, aber Riki übergang die Geldfrage mit einer ungeduldigen Geste.

»Geld ist – nichts. Sie brauchen Hilfe. Dieser Mr. Trayne –«

»Nein, nicht Trayne«, sagte Colley entschieden. »Ich weiß, daß Sie gewisse Geschäfte mit ihm machen, und ich kümmere mich auch gar nicht darum, was es ist. Aber Trayne würde die ganze Sache sofort hintertreiben. Er ist besonders bedenklich, wenn es sich um Frauen handelt.«

Er erzählte eine Geschichte über Traynes Empfindlichkeit in diesem Punkt, die sehr glaubwürdig schien, wenn man Tiger Trayne kannte. Er erwähnte auch etwas von Seeräuberei auf offenem Meer, denn Mr. Trayne hatte viel Interessen, und seine Unternehmungen zogen sich über die halbe Welt.

»Nein, ich kenne sie nicht«, sagte er, indem er eine Frage des Fürsten beantwortete. »Einige meiner Freunde kennen sie. Sie ist sehr schön... Ich glaube nicht, daß sie freiwillig mitgeht.«

Der Inder schaute ihn verwundert an.

»Halten Sie mich denn für einen solchen Narren, daß ich sie erst fragen würde? Nein, ich werde sie jetzt nicht wiedersehen. Ich habe einen Entschuldigungsbrief geschrieben wegen meines Mißgriffs mit den Perlen. Das ist das Ende unserer Bekanntschaft. Miss Martyn kennt die junge Dame. Würde die Ihnen nicht helfen können?«

Colley zögerte. Er selbst war sich der Nichtswürdigkeit des Planes, den er so kaltblütig ausführen wollte, nicht bewußt. Er hatte sein ganzes Leben in solchem Schlamm und Schmutz zugebracht, daß alles Rechts- und Anstandsgefühl in ihm erstorben war. Er handelte schon lange mit sehr delikater Ware. Ehre, Selbstachtung, Anstand und alle diese großen, reinen Tugenden waren für ihn Begriffe und Eigenschaften, die für ihn nicht galten. Er hatte einen eigenen Maßstab für die Bewertung menschlicher Handlungen, trotzdem hatte auch er seine Ideale – Colley rühmte sich, daß er keinem Mann einen Penny schuldete und eine Frau noch nie eine Sekunde habe warten lassen, wenn er sich mit ihr verabredet hatte.

Er fuhr mit seinem Wagen zu Diana. Als er ankam, sah er sie mit Graham in den Torweg des Hauses verschwinden. Er fand, daß die beiden äußerst schweigsam und mit sich selbst beschäftigt waren.

»Was wollte Trayne?« fragte er gleich, als er ins Zimmer trat.

»Nicht viel«, sagte Diana vorsichtig.

»Ein merkwürdiger Kerl, der Alte. Man sagt, daß er alle europäischen Sprachen mit Ausnahme des Ungarischen beherrscht. Nebenbei bemerkt, Diana, haben Sie die kleine Joyner vor kurzem gesehen?«

Sie schaute ihn argwöhnisch an.

»Mit ›kleine Joyner‹ meinen Sie doch das merkwürdige junge Mädchen, das in Devonshire House wohnt? Nein, wir besuchen einander nicht. Warum wollen Sie das wissen?«

»Ich dachte, ich hätte sie gesehen, als ich hierherfuhr«, sagte er. Dann fragte er wieder: »Was wollte Trayne?«

Diana war gewandter im Lügen als Graham.

»Er will einen neuen Spielklub aufmachen«, sagte sie. »Aber ich sagte ihm, daß ich kein Interesse dafür habe.«

Er beobachtete sie mit durchdringenden Blicken, und sie wußte schon, ehe er sprach, daß er an ihren Worten zweifelte.

»Das sieht Trayne aber nicht ähnlich – für gewöhnlich fragt er keinen Outsider, wenn er etwas unternimmt«, sagte er.

»Vielleicht wollte er über Hope Joyner mit uns sprechen«, brachte Diana mühsam heraus.

Sie sagte das aufs Geratewohl, bemerkte aber, wie sich sein Gesichtsausdruck änderte.

»Tat er das?« fragte er. »Was wollte er denn über sie wissen?«

Er verriet sich in diesem Augenblick des Erstaunens beinahe selbst. Aber er kam ebenso schnell wieder zu sich, als er in ihr Gesicht schaute. Er lachte.

»Ich würde mich über nichts wundern, was Tiger tut«, sagte er mit dem Anschein von Gleichgültigkeit. Aber er

konnte die beiden dadurch nicht täuschen. »Und betraf sein Angebot – ich vermute, daß er Ihnen ein Angebot machte – auch Graham?«

Seine Stimme klang höhnisch. Er hatte niemals ein Hehl daraus gemacht, daß er Graham nicht leiden konnte, und Diana hatte sich oft die Frage vorgelegt, ob Colley Warrington hinter das »Geheimnis« gekommen war.

»Ich glaube nicht, daß Tiger einverstanden ist, wenn Sie in seinen Geheimnissen herumschnüffeln«, fuhr Colley fort. »Er ist ein komischer Bursche, wie ich schon vorhin sagte, und je weniger man mit ihm zu tun hat, desto besser ist es.«

Er brachte das Gespräch auf ein anderes Thema, und sofort stellte Diana eine überraschende Frage. Diesmal jedoch war Colley nicht informiert. »Mrs. Ollorby?« sagte er. »Nein, ich wüßte nicht, daß ich von dieser Dame gehört hätte. Hat sie mit uns zu tun?«

Anscheinend wußte er nichts von dieser Frau, und Diana hielt es für klüger, nicht weiter zu fragen.

Mrs. Ollorby begann sie allmählich aufzuregen, ständig war sie im Hintergrund ihrer Gedanken – obgleich sie so unwichtig war. Wenn sie jemand beobachtete, war viel eher Trayne der Gegenstand ihrer Wißbegierde. Die richtige Erklärung für Dianas Unbehagen lag vielleicht darin, daß sie vorher niemals auch nur entfernt mit der Polizei zu tun gehabt hatte. Sollte sie jetzt mit ihr in Berührung kommen? Das war kein angenehmer Gedanke.

Die Stunden gingen dahin, und allmählich wurde ihr die Ungeheuerlichkeit dieses Planes klar. Sie verbrachte eine schlaflose Nacht und warf sich auf ihrem Lager hin und her. Als der Morgen dämmerte, war sie halb entschlossen, nicht weiter mitzumachen. Dies teilte sie Graham mit, als er nach dem Frühstück zu ihr kam.

Er lachte höhnisch.

»Es ist keine Gefahr dabei, wenn Trayne dahintersteckt«, sagte er. »Fünzigtausend Pfund und die Aussicht auf das Vermögen eines Radschas mögen für dich nichts bedeuten, aber für mich bedeuten sie sehr viel. Ich habe dieses Hundeleben satt.«

»Mrs. Ollorby –«, begann sie.

»Mrs. Fiedelbogen!« sagte er spöttisch. »Was hat sie denn mit uns zu tun? Sie beobachtet den Mousetrap-Klub.«

Diana schüttelte den Kopf.

»Warum kam sie dann hierher?« fragte sie. »Warum stand sie vor meiner Tür und lauschte? Ich glaube jetzt bestimmt, daß Dombret die Wahrheit sprach, als sie sagte, sie hätte die Haupttür geschlossen – diese Frau muß selbst einen Schlüssel gehabt haben. Ich bin mißtrauisch geworden, Graham, und du solltest es auch sein, wenn du dir die Sache überlegst.«

Er biß sich auf die Lippe und runzelte die Stirn.

»Wir müßten mit Trayne über die Frau sprechen«, sagte er. »Wenn ich ihn heute morgen sehen kann, werde ich ihn fragen, was er davon hält.«

*

Als er an der Tür klingelte, war Mr. Trayne nicht da – wenigstens wurde ihm diese Mitteilung gemacht. Der weißhaarige Portier vermutete, daß Mr. Trayne vielleicht im Café Royale frühstückte. Graham schlenderte durch Piccadilly und hatte kaum an einem der Marmortische in dem langen Raum Platz genommen, als er Trayne eintreten sah, eine Zigarre zwischen den Zähnen. Nach einem kurzen Blick über das Lokal ging er gemächlich auf Hallowell zu. Graham sprach mit ihm über die Ereignisse des letzten Tages, und zu seiner Überraschung legte Tiger der Sache größeren Wert bei, als er angenommen hatte.

»Worüber sprach Miss Martyn damals?«

»Ich weiß es nicht mehr«, sagte Graham. »Natürlich wird es ein Zufall gewesen sein, daß sie überhaupt in die Wohnung kam –«

Trayne schüttelte den Kopf.

»Mrs. Ollorby tut nichts zufällig!« sagte er. »Ich nehme den Hut ab vor dieser Frau! Wenn es ein Zufall war, warum gab sie dann vor, Stellenvermittlerin zu sein? Nein, das war kein Zufall. Sie kam mit Absicht, öffnete die Tür, weil ihr etwas verdächtig war. Was konnte ihr aber verdächtig erscheinen, da sie ja noch nicht wußte, daß ich Miss Martyn sprechen wollte?«

Er zog gedankvoll die Lippen durch die Zähne.

»Vielleicht spürte sie gar nicht Ihrer Frau, sondern Ihnen nach«, sagte er. »Das ist beunruhigend.«

»Beunruhigt Sie das?« fragte Graham.

Ein vergnügtes Lächeln huschte über das markante Gesicht Traynes.

»Mich nicht«, sagte er fast fröhlich. »Ich kenne zufällig Mrs. Ollorbys Stellung in Scotland Yard.«

Er erzählte, daß die starke Frau einst Polizistin war und die offizielle Position bei dem Polizeipräsidium ihrem außerordentlichen Gedächtnis für Gesichter verdankte. Sie hatte ein Bild von Bert Howle gesehen, einem Mann, nach dem die Polizei ganz Europas fahndete, und hatte ihn nicht nur erkannt, sondern auch seine Verhaftung durchgeführt und ihn mit Hilfe eines Polizisten auf die Wache gebracht.

»Sie führt eine Art Vagabundenleben, in Wirklichkeit deckt sie aber Verbrechen auf«, erklärte Tiger. »Ich habe niemals gehört, daß sie an einen besonderen Platz gestellt wurde. Ihr Geschäft besteht darin, Arbeit für ihre männlichen Kollegen zu schaffen. Und sie ist erfolgreich gewesen!«

Er zählte eine Reihe von Fällen auf, die die Frau aufgeklärt hatte, und Graham war überrascht.

»Sie ist offiziell Beamtin von Scotland Yard«, fuhr Tiger fort. »Aber Sie müssen nicht erschrecken, daß sie Ihnen ihre Aufmerksamkeit schenkt – die Tatsache, daß sie Sie beobachtet, bedeutet nicht, daß Sie bereits wegen irgendeines Verstoßes verdächtigt werden, sondern daß sie hofft, Sie verdächtigen zu können!«

Er gab keine weitere Auskunft über Mrs. Ollorby.

Graham erwartete nähere Einzelheiten über den großen Plan, und es schien, als würde das Gespräch da wieder aufgenommen, wo es gestern geendet hatte, als Tiger Trayne ihn fragte, ob er dem Agenten geschrieben hätte. Aber anscheinend hatte er nicht die Absicht, den Gegenstand weiter zu erörtern, denn er sprach dann von einem gemeinsamen Bekannten. Erst als Graham gezahlt und Trayne sich erhoben hatte, um zu gehen, kam er auf das Tower-Abenteuer zurück, und zwar in einer so indirekten und dunklen Art, daß Graham der Zusammenhang mit dem Plan erst klar wurde, als Tiger schon gegangen war.

»Vermutlich interessieren Sie sich wenig für Schiffahrt?« fragte er ganz beiläufig.

Graham schüttelte den Kopf.

»Haben Sie zufällig einmal die ›Pretty Anne‹ gesehen oder von ihr gehört?«

»Nein«, erwiderte Graham. »Ist das ein Fischerboot?«

»Es ist kein Fischerboot.«

Trayne war sehr vorsichtig. Es war beinahe, als ob er ein Urteil zu fällen hätte, so sorgsam wählte er seine Worte aus.

»Die ›Pretty Anne‹ ist ein Dampfer, aber nicht groß und auch gerade nicht unter Klasse A I in Lloyds Register eingetragen. – Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich mich ein wenig mit der ›Pretty Anne‹ beschäftigen und die Bekanntschaft mit ihrem Kapitän und ihrem Eigentümer suchen.« Er machte eine Pause. »Sein Name ist Eli Boß, und er ist kein – wie soll ich sagen – kein gebildeter Mann! Sie werden ihn nicht im Marineklub treffen – sein Lieblingsaufenthalt ist, wie ich vermute, das Gasthaus ›Drei Lustige Matrosen‹ in Limehouse.« Graham hörte überrascht zu.

»Wünschen Sie, daß ich seine Bekanntschaft mache?« fragte er. Mr. Trayne lächelte.

»Ich wünsche, daß Sie tun, was Sie wollen. Ich bestehe wirklich nicht darauf, daß Sie das Landhaus nehmen, aber wenn Sie es tun, würde es mir angenehm sein. Ich stelle nicht die Forderung, daß Sie die Bekanntschaft mit Eli Boß suchen sollen, aber wenn Sie es zufällig tun, freue ich mich.« Dann fuhr er fort: »Wollen Sie bitte noch fünf Minuten warten, wenn ich gegangen bin? Es ist besser, man sieht uns nicht zusammen auf der Straße.«

Graham erinnerte sich einer Frage, die er ihm stellen wollte.

»Wir erhalten eine gewisse Summe, wenn wir Erfolg haben«, sagte er und senkte die Stimme. »Was aber, wenn wir ohne unsere Schuld einen Mißerfolg haben?«

Wieder das seltsame Lächeln.

»Sie können keinen Mißerfolg haben«, war die einfache Antwort. »Hinter diesem kleinen Abenteuer steht ein Wille.«

Hope Joyner bekam wenig Post. Sie erhielt die unvermeidlichen Zirkulare und Geschäftsanzeigen, aber ihre Privatkorrespondenz war klein.

Als ihr an diesem Morgen das Mädchen mit dem Tee die Briefe brachte, sah sie einen bekannten blauen Umschlag. Etwas unbehaglich zog sie ihn aus der anderen Post hervor. Ihr Rechtsanwalt schrieb selten, aber wenn er schrieb, hatte er gewöhnlich etwas Unangenehmes zu sagen. Auch diese Mitteilung machte keine Ausnahme.

»Liebe Miss Joyner, wir haben eben durch Zufall erfahren, daß Sie mit einem Mr. Hallowell bekannt sind. Wir wissen, daß dieser Bekannte Ihr Vertrauen nicht rechtfertigen wird, und es ist unsere Pflicht, Sie davon zu unterrichten, daß Hallowell, obwohl ein gebildeter Mann, wegen Betruges eine Gefängnisstrafe verbüßt hat. Unter diesen Umständen ist es ratsam, diese Bekanntschaft aufzugeben, die notwendigerweise für Sie unvorteilhaft ist und Ihnen sogar peinlich werden kann.

Ihre ergebenen

Sie blickte auf den Brief und runzelte die Stirn, denn sie erkannte, was da geschehen war. Der wohlwollende Spion hatte sie beobachtet und hatte Dick Hallowell mit seinem Bruder verwechselt. Sie hätte sich eigentlich ärgern sollen. Aber der Irrtum war so offenkundig, daß sie nur lachen konnte.

Armer Dick! Das war das schlimmste, daß man ihn mit seinem unglücklichen Bruder verwechselte. Sie wollte zuerst zurückschreiben und den Irrtum aufklären. Aber ein sonderbares Gefühl hielt sie davon ab. Vielleicht erhielt sie dann noch eine Reihe solcher Schreiben, die dringender wurden. Es war besser, sie zu Dicks Vorteil zu sammeln, als den Schreiber eventuell mit dem Beweis seines Fehlers zu beunruhigen.

Das Mädchen hatte das Bad gerichtet, und Hope zog sich aus.

»Eine Frau wollte Sie diesen Morgen sprechen, gnädiges Fräulein. Sie gefiel mir nicht, und ich sagte, Sie wären ausgegangen. Sie sah so aus, als ob sie eine Stelle suchte.«

Hope schüttelte den Kopf.

»Es wäre mir lieber, Sie würden die Leute nicht fortschicken, ehe ich weiß, wer sie sind und was sie wünschen«, sagte sie. Es war nicht das erstemal, daß sie dem Mädchen das einschärfen mußte.

»Es tut mir sehr leid, gnädiges Fräulein.« Janet brachte die herkömmliche Entschuldigung vor: »Ich tat es nur, weil ich dachte –«

Janet war ein wenig übereifrig, sonst aber ein gutes Mädchen, und seit kurzem hatte Hope den schwachen Verdacht, daß ihre Rechtsanwälte, die stets auf so rätselhafte Weise über all ihre Schritte und ihre Bekannten Bescheid wußten, diesem Mädchen ihr Wissen verdankten.

Sie hatte sich eben wieder angekleidet, als Janet mit der Meldung hereinkam, daß der Besuch wiedergekommen sei.

»Eine Mrs. Johnson«, sagte sie, als ob sie ihren Fehler wiedergutmachen wollte. »Sie möchte Sie wegen der Gesellschaft zur Unterstützung der orientalischen Frauen sprechen.«

Das machte Mrs. Johnson nicht willkommener, denn Hope hatte erkannt, daß dieser Zweig der Philanthropie nicht ihre Stärke war, und hatte einen Abschiedsbrief geschrieben. Sie zögerte.

»Ich werde gleich kommen«, sagte sie, und einige Minuten später trat sie in ihren eleganten kleinen Salon. Sie fand eine breitschultrige Frau mit männlichen Gesichtszügen, die nachdenklich auf Piccadilly hinunterschaute. Hopes forschender Blick begegnete einem mitfühlenden, entwaffnenden Lächeln.

»Es tut mir leid, daß ich Sie so früh gestört habe«, sagte die Frau. »Ich will mir eine Menge Lügen ersparen und Ihnen sagen, daß ich nicht wegen der indischen Frauen komme und daß mein Name Ollorby ist.«

Das sagte Hope gar nichts. Aber ihre nächsten Worte waren auffregender.

»Es wäre mir am liebsten, wenn niemand wüßte, daß ich Sie besuchte«, fuhr sie fort. »In Wirklichkeit komme ich vom Polizeipräsidium, Miss Joyner.«

Sie nahm mit blitzartiger Geschicklichkeit, die einem Taschenspieler Ehre gemacht hätte, eine Karte heraus, und Hope Joyner las: »Mrs. Emily Ollorby, Zimmer 385, New Scotland Yard.« Sie sah überrascht auf ihren Besuch.

»Eine Detektivin?« sagte sie. Mrs. Ollorbys Lächeln wurde breiter.

»Ich habe eine Schwäche, mich selbst so zu nennen, Miss Joyner«, sagte sie heiter. »Wir dicken Frauen haben auch unsere romantischen Augenblicke. Aber ich bin eben Mrs. Ollorby, die ihr Leben damit verbringt, daß sie ihre Nase in anderer Leute Dinge steckt. Der Herr hat einige von uns schön und einige von uns nützlich geschaffen – jedesmal wenn ich mich selbst im Spiegel sehe, erkenne ich, wie nützlich ich sein muß! Armer Ollorby, er war ein Held. Dieser Mann hatte seine Fehler, aber er hatte sicherlich Mut. Vielleicht besaß auch er Sinn für Humor, obgleich ich das nie entdeckte, und das einzig Merkwürdige, was er jemals tat, war – daß er mich heiratete!«

Mrs. Ollorby hatte eine dröhnende, lebhaftige Stimme, und Hope mußte lächeln, als sie so in ihrer sprunghaften Art lospölte.

»Es ist seltsam, wie das Verbrechergemüt arbeitet«, fuhr sie fort. »Ich habe niemals einen schlechten Menschen in ernste Sorgen gebracht, wenn er nicht selbst meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Ich bin mit allen Lebewesen auf dem Gutshof verglichen worden – ausgenommen mit den Küken – und vielleicht der Ente. Aber ich bin nicht empfindlich. Wenn ich das wäre, würde ich längst gestorben sein. Ich kenne Männer im Old Bailey, die sagten, daß sie lieber noch zehn Jahre länger sitzen als mich heiraten wollten – aber ich glaube, das ist Selbstironie.« Sie machte eine Pause, um Atem zu holen. Ihre glänzenden Augen blickten gut gelaunt auf Hope.

»Und nun werden Sie neugierig sein, warum ich in Ihre schöne kleine Wohnung eingedrungen bin. Ich kam nicht her, um über mich selbst zu sprechen, Miss Joyner, sondern über Sie. Sie sind Mitglied dieses indischen Vereins, nicht wahr?«

Hope schüttelte den Kopf.

»Ich war es, aber ich bin ausgetreten.«

»Oh!« Mrs. Ollorby, die so viele Dinge wußte, war diese Entwicklung anscheinend noch unbekannt. »So, so«, sagte sie. »Es ist klar, daß Sie keine Lust haben, mir über diesen Schwindel noch etwas zu sagen. Ist Mr. Hallett ein Freund von Ihnen?«

Diese unerwartete Frage ließ Hope verstummen.

»Ich habe ihn nur einmal getroffen«, antwortete sie. Dann sagte sie lächelnd: »Ist er ein hoffnungsloser Verbrecher?«

Mrs. Ollorby schüttelte den Kopf.

»Hallett ist nicht hoffnungslos«, sagte sie, »soweit ich das beurteilen kann. Aber er ist blind, und Blinde sind selten Verbrecher. Nein, ich interessiere mich nur ein wenig für ihn, aber ich interessiere mich für viele Leute. Zum Beispiel auch für den Fürsten von Kishlastan: er ist ein hübscher Junge.«

»Ich finde ihn unausstehlich«, sagte Hope, und Mrs. Ollorby grinste wieder.

»Miss Diana Martyn – ist sie eine Freundin von Ihnen?«

»Nein«, sagte Hope kurz.

»Hm!« Mrs. Ollorby legte den Finger ans Kinn. »Graham Hallowell – den werden Sie natürlich nicht kennen. Sie sind mit seinem Bruder bekannt, nicht wahr? Ein bildschöner Mensch. Ich sah ihn neulich am Tower. Lassen Sie mich einmal nachdenken...« Sie legte ihre Stirn in tiefe Falten. »Habe ich nicht auch Sie dort mit ihm gesehen?«

»Das ist möglich«, sagte Hope ein wenig kühl.

»Der Tower macht mich immer schwindlig«, sagte Mrs. Ollorby. »Gefrorene Geschichte! Gehen Sie oft dorthin, Miss Joyner?«

Hope bot einen Stuhl an und setzte sich auch, nachdem die Detektivin Platz genommen hatte.

»Nun, tun Sie bitte nicht so geheimnisvoll. Was wollen Sie mich eigentlich fragen? Wenn ich es Ihnen sagen kann, werde ich es natürlich tun. Rätselhafte Leute sind mir etwas Qualvolles.« »Mir auch«, sagte Mrs. Ollorby absolut nicht verlegen. »Ich will Ihnen sagen, warum ich gekommen bin, Miss Joyner.«

Sie öffnete einen großen Lederbeutel, den sie unter dem Arm trug und der wie eine Mappe aussah. Sie suchte eine Weile, dann nahm sie ein kleines Stück Papier heraus, auf dem verschiedene Notizen standen.

»Ich werde Ihnen eine peinliche Frage vorlegen, und Sie dürfen sagen, daß Sie das empörend finden. Und wenn Sie Ihre Glocke nehmen und Ihrer kleinen Flaumfeder befehlen, daß sie mich hinauswerfen soll, werde ich gar nicht überrascht sein.«

Die Erwähnung Janets nötigte Hope ein Lächeln ab, aber sie war zu neugierig, um sich ablenken zu lassen.

»Sie sind eine Freundin Sir Richard Hallowells von der Berwick-Garde, und ich möchte Sie ganz offen fragen, ob Sie mit Sir Richard verlobt sind?«

»Nein«, sagte Hope.

»Ist er ein sehr guter Freund von Ihnen?«

Das Mädchen zögerte.

»Ja«, sagte sie schließlich. »Er ist ein sehr guter Freund.«

»Ist er ein so lieber Freund« – Mrs. Ollorby sprach sehr langsam, »daß er alles auf der Welt für Sie tun würde?«

Hope starrte die Frau an.

»Ich verstehe nicht –«, begann sie.

»Lieben Sie einander?« fragte Mrs. Ollorby geradezu. Das Erröten Hopes gab ihr die Antwort.

Bevor Hope ihre Stimme wieder in der Gewalt hatte, fuhr sie schnell fort: »Sie werden denken, daß ich Mut habe – und ich habe ihn auch! Aber was ich Ihnen sagen wollte, Miss Joyner, Sir Richard ist nach meiner Meinung ein anständiger Mann. Ich bitte Sie, es wohl zu überlegen, bevor Sie etwas verlangen, was ein Ehrenmann nicht tun würde.«

Hope konnte nur hilflos den Kopf schütteln.

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung, was Sie damit sagen wollen, Mrs. Ollorby«, sagte sie. »Aber Sie können sicher sein, daß ich Richard niemals um etwas bitten würde, was unehrenhaft ist. Ich bin sehr erstaunt, daß Sie überhaupt annehmen, ich könnte so etwas tun.«

»Das nehme ich nicht an!« Mrs. Ollorby sprach sehr begeistert. »Ich bin nur neugierig, ob ...« Sie zögerte – »vielleicht habe ich Verwirrung angerichtet. Sicher habe ich Ihnen Grund gegeben, ärgerlich zu sein, selbst wenn Sie es nicht sind. Haben Sie jemals Sir Richard Hallowell gebeten, Ihnen einen Gefallen zu tun einen Gefallen, der eine Vernachlässigung seiner Pflicht bedeuten würde?« – »Nein«, sagte Hope entrüstet. »Wirklich, Mrs. Ollorby, Sie sind mir mehr als rätselhaft.«

»Bin ich das?« Mrs. Ollorby war die Zerknirschung selbst. »Miss Joyner, ich bin in einer sehr peinlichen Lage. Ich weiß eine Menge Dinge, die ich nicht wissen dürfte – wenn Sie so klug wären wie ich, wäre es nicht nötig, auf den Busch zu schlagen.« Sie seufzte schwer. »Aber Sie sind es eben nicht! Sie kennen natürlich Tiger Trayne nicht? Sie brauchen ihn auch nicht zu kennen, er gehört nicht zu Ihren Gesellschaftskreisen. Und Mr. Graham Hallowell – den kennen Sie auch nicht?« Sie machte eine Pause.

»Ich weiß von ihm«, sagte Hope ruhig. »Er ist Sir Richards Bruder, und er war – in Not. Richard und er sind nicht die besten Freunde. Er ist mir niemals vorgestellt worden, obgleich –«

Sie hielt inne und lächelte. Sie mußte an den Brief von heute morgen denken.

»Obgleich es einige Leute gibt, die denken, daß er Ihnen vorgestellt ist«, vollendete Mrs. Ollorby scharfsinnig. Sie schloß ihre Tasche mit einem lauten Knacken zu.

»Sir Richard Hallowell ist ein schöner Mann«, sagte sie. »Es gibt so leicht niemand, den ich so bewundere wie ihn, außer Ihnen! Das ist eine ganz offene Schmeichelei. Aber Offenherzigkeit ist meine Schwäche.«

Sie nahm ihre Visitenkarte wieder zurück, drehte sie um und schrieb schnell mit einem Bleistift, den sie aus einer verborgenen Tasche hervorholte, etwas auf die Rückseite. Dann legte sie die Karte wieder in Hopes Hand.

»Das ist meine Privatadresse. Es ist möglich, daß ich für einige Tage nicht nach Hause komme. Aber wenn Sie irgendwie Unannehmlichkeiten haben oder sich über irgend etwas ängstigen, womit Sie Sir Richard nicht belästigen wollen, so können Sie mich ruhig anrufen.«

»Welche Unannehmlichkeiten könnten mir denn zustoßen?« fragte Hope halb belustigt und halb erstaunt.

Mrs. Ollorby zuckte die breiten Schultern.

»Das mag der Himmel wissen«, sagte sie. »London ist eine große Stadt von besonderer Art, wo Unannehmlichkeiten schnell über einen kommen.«

Sie ging zur Tür.

»Ich würde sehr froh sein, wenn Sie mir einen Gefallen tun würden, Miss Joyner. Bitte erwähnen Sie Ihrer Zofe gegenüber weder meinen Namen noch meinen Beruf.«

Bevor ihr Hope eine scharfe Antwort geben konnte, daß es nicht ihre Gewohnheit sei, ihre Zofe ins Vertrauen zu ziehen, war Mrs. Ollorby gegangen.

Die dicke Frau ging schnell in Richtung des Piccadilly Circus. Sie summte mit tiefer Baßstimme vor sich hin und schien Welt und Menschen vergessen zu haben. In einiger Entfernung hinter ihr ging ein hoch aufgeschossener, schlanker, rothaariger junger Mann, der eine große Hornbrille trug. Sein Anzug war ein wenig zu klein für ihn, Arme und Beine schauten aus Ärmeln und Hose weit hervor. Er verlor Mrs. Ollorby niemals aus dem Gesicht. Er folgte ihr in die Untergrundbahnstation, und er befand sich in demselben großen Personenaufzug, der sie in der Tottenham Court Road wieder auf die Erdoberfläche brachte. Die starke Frau wandte sich zur Charlotte Street. Der junge Mann ging ihr nach, und als sie in ein übelaussehendes Tor einbog, wartete er einige Minuten, mit dem Rücken an ein Geländer gelehnt, schaute die Straße auf und ab und folgte ihr dann wieder. Er nahm einen großen Schlüssel aus der Tasche und machte auf der Haupttreppe halt, um den Schmutz aus der Höhlung des Schlüssels zu entfernen. Ohne anzuklopfen öffnete er die Tür eines kleinen Wohnzimmers.

Mrs. Ollorby nahm ihren kleinen, schwarzen Hut ab und drehte sich kaum um, als er eintrat. Der junge Mann setzte sich auf das Sofa und wartete. »Nun, Hektor?« fragte sie.

»Ein Mann folgte dir bis zur Untergrundbahnstation Tottenham Court Road. Aber er ging nicht weiter mit«, sagte er.

»Was war das für ein Mensch?« fragte seine Mutter, denn das war ihr natürliches Verwandtschaftsverhältnis.

»Er sah aus wie ein Fremder, Mutter«, sagte Hektor und kratzte sich an der Nase. »Er wartete außerhalb der Wohnung, als du herauskamst. Ich folgte ihm, und so konnte ich feststellen, daß er auf deiner Spur war. Es ist doch eine merkwürdige Sache mit mir« – Hektor fuhr mit der Hand durch sein rotes Haar –, »daß sie mich nicht entdecken, wenn ich sie doch immer beobachte.«

Mrs. Ollorby lächelte vergnügt.

»Es ist nichts sicherer auf der Welt, als daß sie dich auch gesehen haben, Hektor«, sagte sie gut gelaunt. »Du mußt nicht vergessen, daß du auf der Straße aussiehst wie ein Leuchtturm mit einer roten Spitze. Dich kann man ja überhaupt nicht aus den Augen verlieren. Aber sie fühlen sich behindert, wenn sie wissen, daß man auch auf ihrer Spur ist. Deswegen bist du mir so wertvoll.«

Er schaute sie ganz kleinlaut an.

»Ich sehe doch, daß ich nicht viel helfen kann«, sagte er verzagt. Aber dann wurde er hoffnungsvoller. »Ich glaube, ich färbe mein Haar –«

»Dann würdest du fürchterlich aussehen«, sagte Mrs. Ollorby und klopfte ihm auf die Schulter. »Sorge dich nicht darum, Hektor. Deswegen wirst du doch ein Detektiv, und zwar noch in den nächsten Tagen. Ich habe mit dem Kommissar heute morgen über dich gesprochen. Sie wollen dich nicht in die Polizeimannschaft aufnehmen, weil du kurzsichtig bist. Aber ich werde einen anderen Posten bei der Polizei für dich ausfindig machen, und du wirst bald deinen Namen in der Zeitung unter den Neuigkeiten finden, das kannst du mir glauben.«

Er freute sich offensichtlich sehr darüber, denn sein höchster Ehrgeiz war es, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten. Der verstorbene Mr. Ollorby war ein Polizeisergeant mit einem ganz vorzüglichen Führungszeugnis gewesen, und diesem Umstand war es auch zu verdanken, daß man seine Frau während des Krieges in die Polizeimannschaft aufnahm.

Ein Telefon stand im Zimmer. Sie wählte eine Nummer und winkte ihrem Sohn mit dem Kopf, daß er hinausgehen möge.

Hektor gehorchte sofort und stand draußen im Gang auf Wache. Dabei hielt er sich mit beiden Händen die Ohren zu. Nachdem sie zehn Minuten lang gesprochen hatte, kam sie heraus und gab ihrem kleinen Dienstmädchen Anweisungen. Dann ging sie in ihr Schlafzimmer im oberen Stockwerk und legte sich zu Bett. Sie hatte in der vergangenen Nacht kaum geruht, und es schien ihr, als ob wieder eine schlaflose Nacht vor ihr läge.

Es war schon dunkel in der Charlotte Street, als sie wieder herunterkam. Sie hatte ihre Kleidung geändert und sah jetzt viel schäbiger aus. Man konnte sie nicht wiedererkennen. Sie trug abgetragene, aber saubere Kleider, einen altmodischen Hut und abgetretene Schuhe mit schiefen Absätzen.

Sie wartete, bis die Nacht hereingebrochen war, bevor sie sich mit einer brüchigen alten Segeltuchtasche auf den Weg machte.

Es schlug zehn Uhr, als sie in einer kleinen Straße in East End auftauchte. Vor dem Haus Nr. 27 hielt sie an und

klopfte.

Die schlampige Frau, die ihr die Tür öffnete, roch nach Alkohol. Mit ihren kurzsichtigen Augen schaute sie auf den Besuch. Halb angezogen stand sie im Licht einer kleinen Petroleumlampe.

»Ach Sie«, sagte sie unhöflich. »Sind Sie doch gekommen? Ich hatte Sie schon aufgegeben.«

»Ich verstehe nicht, warum Sie mich aufgegeben haben. Ich habe doch meine Miete im voraus bezahlt«, sagte Mrs. Ollorby.

Die Wirtin murmelte etwas vor sich hin und leuchtete mit ihrer Lampe zu der einfachen Treppe hinauf. Dann stieß sie die Tür eines kleinen Raumes auf und deckte ein nicht gerade sehr sauberes Bett auf. Ein kleiner Waschständer und ein Stuhl bildeten die ganze sonstige Einrichtung des Zimmers.

»Ich lasse meine Mieter gewöhnlich nicht erst spätnachts herein«, sagte sie. »Aber Sie sind ja den ganzen Tag unterwegs, und da muß ich eben Rücksicht nehmen.«

Sie hatte Mrs. Ollorby nur deswegen als Mieterin angenommen, weil diese ihr erklärt hatte, daß sie den Raum zwischen neun Uhr morgens und sechs Uhr abends nicht gebrauchen würde. Dadurch hatte die Wirtin weniger Arbeit, das heißt, in Wirklichkeit machte sie ein doppeltes Geschäft, da sie tagsüber den Raum einem Nachtwächter von den Docks überließ.

In diesem kleinen Haus beherbergte die Wirtin sieben Leute. Sie wartete noch immer in der Tür und hatte ihre schmutzigen Hände über der Schürze gefaltet. Sie war wenig freundlich und erklärte Mrs. Ollorby, daß sie jetzt sehr beschäftigt wäre, weil ihre drei regulären Mieter in der Stadt seien.

»Ich möchte die Herren um alles in der Welt nicht kränken«, sagte sie. »Manchmal sind sie neun oder gar zehn Monate fort, aber die Miete wird so pünktlich bezahlt, wie ein Uhrwerk geht ... Es sind Seeleute – der eine ist Schiffskapitän, die anderen beiden seine Söhne ... Ein guter Mann, wie man ihn besser auf der Welt nicht finden kann, das heißt, wenn er nicht gerade betrunken ist.«

Diese bevorzugten Mieter hatten zusammen zwei Räume. Der Kapitän bewohnte den besten davon.

»Was ich Ihnen noch sagen wollte ... Wie ist doch Ihr Name –?«

»Ich heiße Brown«, sagte Mrs. Ollorby.

»Auf eines müssen Sie achten«, sagte die Frau. »Dem Kapitän dürfen Sie nicht in den Weg kommen. Er ist sehr kurz angebunden, und ich will ihn nicht vor den Kopf stoßen, nicht für eine Million.«

Als die Wirtin gegangen war, setzte sich Mrs. Ollorby auf das Bett und vertrieb sich die Zeit dadurch, daß sie ein Buch bei dem Licht einer kleinen Taschenlampe las, die sie aus ihrer Tasche genommen hatte. Nach geraumer Zeit hörte sie die unsicheren Schritte des Kapitäns auf der Treppe. Mit betrunkenener Stimme sang er einen Gassenhauer. Seine eisenbeschlagenen Schuhe polterten auf dem kleinen Podest, dann schlug er die Zimmertür zu, daß das ganze Haus wackelte. Mrs. Ollorby lauschte und wartete auf die Ankunft der beiden Söhne. Aber die kamen noch nicht. Nach einer Weile hörte sie, wie der Kapitän die Tür wieder öffnete und hinunterging. Als er das Haus verlassen hatte, legte sie ihr Buch beiseite, öffnete leise die Tür und horchte. Es herrschte tiefe Stille, kein Laut war vernehmbar. Die Wirtin hatte sich in die Küche zurückgezogen, wo sie auf einem erbärmlichen Feldbett schlief. Vom Erdgeschoß drang das Schnarchen eines Mieters herauf ...

Sie zog ihre Schuhe aus und schlüpfte dafür in dicke Filzpantoffeln. Geräuschlos schlich sie über das Podest, stieg die wenigen Stufen in die Höhe, die zu dem oberen Treppenabsatz führten, und versuchte, die Tür des Kapitäns zu öffnen. Sie war nicht verschlossen. Schnell ging sie in den Raum und drehte das Licht an.

Das Zimmer war nur ein wenig besser möbliert als ihr eigenes. Eine Kleidertruhe und ein kleiner Tisch standen darin. Dieser wurde anscheinend als Schreibtisch benutzt, denn es lag eine Menge von Papieren verstreut auf der Platte. Ein kleines, billiges Tintenfaß und eine Unterlage aus dünnem Löschpapier fanden sich daneben. Schnell sah sie die Schriftstücke durch und erkannte, daß es Listen von Schiffsvorräten waren, die der Kapitän offensichtlich vor einigen Tagen eingekauft hatte. Sie durchsuchte das Bett genau, drehte das Kissen um und entdeckte einen flachen, abgenutzten Kasten zum Aufbewahren von Schriftstücken. Sie öffnete ihn, fand aber weiter nichts als ein Blatt Papier, das mit Zahlen bedeckt war. Sie hatte genügend Kenntnisse von der Schifffahrt, um zu erfassen, daß es sich um eine Schifffahrtstabelle handelte, die der Kapitän ausgearbeitet hatte. Zu jeder Position hatte er das Datum geschrieben. Das erste Datum war der 26. des Monats, und dahinter war ein merkwürdiges Zeichen angebracht.

Sie legte das Papier an seine Stelle zurück und suchte weiter. Plötzlich hörte sie laute Stimmen außerhalb des Fensters auf der Straße, und gleich darauf vernahm sie, wie die Haustür aufgeschlossen wurde. Mit überraschender Geschwindigkeit verließ sie den Raum, schloß die Tür und war bereits in ihrem eigenen Zimmer, als die Leute unten die erste Stufe erreicht hatten.

Diesmal war der Kapitän nicht allein. Zwei Mann begleiteten ihn. Sie gingen in das Zimmer des Kapitäns und schlossen leise die Tür. Mrs. Ollorby hörte, wie sie sich mit gedämpfter Stimme unterhielten. Geräuschlos schlich sie sich hinaus. Die niederträchtigen Treppenstufen krachten unter ihrem Gewicht. Sie beugte den Kopf nach vorn und lauschte. »... Dieser Mann – wie heißt er doch – Warring oder so ähnlich – der Kerl sagte ... Gravesend ... Flutzeit ...«

Jemand ging quer über den Fußboden. Eilig huschte sie zurück in ihr Zimmer und horchte hinter der angelehnten Tür. Das war eine gefährliche Sache in diesem Haus, wo jedes Bett unter ihrer Schwere krachte. Nach einer Viertelstunde hörte sie zwei der Männer herauskommen und in einen anderen Raum gehen. Noch ein rauhes gute Nacht, dann war alles ruhig. Sie schloß ihre Tür behutsam und legte sich angekleidet auf das Bett. Einige Minuten später schlief sie fest.

Am Morgen wurde sie durch das Gepolter geweckt, das der Kapitän verursachte, als er die Treppe hinunterging. Kurz darauf folgten ihm seine beiden Söhne. Es war heller Tag. Mrs. Ollorby machte schnell Toilette und begab sich dann auch auf die Straße. Sie frühstückte in einer kleinen Kaffeestube an der Ecke der Victoria Dock Road. Eine halbe Stunde später stand sie auf einer zugigen Werft und beobachtete mit großem Interesse einen kleinen, verrosteten Dampfer, der mitten im Strom vor Anker lag. Ein Kerl, der sich am Wasser herumtrieb, kam auf sie zu. Er witterte, daß er sich eventuell ein kleines Trinkgeld verdienen könnte. Damit hatte er auch recht, denn er konnte Mrs. Ollorby über alles mögliche informieren.

»Missie – wollen Sie zu dem kleinen Schiff dort hinausfahren? Ich kann Ihnen in fünf Minuten ein Boot beschaffen!«

»Nein«, sagte sie, »ich will nicht hinfahren.«

»Haben Sie Verwandte an Bord?« fragte der Mann, der sich nützlich machen wollte. »Vielleicht wollen Sie einen Brief dorthin schicken?«

»Was ist das für ein Kasten?« fragte Mrs. Ollorby.

»Das ist die ›Pretty Anne!« sagte er lachend. »Ein merkwürdiger Name für ein solches Schiff. Aber ich kann mich noch darauf besinnen, wie sie mit Cardiff-Kohlen fuhr. Sie war ein ebenso schönes Schiff wie alle anderen, die jemals die Themse hochkamen. Aber dann erlitt sie Schiffbruch da unten in Cornwall – sie saß auf dem Felsen auf –, und der alte Boß hat sie dann für fünfzig Pfund gekauft, wie man sagt, und er und seine beiden Söhne haben sie wieder flottgekriegt. Ich glaube, daß sie schließlich von selbst wieder flottgeworden ist bei Hochwasser.«

Das war also die Geschichte der ›Pretty Anne! Sie hatte Schiffbruch erlitten, war in Lloyds Register als totaler Verlust gestrichen und wurde dann für den Preis einer Dschunke durch Auktion an den glücklichen Eli Boß verkauft.

Dieser Kapitän hatte wirklich Glück, denn er war zweimal dem Zuchthaus mit knapper Not entronnen. Einmal war er angeklagt wegen vorsätzlichen Schiffbruchs und das zweitemal wegen Sacharinschmuggels.

»Ob ich ihn kenne?« Der Mann spuckte verächtlich ins Wasser. »Ich darf wohl sagen, daß es so ist. Aber wer kennt Eli nicht? Er ist ein ganz gemeiner Lump. Er heuert keine weißen Leute, sondern nur indische Matrosen und so ein Gemisch von Leuten, von denen man zehn für einen Penny kriegt. Er hat Geld dadurch verdient, daß er den Amerikanern Koks und dergleichen nach drüben brachte. Und er macht Geld mit allen möglichen schmutzigen Geschäften. Er bekommt niemals eine richtige Ladung, weil keiner der Auftraggeber die Versicherungssumme für das Schiff bezahlen will.«

Mrs. Ollorby schaute sich das Schiff mit neuerwachtem Interesse an. Ein wunderlicher Kasten mit einem Rumpf, dessen Farben vollständig verblichen waren, und einem ungewöhnlich hohen Vorderdeck mit starkem Mast. Das Schiff schien ganz ohne Proportion zu sein. Es war schrecklich verwahrlost, schmutzig und rostig. Die Farbe des Schornsteins blätterte ab. Man hätte seine ganze äußere Erscheinung für Tarnung halten können.

»Der Alte führt sie, einer von seinen Söhnen hilft ihm dabei, und der andere hat den Maschinenraum unter sich. Im ganzen hat er nur sechs Mann an Bord.«

»Unter welcher Flagge fährt er?« Mrs. Ollorby interessierte sich für das kleine, schmutzige, viereckige Stoffstück, das am Flaggmast hing.

»Er hat die portugiesische. Wenn er in diesem Land registriert wäre, würde man ihm nicht gestatten, aus der Themsemündung zu fahren.«

Aber die ›Pretty Anne‹ hatte unverkennbar auch ihre Vorzüge, wie Mrs. Ollorby jetzt erfahren sollte.

»Sie kann zwölf Knoten in der Stunde laufen, und ich vermute, daß man sie bis auf fünfzehn treiben kann. Aber ich glaube nicht, daß der alte Eli soviel Geld für Kohle ausgibt«, sagte der Mann geschwätzig. »Ich habe noch niemals gehört oder gesehen, daß sie im Dock war, seitdem sie der Kapitän in Cornwall aufs Land geholt hat, um ein paar neue Platten einzusetzen. Die Kessel sind seit einer Woche nicht geheizt. Man sagt, daß der alte Eli jedes Stück Kohle zählt, das in die Feuerung geworfen wird. Der Kerl ist scharf.«

Mrs. Ollorby gab ihm ein größeres Trinkgeld, als er jemals erwartet hatte. Als sie von der Werft kam, fand sie ein Telefonhäuschen und sprach mit ihrem Sohn.

»Du mußt gleich hierherkommen, Hektor«, sagte sie. »Bringe dir einen Mantel mit, denn die Nächte sind kalt. Du mußt ein wenig Wachtposten für mich stehen. Und, Hektor, höre zu: In meinem Schlafzimmer hängt im Kleiderschrank ein Feldstecher, den bringst du mit.«

Sie hängte den Hörer ein, wählte eine andere Nummer und diktierte ihrem wißbegierigen Polizeichef einen langen Bericht.

»Haben Sie irgendeine Idee, worauf die Sache hinausläuft?« fragte er.

Mrs. Ollorby zögerte.

»Ich habe allerhand Vermutungen«, sagte sie vorsichtig, »aber ich möchte warten, bis ich Tatsachen melden kann.«

Sie wartete fast eine Stunde lang, bis ihr Sohn kam, der sich heute besonders wichtig fühlte. Sie gab ihm genaue Instruktionen und ließ ihm Geld zurück für seine Verpflegung. Glücklicherweise konnte sie das Interesse des mitteilbaren Mannes erwecken und sicherte sich durch ein gutes Trinkgeld seine Hilfe. Er lungerte das ganze Jahr hindurch am Ufer herum und beobachtete den Strom. Diese Beschäftigung mußte ihm offenbar seinen Lebensunterhalt einbringen. Er fand sich gleich dazu bereit, mit Hektor zusammen den Dampfer im Auge zu behalten. »Ich vermute, Sie werden nicht viel sehen, Madam«, sagte er. »Vor einer Woche wird die ›Pretty Anne‹ nicht den Fluß hinunterfahren. Einer der Kohlentrimmer hat es mir erzählt, und ich will schwören, daß sie noch keine Ladung an Bord hat. Der alte Eli heizt die Kessel nicht eher, als bis er Ladung genommen hat. Ich habe noch nie gesehen, daß das Schiff die Themse mit Ballast verließ.«

»Ich kann ruhig ein oder zwei Wochen warten«, sagte Mrs. Ollorby vergnügt. Damit sprach sie die Wahrheit, denn sie hatte unendliche Geduld und Ausdauer.

Ein großes Regiment hat große Traditionen, und eine dieser alten Traditionen der Berwick-Garde bezog sich auf die Auswahl der Offiziersfrauen. Kein Offizier durfte zum Beispiel eine Schauspielerin heiraten, so liebenswürdig, schön und berühmt sie auch sein mochte, wenn er im aktiven Dienst bleiben wollte.

Bobby Longfellow war von John Ruislep, seinem Obersten, und dessen Gattin zum Dinner eingeladen worden. Er kehrte in etwas deprimierter Stimmung zu seiner Wohnung zurück. Denn obgleich der großzügige Kommandeur der Berwick-Garde bei der Auswahl der Offiziersfrauen eine tolerantere Auffassung vertrat, huldigte seine strenge Gattin den alten Traditionen.

Trotz seiner Jugend hatte Bobby in weltlichen Dingen seine eigenen Ansichten. Die hohe Kommandeuse hatte eine Andeutung darüber fallen lassen, daß die jüngeren Offiziere des Regiments immer häufiger außerhalb ihrer Gesellschaftsklasse heirateten. Da sich diese Bemerkung anscheinend auf einen ganz bestimmten Offizier bezog, fühlte sich Bobby Longfellow nicht sehr wohl.

»Man muß auf gute Familie halten, das ist die erste Bedingung für eine glückliche Ehe«, sagte die Obristin und spielte dabei mit dem großen Smaragdring, den sie am kleinen Finger trug. »Wenn eine junge Dame nicht von gutem altem Adel stammt, ist die Heirat von vornherein ein Fehler.«

Die etwas hagere, aber sehr schöne Frau mit den schmalen Lippen war nie so bestimmt, als wenn sie an dem prachtvollen Smaragd drehte, für den ihr Finger fast zu klein war.

Bobby ging einfach in Dicks Zimmer, stutzte aber, trat schnell zurück und klopfte. Dicks fröhliche Stimme bat ihn, einzutreten.

»Du siehst aus wie Salomo in all seiner Herrlichkeit«, sagte Dick und sah seinen Kameraden in der Galauniform bewundernd an. »Du warst wohl eingeladen, Bobby?«

Dick selbst hatte seinen roten Uniformrock ausgezogen und es sich in Pyjama und seidenem Hausrock bequem gemacht. Er saß über seinen Kompanie-Abrechnungen. Bobby wählte erst mit Umständlichkeit eine Zigarette, bevor er antwortete.

»Ich war heute zur Abfütterung beim Alten«, sagte er, »und bei der Alten«, fügte er hinzu. »Weißt du, sie ist wirklich eine schreckliche Kanone. Sie erzählt immer, daß alle Dinge schlechter geworden sind, seitdem sie ein Mädchen war, und ich habe den Eindruck, daß ich auch zu diesen Dingen gehöre.«

Dick mußte lachen. »Armer Bobby!« sagte er mitleidig. »Ich habe meine offizielle Einladung schon einen Monat hinter mir.«

»Der Oberst ist nicht so schlimm.« Bobby ließ sich in einen tiefen Sessel sinken und suchte nach einem zweiten Ruheplatz für seine langen Beine. »Und – weißt du, daß er mit Diana befreundet ist?«

Dick lächelte.

»Diana hat viele Freunde – ich glaube mich zu besinnen, daß sie früher gut miteinander bekannt waren. Hat er sie gestrichen?«

»Er hat mir nichts erzählt, bevor sich die Gnädigste zurückzog«, sagte Bobby leichthin. »Aber er sprach mit mir, als wir allein waren –«

»Seine Führung ist die beste im ganzen Regiment«, widersprach Dick.

»Das ist möglich«, erwiderte Bobby. »Ich kann schweren Rotwein nicht leiden, ich kann nachher nicht so gut denken.«

»Hat der Oberst denn etwas über Diana gesagt?«

»Er äußerte nur, daß sie ein sehr liebenswürdiges und schönes Mädchen sei«, gab Bobby zu. »Er bedauerte sehr, daß seine Frau sie von ihrer Besuchs- und Einladungsliste gestrichen hat. ›Wir alle waren sehr entzückt von ihr‹ – du kennst doch die Art, wie er redet, wenn er gemütlich oder gefühlvoll wird.«

Eine lange Pause entstand. Dick wandte sich wieder seinen Abrechnungen zu und versuchte, sich auf die lange Zahlenreihe zu konzentrieren. »Sie erwähnte auch Miss Joyner«, warf Bobby plötzlich hin.

Dick drehte sich sofort um.

»Wer? Lady Cynthia?«

Bobby nickte nur.

»Was hatte sie denn über Hope zu sagen?«

»Nicht viel.« Der junge Mann fühlte sich ungemütlich. Aber diese Stimmung teilte sich Dick nicht mit, da er selbst wohl wußte, daß Lady Cynthia Ruislip wenig Gutes über andere Frauen zu erzählen wußte.

»Sie wollte gern wissen, wer Miss Joyner sei«, erzählte Bobby, »und es war nicht gut, daß der Alte in die Bresche sprang und erklärte, daß sie eines der schönsten Mädchen sei, die er jemals gesehen habe. Auch ließ er eine Andeutung fallen, daß er ihre Familie kenne.«

Dick lachte leise.

»Nun bin ich aber gespannt, was Lady Cynthia darauf erwiderte.«

»Du kennst doch ihre Art. Was sie nicht sagte und nur ahnen ließ, machte mich fürchtbar ärgerlich. Wie sie die Augenbrauen hoch und die Mundwinkel nach unten zog! Ich hätte laut losbrüllen mögen. Natürlich hatte sie den Alten bald schachmatt gesetzt. Sie stellte gleich fest, daß er nichts von Hope Joyner und ihrer Familie wußte, und war wirklich sehr aufgebracht über ihn.«

Dick wandte sich langsam wieder seiner Abrechnung zu, aber obgleich er die Feder in der Hand hielt, schrieb er nicht.

»Ich vermute –«, begann Bobby und hielt wieder inne.

»Was vermutest du?« Dick sah sich nicht um.

»Ich vermute, daß schon alles in Ordnung ist ... Ich meine –«

»Du meinst zwischen mir und Hope Joyner? Es ist noch nichts zwischen uns, aber ich hoffe zuversichtlich, daß ich ihr gut genug bin. Warum fragst du denn? Ein Mann mit soviel Verstand wie du könnte das doch längst wissen!«

Bobby stand langsam auf und reckte seine langen Glieder.

»Ich weiß nicht«, sagte er vorsichtig, »aber ich habe den Eindruck, daß die alte Cynthia auf deiner Dame herumhackt. Warum sie das tut, weiß ich nicht im mindesten. Wahrscheinlich zieht sie alle herunter, die ihre Vorfahren nicht bis zu den blutigen Plantagenets zurückführen können. Nebenbei bemerkt, erzählte mir der Oberst privatim, daß er von dem Fürsten zum Essen geladen ist.«

»Kishlastan?« fragte Dick erstaunt. »Ich wußte nicht, daß er mit ihm befreundet ist.«

»Der Oberst hat seine Bekanntschaft anscheinend in Indien gemacht«, erklärte Bobby. »Auf alle Fälle nimmt er morgen abend an dem großen Diner des Fürsten teil. Er erwähnte auch, daß Diana Martyn dort sein würde – aber er hütete sich wohl, dies in Gegenwart seiner Frau zu erzählen.«

»Er ist ein ganz verrückter Teufel – natürlich meine ich Kishlastan.« Dick Hallowell runzelte die Stirn. »Im Auswärtigen Amt sagen sie, daß er verrückt ist. Der Unterstaatssekretär war sehr darauf aus, daß ich ihn ein wenig beobachte.«

Bobby lächelte. Daß auch noch ein anderer gebeten wurde, Erkundigungen einzuziehen, wenn man doch ihn fragen konnte, amüsierte ihn sehr.

Leutnant Bobby Longfellow von der Berwick-Garde war trotz seiner etwas nichtssagenden Erscheinung ein sehr kluger Kopf, nur wurde seine Schlaueit manchmal von Illusionen beeinträchtigt, die zuweilen grotesken Charakter hatten.

Es war Bobbys Ehrgeiz, in das militärische Nachrichtendepartment des Kriegsministeriums einzutreten. Alle seine freie Zeit widmete er diesem interessanten Studium. Er war außerordentlich stolz auf seine Begabung zum Detektiv und hatte darin eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Sohn der Mrs. Ollorby.

Nach seiner Unterredung mit Dick ging er in seine eigene Wohnung. Er setzte sich nieder und dachte lange Zeit über die ungünstige Meinung nach, die Lady Cynthia von Hope Joyner hatte. Die Arme würde wohl keine Aussicht haben, in die vornehme Gesellschaft der Berwick-Garde aufgenommen zu werden. Er kannte das Mädchen gut genug, um zu wissen, daß sie nichts verheimlichte, was sie selbst anging, und daß ihr das Rätsel, das über ihrer Abstammung und Verwandtschaft lag, genauso unlöslich war wie allen anderen. Dieses Rätsel zu lösen, lohnte die Mühe für einen angehenden Nachrichtenoffizier. Es wäre ja immerhin möglich, daß er selbst ohne Hilfe, durch bloße Schlußfolgerungen

und einen glücklichen Zufall, in dem großen Wald menschlicher Stammbäume gerade den einen von Hope Joyner erwischte. Denn die Tatsache war ja über jeden Zweifel erhaben, daß selbst der einfachste Straßenkehrer auf irgendeine Weise seinen Stammbaum auf Adam oder irgendwelche niedere Tiere zurückführen konnte, die die Evolutionslehre zu dessen Vorfahren machte. Er hatte jetzt eine neue Privatbeschäftigung, von der sein Freund nichts wußte. Er hatte schon ausgedehnte Streifzüge unternommen und alle Spezialisten der Genealogie ausgefragt – denn er war ein wohlhabender junger Mann – und hatte sie gebeten, ihre Nachforschungen auf den 10. Juni eines bis jetzt nicht festliegenden Jahres einzustellen. Denn Hope Joyner erhielt an jedem 10. Juni von einem Unbekannten Blumen.

Das Landhaus bei Cobham rechtfertigte nach Grahams Meinung den außerordentlich hohen Preis, den der Agent dafür verlangte. Das mußte er zugeben, als er von seiner neuen Wohnung Besitz nahm. Es war ein kleines, hübsches Haus im Tudorstil, das in einem etwa zwei Morgen großen Garten stand. Es lag ganz abseits, im Umkreis von einer halben Meile war weit und breit kein Haus zu sehen. Die Seitenstraße, die daran vorbeiführte, war etwa vierhundert Meter von der Portsmouth Road entfernt, und man konnte London leichter erreichen, als er zuerst dachte. Es war ein idealer Landsitz mit einem wunderschönen Park, voll von blühenden, bunten Blumen. Massige Fichtengruppen bildeten den Hintergrund und beschatteten einen Badeteich.

Diana begleitete ihn nach Cobham.

»Wenn du dir einbildest, daß ich mich auf dem Lande verstecke und meine Ansichten noch mehr verkümmern lasse, dann bist du und Trayne aber sehr im Irrtum! Ich kann ja zu Tisch manchmal zu dir kommen und vielleicht auch noch zum Abendbrot bleiben. Aber das ist alles!«

»Denkst du auch noch daran, daß wir verheiratet sind?« fragte Graham ironisch.

»Ich vergesse das soviel wie möglich, aber manchmal ist es schwer«, sagte Diana ruhig. »Du scheinst ebensowenig daran zu denken, daß ich viele Pflichten in der Stadt habe.«

Graham hatte eine gewisse Scheu, ja selbst Furcht vor dieser Frau, an die er sich gebunden hatte. Beide sahen ihre Heirat jetzt als einen Wahnsinn an. Diese Ehe wurde nicht durch Liebe zusammengehalten. Die beiden Gatten hatten kaum Achtung voreinander. Leichtsinzig waren sie an einem kalten Dezembermorgen zum Standesamt gegangen, und beide bereuten die voreilige Tat schon seit langem.

So ging Graham allein aufs Land und war gespannt, welche Maßnahmen für sein persönliches Wohlbefinden getroffen waren. Das Haus wurde von einem Gärtner betreut, einem harten und wenig mitteilbaren Menschen, der ein besonderes Häuschen in einer Ecke des Parkes bewohnte. Seine Frau war zu gleicher Zeit Köchin und Aufwärterin. Ihre sechzehnjährige Tochter half ihr. Das Mädchen hatte ein unglückliches Aussehen und schien etwas geistesgestört zu sein.

Der schweigsame Gärtner führte ihn in dem hübschen kleinen Haus herum. Die meisten Zimmer waren abgeschlossen, wie Graham feststellte. Es blieben ihm ein paar Schlafzimmer, die Wohn- und Eßräume und eine sogenannte Bibliothek, obwohl sie keine Bücher zu seinem eigenen Gebrauch enthielt. Der mürrische Gärtner benahm sich trotz seiner Wortkargheit respektvoll. Seine Frau sah gewöhnlich und unansehnlich aus. Aber sie erwies sich als ausgezeichnete Köchin, und Graham gab sich angenehmer Erwartungen hin. Der Rosengarten sah für einen Blumenliebhaber vielversprechend aus. Das Gelände dehnte sich weit bis zu einer Wildnis von Föhren und Büschen. Hinter den dichten Bäumen kam ein seltsames Gebäude zum Vorschein.

Es war ein viereckiger Steinturm, der sich bis zu einer Höhe von ungefähr zehn Metern erhob. Er hatte keine Fenster und wurde offenbar durch elektrisches Licht erhellt, denn er sah Drähte an der Mauer. An der einen Stelle befand sich eine Tür, die so klein war, daß er sich hätte bücken müssen, um einzutreten.

Wahrscheinlich irgendein Lagerhaus, dachte er und umschritt das Gebäude. Es waren keine anderen Türen zu sehen, und er kam zu der Vorderfront zurück, wo er den Gärtner fand, der ihn genau beobachtete.

»Was ist das?« fragte Graham.

Der Mann schaute auf den Turm, bevor er antwortete.

»Ein alter Kornspeicher«, sagte er. »Er wird heutzutage nicht mehr benützt.«

»Aber es gehen doch Lichtdrähte hinein«, sagte der andere.

»Licht muß sein. Es ist billiger, als wenn man Fenster durch die Mauer bricht.«

Es wurde weiter nichts darüber gesagt, und sie gingen zusammen ins Haus zurück. Graham vergaß den Steinturm. Später erst sollte er erfahren, welche Rolle er in dem Plan spielte.

»Hier ist der Schlüssel zu dem Pult«, sagte der Gärtner, als sie in die Bibliothek kamen. »Ich werde Ihnen eine Tasse Tee bringen.«

Er ging hinaus und schloß die Tür hinter sich. Graham schaute auf den kleinen Schlüssel in der Hand und wunderte sich über diese formelle Überlassung, denn man hatte ihm sonst keine Schlüssel gegeben. Dann kam ihm ein Gedanke. Er

ging zu dem kleinen Eichenbüfett und sah, daß bis auf eine sämtliche Schubladen unverschlossen waren. Er steckte den Schlüssel hinein, zog das Fach auf und entdeckte einen großen, viereckigen Umschlag, der an ihn adressiert war. Außerdem lagen ein dickes Bündel starke, große Umschläge und drei Schlüssel darin. Der versiegelte Umschlag enthielt einen kleineren, in dem sich fünfundzwanzig Pfundnoten und ein mit Maschine geschriebenes Blatt Papier ohne Unterschrift und ohne Anrede befanden.

Die Kronengarage im Ort wird Ihnen einen Wagen vermieten, der Ihnen nützlich sein wird. Mawsey wird ihn für Sie einstellen. Morgen werden Sie am besten zu den »Drei Lustigen Matrosen« gehen, um dort mit Eli Boß bekannt zu werden, der Sie erwartet. Fahren Sie mit dem Wagen bis nach Greenwich, lassen Sie ihn dort stehen und nehmen Sie einen Autobus durch den Blackwall-Tunnel bis nach Poplar. Den Rest des Weges machen Sie zu Fuß. Besprechen Sie nichts mit Eli, Sie sollen nur mit ihm in Fühlung kommen. Sie werden die Frucht nach Indien begleiten. Er wird Sie als Passagier mitnehmen und für Ihre Bequemlichkeit sorgen. Er hat Anweisung, es Ihnen an Bord angenehm zu machen, und Sie müssen ihm Ihre Wünsche mitteilen. Es ist notwendig, daß Sie eine Kabine haben, die von innen und außen verschlossen werden kann. Kaufen Sie das beste Schloß, das man für Geld haben kann, und geben Sie es ihm, aber nicht den Schlüssel. Ich habe veranlaßt, daß ein kleiner Geldschrank in Ihre Kabine eingebaut wird. E. B. denkt, Sie wollen Kokain schmuggeln. Er weiß nichts von der Frucht. Sobald Sie Einzelheiten der geplanten Operation kennen, schreiben Sie Ihre Bemerkungen dazu auf und legen dieselben in das Pult, wo Sie diesen Brief gefunden haben, der in Gegenwart Mawseys verbrannt werden muß.

Das war alles, und als Mawsey (dies schien der Name des Gärtners zu sein) die Tasse Tee hereinbrachte, hielt Graham den Brief über den Kamin, nahm ein Streichholz und zündete ihn an. Es wurde kein Wort gesprochen. Er vermutete, daß jeder Versuch, ein Gespräch zu beginnen, nutzlos wäre. Als Mawsey seinen Fuß auf die Asche setzte und sie zertrat, bildete sich Graham ein, daß dieser Mann von dem Inhalt des Briefes genausoviel wußte wie er.

»Wo liegt die Kneipe ›Drei Lustige Matrosen‹?« fragte er. Mawsey blickte auf und reinigte seine Füße sorgfältig mit einem kleinen Besen am Feuerrost.

»Ich kenne die Schenken hier in der Gegend nicht«, sagte er. Er hatte eine zögernde Art zu sprechen, als ob seine Worte kostbar wären und er sie nur widerwillig von sich gäbe.

»Als ich noch ein Junge war, kannte ich ein Haus, das ›Drei Lustige Matrosen‹ genannt wurde. Es lag in der Victoria Dock Road.«

Danach ging er aus dem Zimmer. Graham sah ihn planlos im Garten arbeiten. Was für eine Rolle Mawsey auch spielen mochte, er hatte jedenfalls eine große Liebe zu Blumen. Als der neue Besitzer des Landhauses zu ihm hinausging, war der Mann beinahe menschlich in seiner Begeisterung für eine seltene Asternart, die er mit Erfolg gezüchtet hatte.

Mrs. Mawsey servierte das Abendessen, und man ließ ihn allein bis zehn Uhr. Nach einem Klopfen trat der Gärtner in das Zimmer und schloß die Tür hinter sich. Er langte in seine innere Rocktasche und zog wieder einen versiegelten Umschlag hervor. Er war an G. Hallowell adressiert. Als er den dicken Umschlag öffnete, fand er das Heft darin, das er in Tiger Traynes Händen gesehen hatte.

Zwischen dem Deckel und der ersten Seite lag ein Blatt Papier.

Bevor Sie dieses Buch Mawsey zurückgeben, muß es in einen der Umschläge gesteckt und versiegelt werden, die Sie in dem dritten Fach des Pultes finden. Das müssen Sie in jeder Nacht in gleicher Weise wiederholen. Verbrennen Sie diese Instruktion.

Wieder führte Graham Hallowell die Anweisung unter den Augen des Gärtners aus.

»Es ist gut, Mawsey«, sagte er, als er begann, in dem Buch zu blättern. »Ich werde Sie rufen, wenn ich fertig bin.« Der Gärtner schüttelte den Kopf.

»Es tut mir sehr leid, Sir«, sagte er barsch, »aber ich muß hierbleiben, solange Sie lesen. Er sagt, Sie dürfen sich keine Notizen oder eine Kopie machen.«

»Wer ist ›er‹?« fragte Graham, neugierig zu erfahren, ob dieser Diener die Identität seines Herrn mit Tiger Trayne eingestehen würde.

»Ich weiß seinen Namen nicht«, war die kurze Antwort.

Von zehn bis eins richtete Graham seine Gedanken auf das Manuskript. Er las es zuerst ganz durch, um einen Überblick zu bekommen. Nicht einmal, sondern oft hielt er an und war überwältigt von der Kühnheit dieses Planes. Als er zu Ende war, begann er von vorn und las nun langsam Seite für Seite, indem er sich alle Besonderheiten einprägte. Um

ein Uhr, als ihm die Buchstaben vor den Augen tanzten, schloß er das Heft, suchte nach einem Umschlag und versiegelte es darin. Mawsey hatte während der drei Stunden steif dagesessen, die Hände auf den Knien, anscheinend gar nicht ermüdet. Einmal hatte Graham die Lektüre unterbrochen und den Mann gefragt, ob er nicht rauchen wolle.

»Ich rauche nicht und trinke nicht«, sagte er ablehnend. Dann hatte Hallowell die Gegenwart des Mannes oder die Möglichkeit, daß er sich unbehaglich fühlen könnte, vergessen.

Der Gärtner nahm das versiegelte Paket, steckte es wieder sorgfältig in seine innere Tasche und wandte sich mit einem kurzen gute Nacht, um zu gehen.

»Ich werde morgen abend nicht hier sein«, sagte Graham.

»Ich weiß es.«

Graham blickte ihn neugierig an.

»Unser Freund vertraut Ihnen sehr«, sagte er.

»Er vertraut Ihnen, Sir. Daß er mir vertrauen kann, weiß er bereits«, war die geheimnisvolle Antwort.

Am nächsten Morgen ging Hallowell in das Dorf, um Bücher und Zeitungen zu kaufen, denn die Zeit wurde ihm lang.

Er fand die Kronengarage und mietete einen kleinen Wagen. Am Abend fuhr er gemächlich zur Stadt, erreichte Greenwich bald nach Sonnenuntergang und ging dann zu Fuß zu den »Drei Lustigen Matrosen«.

Es lag etwas Sonderbares über diesem Platz. An der Ecke stand ein schmutziges Gasthaus, aus dem Gas- und Kuchendünste drangen. Es war ein traditioneller Treffpunkt für die Seeleute, und manch eine Mannschaft war auf dem sandigen Boden der Schenke geheuert worden. Aber es war auch manches unsaubere Projekt in jenem Teil des Hauses erörtert worden, der sich so großartig »Salon« nannte.

Als Graham Hallowell die Tür öffnete und in dieses Heiligtum trat, konnte er nur zwei Menschen entdecken. Ein Strolch saß in einer Ecke in einem alten Windsorstuhl. Seine Hände waren über dem Bauch gefaltet, den Hut hatte er über die Augen gezogen. Er nickte und schwankte schläfrig hin und her. Vorm Schenktisch lehnte ein Riese, der eine rauhe Seejacke über einem blauen Wollrock trug. Eine schmierige Kappe saß hinten auf seinem grauhaarigen Kopf. Sein Schnurrbart war graumeliert, und dicke Büschel von eisengrauem Haar über Kehle und Kinn gaben dem sonst unsymmetrischen Gesicht eine gewisse Regelmäßigkeit. Rot, aufgedunsen; mit gebrochener Nase, die kleinen Augen blutunterlaufen, bot er einen wenig einnehmenden Anblick. Graham Hallowell, der während seines Aufenthaltes in Dartmoor mit unglaublicher geistiger und körperlicher Häßlichkeit in Berührung gekommen war, konnte sich nicht erinnern, jemals solch ein ungestaltetes menschliches Wesen gesehen zu haben.

Der große Mann streifte Graham mit einem schnellen Blick, als er in die Schenke trat. Dann nahm er keine Notiz mehr von ihm, bis Graham fragte: »Wollen Sie etwas trinken?«

Die blutunterlaufenen Augen betrachteten ihn prüfend, dann sagte er kurz: »Gin.«

Kapitän Eli Boß war nicht sehr gesprächig. Graham, der wenigstens etwas mit ihm bekannt werden wollte, begann vom Wetter zu sprechen, was den Kapitän anscheinend nicht interessierte. Er trank seinen Gin aus, reckte sich ...

»Ich gehe nach Hause«, sagte er, »vielleicht begleiten Sie mich ein Stück, Sir?«

Er hatte eine rauhe, tiefe Stimme, die aus einer unterirdischen Höhle zu kommen schien, und er sah den anderen kaum an, ob er seine Einladung auch annehme. Graham nickte aber und folgte dem Mann. Sie gingen lange Zeit schweigend in der Richtung nach Silvertown. Erst als sie eine leblose, stille Straße erreicht hatten, begann der Kapitän zu sprechen.

»Der Alte sagt, daß Sie ein Schloß an Ihrer Kabine haben wollen – es kostet eine Menge Geld, aber Sie können es haben, auch einen Geldschrank. Lassen Sie beides zu Tigley in der Little Perch Street schicken, er besorgt meine Geschäfte. Ich will es Ihnen so bequem wie möglich machen, aber die ›Pretty Anne‹ ist kein Luxusdampfer, und vergessen Sie nicht – einfaches Essen und recht viel davon – das ist mein Motto. Spielen Sie ›Meine Tante – Deine Tante?‹«

Graham spielte es nicht, und der Kapitän drückte sein Mißfallen über diesen Mangel an Bildung aus.

»Bringen Sie sich ein paar Bücher mit«, sagte er. »Ich und meine Jungen lesen nicht viel.«

»Wann fahren Sie ab?« fragte Graham.

Eli Boß warf ihm einen Seitenblick zu.

»Wann wollen Sie, das ist die Frage?« brummte er. »So um den Sechszwanzigsten?«

Hallowell dachte nach und erkannte mit Schrecken, daß der Sechszwanzigste schon sehr nahe war.

»Ich glaube«, sagte er.

»Sie hüpf ein wenig auf dem Wasser«, der Kapitän sprach anscheinend von der ›Pretty Anne‹, »aber ich habe sie in jedem Wetter erprobt... Viel Essen, aber einfach. Es ist nichts Besonderes an der ›Pretty Anne‹, und hören Sie – Sie bringen besser selbst Ihren Likör mit. Gin ist alles, was ich brauche, und ein Glas Rum für eine kalte Nachtwache. Ich habe Joes Kabine gesäubert – Joe ist mein Ingenieur –, sie liegt mittschiffs hinter der Brücke. Es ist die beste Stelle auf dem Schiff, aber heiß wie die Hölle in den Tropen.«

»Ich könnte einen elektrischen Ventilator mitbringen«, schlug Hallowell vor. Der Mann lachte laut auf.

»Nichts Elektrisches!« keuchte er belustigt. »Warum denn? Es gibt keine Elektrizität auf dem Schiff – machen Sie sich keine falschen Vorstellungen! Petroleum ist gut genug für mich. Ich hatte eine Dynamomaschine, aber sie wollte nicht arbeiten – Dynamo bedeutet Dampf, und Dampf ist Kohle, und Kohle kostet Geld.«

Er hatte eine sprunghafte Art zu reden und ohne Übergang auf etwas zurückzukommen, das er vorher gesagt hatte.

»Joe kann bei mir schlafen, und Fred kann auf einer Matratze liegen«, meinte er. »Sie hätten ja gern eigene Kabinen, die Jungen, aber man kann nicht immer alles haben.«

»Setze ich sie denn beide hinaus?«

»Sie werfen nur Joe 'raus«, sagte der Kapitän. »Freds Kabine brauche ich für –« Er hörte das Knacken seiner Kinnladen, die sich schlossen. Es schien, als wäre er sich einer Indiskretion bewußt geworden und wollte nun die Mitteilung, die ihm fast entschlüpft war, auch durch körperliche Bewegung zurückhalten.

»Warum bringen Sie Koks nach Indien?« fragte Eli. »Bremen ist der Platz dafür – Sie können es faßweise erhalten. Ich habe einmal eine Ladung im Wert von einer Million Dollar nach Buenos Aires geschafft – es ging ganz leicht.«

Am Ende der Straße stand er still, steckte seine Hände tief in die Taschen und blickte auf seinen Begleiter herab.

»Ich will jetzt gehen«, sagte er. »Vergessen Sie nicht Tigley in der Little Perch Street. Fred wird das Schloß für Sie anbringen.« Er machte eine Pause, als wollte er noch etwas sagen, dann ging er mit einem »Bis dahin!« seines Weges. Graham kannte sich in Canning Town nicht sehr gut aus, und um sicher zu sein, ging er den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Am Ende einer langen und dunklen Straße bog er in die Victoria Dock Road ein und kam zu diesem verhältnismäßig belebten Platz, als gerade die Leute aus einem Kino herausströmten. Langsam bahnte er sich seinen Weg durch die Menge, kreuzte die Eisenbahnbrücke und hielt Ausschau nach dem Autobus, der ihn wieder durch den Blackwall-Tunnel bringen sollte.

Hier mußte eine Omnibus-Haltestelle sein. Er merkte, daß er schon vorbei war, und ging langsam zurück. Beinahe hatte er die Menschen erreicht, die dort warteten, als er einer dicken Dame ins Gesicht sah. Sie wandte sich schnell um, aber doch nicht schnell genug. Im Licht einer Straßenlaterne erkannte er die große, mächtige Nase und das unverkennbare Kinn. Seine Pulse schlugen schneller. Es war Mrs. Ollorby!

10

Er kehrte nach Greenwich zurück und fand dort seinen Wagen. Anstatt nach Cobham zu fahren, eilte er in eine Telefonzelle und wählte die Nummer des Mousetrapp-Klubs. Mr. Trayne war anscheinend im Haus, denn nach auffällig kurzer Zeit war er am Apparat.

»Ich habe einen Freund von Ihnen getroffen«, sagte Graham vorsichtig. »Erinnern Sie sich an die Frau, die wir sahen, als wir aus dem Fenster schauten?«

»Mrs. O.?« war die schnelle Antwort. Als Graham dies bestätigte, fragte er: »Wo war sie?«

»In Canning Town. Ich glaube, sie war mir auf der Spur.«

Erst nach einiger Zeit sprach Trayne wieder.

»Kommen Sie nach dem Westen. Warten Sie in der Wardour Street auf mich. Ihr Wagen ist doch geschlossen, nicht wahr? Gut! Ich werde in zwanzig Minuten dort sein.«

Graham setzte seinen Weg fort. An einer einsamen Stelle der Wardour Street überholte er Trayne und fuhr so langsam, daß dieser aufspringen konnte.

»Regent's Park – Außenring«, gab Trayne an und sprach nicht, ehe sie in dieser einsamen Gegend ankamen.

»Nun erzählen Sie mir.«

»Es ist nicht viel zu sagen.« Graham lachte rau. »Ich sah sie erst, als ich auf den Autobus wartete, aber ich bin überzeugt, daß sie mich schon den ganzen Abend beobachtet hat.«

Wieder ein langes, nachdenkliches Schweigen.

»Ich bin neugierig, was sie weiß«, murmelte Trayne. »In dem Gasthaus haben Sie sie nicht gesehen?«

Graham schüttelte den Kopf.

»Ich hätte sie sofort erkannt«, sagte er. »Nein, ich glaube, sie hat mich erst gesehen, wie ich den Kapitän verließ – ich möchte darauf schwören, daß niemand in der Straße war, als ich mit Eli Boß dort ging.«

»Hm!« Trayne war nicht davon überzeugt. »Diese dicke Frau ist wundervoll«, sagte er mit zögernder Bewunderung. »Ich möchte beinahe wetten, daß sie Sie von dem Augenblick an unter Aufsicht hatte, als Sie Cobham verließen. Was halten Sie von Eli?« fragte er plötzlich.

»Dem Kapitän? Er ist kein besonders angenehmer Zeitgenosse.«

»Nur seine Nützlichkeit ist hier wichtig«, sagte Trayne. »Er würde, wenn es sein müßte, seinen eigenen Sohn verschachern. Er hat schon für mich gearbeitet, aber nicht in dieser Weise. Vor einem muß ich Sie warnen: er darf nicht wissen, was Sie nach Indien bringen, oder der Artikel wird niemals dort landen. Solange er glaubt, es sei Kokain, ist keine Gefahr vorhanden.«

»Hat er Aussicht, es zu erfahren?«

»Nein, wenn nicht das Schiff im Kanal angehalten wird. Er gibt an, daß er eine Ladung Radiomaterial führt, aber ich glaube, das ist nur Vorspiegelung, um die Nachforschungen des Handelsamtes zu befriedigen – er war vorher von einer englischen Firma gechartert. Wenn Sie Ihre Koffer hinschicken, wird es gut sein, daß Sie ein paar Pistolen und ein paar hundert Patronen einpacken – Sie können sie vielleicht brauchen.«

»Weiß der Kapitän, daß Sie Ihre Hand im Spiel haben?« fragte Graham neugierig. Zu seinem größten Erstaunen erhielt er von dem anderen ein entschiedenes Nein zur Antwort.

»Er denkt, daß er es einem meiner Freunde zu Gefallen tut. Eli Boß tut alles nur aus Gefallen. Es ist seine Anschauung, daß er anderen Leuten immer nur eine Gnade erweist. Er ist ein roher, leidenschaftlicher Mensch, aber die Leidenschaft, die ihn beherrscht, wird Sie nicht besonders stören.«

»Was ist es denn?«

»Frauen«, war die lakonische Erwiderung. »Er war deswegen schon dreimal vor dem Richter, und beinahe hätte er einmal eine lange Freiheitsstrafe wegen eines Mädchens in Turo bekommen. Sie werden es kaum für möglich halten, aber Eli bildet sich ein, daß er ein schöner Mann ist. Das grenzt beinahe an Verrücktheit. Seine beiden Söhne sind so schlecht und unvernünftig, daß sie den alten Teufel noch in seiner Eitelkeit bestärken. Geld ist sein Gott. Das einzige, was er noch

darüberstellt, ist irgend etwas Weibliches. Glücklicherweise wird diese Frage auf Ihrer ganzen Reise nicht auftauchen, denn es ist ausdrücklich in seinem Vertrag mit mir oder vielmehr mit meinem mysteriösen Freund festgesetzt, daß eine Frau auf diese Reise nicht über das Fallreep darf. Der Preis, der ihm dafür bezahlt wird, ist so hoch, daß er sich bestimmt an seine Vereinbarung hält.«

Von Mrs. Ollorby sagte er nichts mehr. Kurz darauf setzte ihn Graham in Grower Street ab und kehrte nach Hause zurück. Es war schon sehr spät, als er heimkam, aber der Gärtner wartete noch auf ihn und begrüßte ihn auf der Treppe.

»Haben Sie einen Anruf, etwa um elf Uhr, erwartet?«

»Ich?« fragte Hallowell erstaunt. »Nein, warum?«

»Erwarten Sie eine Nachricht von Ihrer Frau?«

»Nein, es ist sehr unwahrscheinlich, daß sie mich anruft. Ich vermute, daß sie nicht einmal die Telefonnummer kennt.«

»Aber jemand kennt die Nummer sehr genau«, sagte der Gärtner. »Sie wurden ungefähr um elf Uhr angerufen, und zwar von einer Dame. Sie nannte Ihren vollen Namen und fragte, wann Sie vermutlich wieder zurück sein würden.«

»Was haben Sie geantwortet?«

»Ich sagte ihr, daß ich nicht wüßte, worüber sie spräche. Sie wollte mir nicht sagen, wer sie war, aber sie diktierte mir eine Mitteilung für Sie.« Graham folgte ihm in das Arbeitszimmer. Auf dem Löschpapier lag ein Notizblatt, auf dem in unregelmäßiger kindlicher Handschrift die Nachricht stand:

»Kein Geldschrank ist so sicher wie Raum 79 B Ward.«

Graham Hallowell wurde weiß bis in die Lippen. Denn 79 war die Nummer seiner Zelle, und B Ward war die Bezeichnung für den Gefängnisblock in Dartmoor, in dem er gesessen hatte.

Der Fürst von Kisthlastan konnte Feste geben, deren Pracht und Glanz für die Öffentlichkeit bestimmt war, aber er konnte auch sehr feine intime Diners veranstalten, die einen kultivierten, persönlichen Geschmack verrieten. Rikisivi war in tadellosem Gesellschaftsanzug und unterschied sich nur durch seine dunkle Hautfarbe und weißen Turban von den anderen Herren. Er ging in den getäfelten Speisesaal seiner Privaträume und besichtigte die gedeckte Tafel.

Mr. Colley Warrington, der eine halbe Stunde früher ankam als der erste Gast, nickte sehr zufrieden, als er eine der Menükarten durchlas.

»Das wird selbst dem Oberst imponieren«, sagte er und zeigte dabei mit seinem Finger auf eine Marke in der kurzen, aber exquisiten Weinliste.

Der Fürst zuckte verächtlich mit den Mundwinkeln.

»Für mich wird die ganze Gesellschaft eine langweilige Sache werden. Man hätte Miss Joyner unbedingt einladen können, hierherzukommen, wenn man sich die nötige Mühe gegeben hätte«, sagte er vorwurfsvoll.

»Ich glaube, daß Hoheit die Verhältnisse falsch beurteilen«, sagte Colley mit einem überlegenen Lächeln. »Es wäre der schlechteste Schachzug gewesen, weiter mit ihr in Verbindung zu bleiben, wegen – hm – der anderen kleinen Sache.«

»Sie haben ihr nicht einmal geschrieben«, sagte Rikisivi schlecht gelaunt. »Sie haben den Eindruck bei ihr aufkommen lassen, daß wir – wie soll ich gleich sagen – sie als eine aussichtslose Sache aufgegeben haben – daß wir verlegen und ratlos sind wegen der Perlen und sie deswegen nicht mehr sehen möchten. Und ich hätte sie so gern hier gehabt, ich muß sie hier haben, ich brauche sie, ich bin unglücklich, wenn ich sie nicht sehe. Wenn Sie doch wenigstens geschrieben hätten –«

»Ich habe ihr geschrieben«, sagte Colley, dessen Aufmerksamkeit anscheinend vollständig davon in Anspruch genommen war, die Tischordnung zu prüfen. Er schaute gar nicht zu dem Fürsten hin, als er sprach. »Ich habe ihr geschrieben, daß Sie eine Abendeinladung geben und daß der Oberst Richard Hallowell auch unter den Gästen sein wird, aber ich hätte sie nicht eingeladen, da ich annahm, daß sie keinen großen Wert darauf legte.«

»Teufel noch einmal«, rief der Fürst. »Warum haben Sie einen solchen Unsinn geschrieben?«

»Weil es notwendig war«, sagte Colley kühl, »bei ihr den Anschein zu erwecken, daß Sie die größte Sorge um ihren guten Ruf haben. Ich habe nämlich noch hinzugefügt, daß Diana hier sein würde und ich wüßte, daß sie nicht gern mit ihr zusammentreffe.« – »Aber Diana brauchte doch überhaupt nicht zu kommen!« brach Riki los.

»Nein, sie brauchte nicht zu kommen. Aber nun antwortet Miss Joyner entweder, daß sie unter gar keinen Umständen ob Diana zugegen ist oder nicht – gekommen wäre, oder aber, wenn sie das nicht tut, muß sie meine nächste Einladung annehmen.«

»Und wann wollen Sie sie wieder einladen?« Kishlastan war nicht wenig erstaunt.

»Nachdem Eure Hoheit nach dem Osten abgefahren sind«, sagte Colley langsam. »Und Sie werden einige Tage vorher abreisen, bevor ich mit Hope Joyner diniere. Es ist absolut notwendig«, fuhr er fort, »daß Sie nicht hier sind, wenn – irgend etwas passiert. Sie müssen auf hoher See sein, mit einer ganzen Schiffsgesellschaft zusammen, auf einem P. & O.-Dampfer, damit Ihr Alibi einwandfrei ist.«

Das leuchtete dem Fürsten ein.

»Glauben Sie, daß Sie Erfolg haben?«

»Ich werde sicher Erfolg haben«, sagte Colley. »Außerdem möchte ich Eurer Hoheit noch einen anderen Grund für die Abreise angeben. Ich möchte mich nicht in Ihre Angelegenheiten einmischen, noch suche ich weiter in die Dinge einzudringen, als ich bereits von Eurer Hoheit wohlwollend informiert worden bin betreffs einer gewissen Unternehmung, die in den Händen von einem Ihrer Freunde liegt. Aber ich muß doch betonen, daß es ratsam wäre, wenn Eure Hoheit England verließen, bevor dieser kleine Plan ausgeführt wird.«

»Ich werde eine Woche später fortgehen«, sagte der andere ungeduldig. »Ich kann nicht Hals über Kopf abfahren. Ich brauche viele Räume für mein großes Gefolge.«

»Die ich bereits auf der ›Polta‹ belegt habe!« bemerkte Colley. »Der Dampfer geht am nächsten Sonnabend ab.«

Der Fürst sah ihn halb ärgerlich, halb erstaunt an.

»Eure Hoheit mögen das als eine Anmaßung meinerseits ansehen, aber ich habe Ihren Interessen zu dienen. Ich brachte heute den ganzen Nachmittag damit zu, eine Passage für Eure Hoheit ausfindig zu machen. Glücklicherweise wurde eine größere Reihe von Kabinen auf der ›Poltan‹ wieder frei, und ich habe sie sofort provisorisch für Eure Hoheit gebucht.«

Der Fürst biß sich gedankenvoll auf die Lippen.

»Vielleicht haben Sie recht«, sagte er. »Sie sind ein sehr weitsichtiger und kluger Mann. Ich möchte diese Sache weiter mit Ihnen besprechen, wenn die andern gegangen sind.«

Sie waren noch keine zehn Minuten im Empfangsraum, als die ersten Gäste kamen. Diana in ihrer strahlenden Schönheit betörte Colley aufs neue. Sie trug ein grausilbernes Kleid, das ihre reife Schönheit noch hob und sie sehr jung aussehen ließ, so daß selbst der Fürst sie bewunderte. Sie ging in den Speisesaal, um sich schnell den Tisch anzusehen, wechselte zwei der Karten aus, kam zurück und erklärte es ihnen.

»Ich will neben dem Oberst sitzen«, sagte sie. »Wenn Sie ihm Jane Lyson zur Tischdame geben, werden Sie ihn nur ärgern. Sie ist die Todfeindin seiner Frau, und sie würde doch der Versuchung nicht widerstehen können, über Lady Cynthia etwas Unangenehmes zu sagen.«

»Hätte ich vielleicht Lady Cynthia einladen sollen?« fragte der Fürst zweifelnd.

»Sie wäre bestimmt nicht gekommen«, sagte Diana nüchtern. »Nicht, weil sie gewußt hätte, daß ich hier bin. Aber ich muß den Oberst sehen.«

Die Unterhaltung wurde durch die Ankunft eines indischen Beamten und seiner jungen Frau unterbrochen, die über und über von Brillanten strahlte. Gleich darauf kam auch Oberst Ruislip.

»Wie charmant, Diana, daß Sie hier sind«, sagte er und hielt ihre Hand lange in der seinen. Er blickte bewundernd in ihre schönen lachenden Augen. »Sie sehen jünger aus als jemals. Was war Dick Hallowell doch für ein Dummkopf.«

Niemand wußte besser als der Oberst, daß die Dummheit Dick Hallowells sehr wohl am Platze war. Sein Protest dagegen war nur ein Akt der Höflichkeit.

»Hallo, Colley! Habe Sie schon seit Jahren nicht gesehen!«

Er gab ihm die Hand, ohne sie herzlich zu drücken. Oberst Ruislip war im Bilde. Colley Warrington war einer der Leute, die man zwar trifft, die man aber nicht sucht. »Ich muß Sie nachher sprechen, Colley ... Ich habe seit Jahren keine richtigen Skandalgeschichten mehr gehört.«

Wäre der Erfolg des Diners von der liebenswürdigen Laune des Gastgebers abhängig gewesen, so wäre die Stimmung des Abends eine recht gedrückte gewesen, denn der Fürst war äußerst verdrießlich und sprach kaum.

»Dick? O ja, ich sehe ihn manchmal.«

»Ein sehr brauchbarer Offizier«, sagte der Oberst, indem er den Wein mit Kennermiene austrank. »Gott sei Dank habe ich ihn wieder von den Fliegern zurückgeholt. Vermutlich wissen Sie, daß er sich zu den Fliegern versetzen ließ, damals nach – hm – nach Ihrer kleinen Auseinandersetzung. Und er ist ein ganz vorzüglicher Flieger geworden. Er hat mich in Adlershot mit auf seiner Maschine gehabt und solch waghalsige Kunststücke gemacht, daß ich zu Tode erschrocken war. Ich muß festen Boden unter den Füßen haben oder im Sattel sitzen ...«

»Er hat sich doch wieder verlobt?«

Dem Oberst war nicht ganz wohl zumute.

»Das kann ich Ihnen leider nicht sagen, ich kümmere mich nicht um die Verlobungen meiner jüngeren Offiziere, bis sie sich entschließen, mit mir darüber zu sprechen. Da ich den Offizieren des Regiments an Vaterstelle gegenüberstehe, müssen sie früher oder später doch alle zu mir kommen. Bis jetzt ist mir offiziell nichts davon bekanntgeworden.«

»Er wird zu Ihnen kommen«, sagte Diana so freundlich als möglich. »Miss Hope Joyner – kennen Sie sie?«

»Ja, ich habe sie getroffen«, sagte der Oberst liebenswürdig und versuchte, das Gesprächsthema zu wechseln. »Ein sehr nettes Mädel, meine Frau hat neulich gesagt...«

Aber Diana ließ ihn nicht ausweichen.

»Ich hoffe, Dick wird sehr glücklich werden«, sagte sie in dem Ton liebenswürdiger Resignation, der ihr so gut stand.

»Dessen bin ich sicher«, sagte der Oberst leise. Dann sprach er davon, daß Hope eine gute Akquisition für das Regiment wäre.

»Wird sie das sein?« fragte Diana unschuldig. Der Oberst rückte ungemütlich auf seinem Stuhl hin und her.

»Ja, ich denke«, sagte er schnell. »Ein sehr hübsches, äußerst liebenswürdiges und schönes ...«

Er wollte die Unterhaltung weniger persönlich gestalten und fiel dann doch in die Falle, die Diana ihm gestellt hatte.

»Nebenbei bemerkt, aus welcher Familie stammt sie?« fragte er.

Diana Martyn konnte sich nun dem Essen widmen.

»Hat sie überhaupt Verwandte?« warf sie dazwischen.

»Sind sie tot?« meinte der Oberst. »Oh, das wäre schade.«

»Man weiß nicht einmal, ob sie tot sind«, sagte Diana. Da sie fürchtete, daß sein Interesse nachlassen könnte, fügte sie schnell hinzu: »Und niemand weiß weniger darüber als Hope selbst.«

Der alte Herr zog die Augenbrauen hoch.

»Das ist doch aber eine sehr ernste Sache, so etwas zu sagen.«

»Das ist wahr, und ich habe es ganz im Ernst gemeint.«

Sie berichtete ihm kurz die Geschichte Hope Joyners und, obgleich sie glaubwürdig erzählte, unterstrich sie doch die dunklen Möglichkeiten ihrer Geburt genügend.

»Dick könnte wirklich nicht im Regiment bleiben, wenn er sie heiratet«, fuhr sie fort. »Ich glaube auch nicht, daß er die Absicht hat. Immerhin –«

»Im Gegenteil, er hat bestimmt vor, im Regiment zu bleiben«, sagte der Oberst schroff. »Seine Ernennung zum Hauptmann ist nächsten Monat fällig, und ich weiß, daß es von jeher sein Wunsch war, den Befehl über das Bataillon zu führen, wie es vor ihm sein Vater tat. Stets hat ein Hallowell bei der Berwick-Garde gedient, seit diese Truppe besteht.«

»Dann werden Sie erleben, daß die Truppe einmal ohne einen Hallowell ist«, sagte sie heiter. »Es ist doch ganz unmöglich! Finden Sie nicht auch, Herr Oberst?« Er antwortete ihr nicht. Der Abend war ihm verdorben.

Als er die Unterhaltung wieder aufnahm, sprach er über eine Sache, die Diana am liebsten vermieden hätte.

»Dick hatte gerade genug Ärger mit seinem schrecklichen Halbbruder«, sagte er, »er braucht sich nicht auch noch davon niederdrücken zu lassen. Das Mädchen ist wirklich sehr hübsch und liebenswürdig, und ich würde absolut damit einverstanden sein, wenn Dick erklärte –«

Sie schaute ihn scheu von der Seite an.

»Ja, Sie wohl«, stimmte sie ihm bei, »aber Lady Cynthia –«

Sie wußte, daß dieser Pfeil getroffen hatte.

Als alle Gäste mit Ausnahme von Diana und Colley gegangen waren, fragte der Fürst, der im Laufe des Abends etwas mehr aufgetaut war:

»Sie haben doch mit dem Oberst über Hope Joyner gesprochen? Was sagten Sie von ihr?«

»Was hätte ich sagen sollen, als daß sie ein sehr liebenswürdiges und schönes Mädchen ist«, erwiderte sie so unschuldig wie möglich. »Ich habe aber weniger über sie als über Dick Hallowell gesprochen. Er beabsichtigt nämlich, sie zu heiraten.«

Sie sah, wie sich sein Gesichtsausdruck änderte.

»Heiraten?« Er wandte sich an Colley. »Das wußte ich ja gar nicht.«

»Die beiden sind miteinander bekannt«, antwortete Colley. »Ich glaube nicht einmal, daß sie verlobt sind.«

»Sie lieben sich«, sagte Diana leichthin, »und das ist ungefähr so viel, als ob sie verlobt wären. Sie sind beide frei und wohl auf – warum sollten sie sich nicht verloben? Dick Hallowell muß natürlich seinen Abschied vom Regiment nehmen. Die Damen des Offizierskorps werden nicht zulassen, daß ein Niemand in ihren Kreis kommt.«

»Was wollen Sie damit sagen – ein Niemand?« fragte Riki, indem er sie unter gesenkten Augenlidern ansah. »Ist denn Miss Joyner ein Niemand?«

»O lala«, Diana zeigte eine Lustigkeit, die sie gar nicht fühlte. »Wie sehr sich Eure Hoheit für Hope Joyner einsetzen, und gerade Sie müßten doch am besten wissen, wie außerordentlich wichtig Abstammung sein kann! Hoheit haben doch einen tausendjährigen Stammbaum, der keine Unterbrechung aufweist.«

Der Fürst war anscheinend beruhigt, da er unglaublich stolz auf seine Abstammung war.

»Es ist nicht klug, unfreundlich von Miss Joyner zu sprechen«, sagte er. »Ich habe viele Gründe dafür. Sie verstehen mich?«

Colley nickte.

»Es darf nicht so aussehen, als ob jemand, der irgendwie in Verbindung mit dem Fürsten von Kishlastan steht, auch nur im mindesten gegen Hope Joyner eingenommen ist.«

»Das ist absolut notwendig«, sagte Colley. Diana sah ihn ganz erstaunt an.

»Besteht denn ein besonderer Plan wegen Hope Joyner?« begann sie.

»Nein«, sagte Colley prompt. »Aber ich stimme vollkommen mit Seiner Hoheit überein. Wir wollen uns keine Feinde machen. Ihre Aufgabe besteht doch darin, Miss Martyn, den Freundeskreis Seiner Hoheit zu vergrößern. Selbst gegen Ihre Rivalinnen müssen Sie gütig und nachsichtig sein.«

Wenn er glaubte, sie dadurch irrezuführen, täuschte er sich. Sie interessierte sich zu sehr für dieses neue Problem. Ihr war es ganz klar, daß irgend etwas mit Hope Joyner im Gange war, und sie ärgerte sich, daß man sie nicht ins Vertrauen gezogen hatte. Colley um weitere Informationen zu bitten, war ganz nutzlos, das wußte sie. Vielleicht war Graham mit im Spiel.

Schon in der Frühe des nächsten Morgens, als der Milchmann noch geräuschvoll mit seinen Kannen in den Straßen klapperte, telefonierte sie nach ihrem kleinen Wagen und fuhr nach Cobham. Als sie ankam, fand sie Graham am Tisch sitzen. Vor ihm stand ein kaltes Frühstück, das er nicht einmal angerührt hatte. Er sah erschreckt zu ihr auf, als sie eintrat.

»Ach, du bist es«, sagte er. »Wir sind sehr durch Euch geehrt!«

Sie schaute ihn verwundert an. Seine Farbe war aschgrau. Nur einmal hatte sie ihn so gesehen – am Morgen seiner Verhaftung.

»Was fehlt dir?« fragte sie.

»Nichts.« Er lehnte sich vor und zog einen Stuhl für sie heran. »Schenke mir bitte Kaffee ein, ich habe nicht die Energie dazu.«

Sie setzte sich ohne ein Wort nieder, füllte eine Tasse und reichte sie ihm. Sie blickte gespannt auf ihn.

»Sage mir doch, was du hast?«

»Ach, es ist nichts.« Er schaute zur Tür, und als er sah, daß sie nur angelehnt war, stand er auf und schloß sie. Dann erzählte er ihr mit leiser Stimme von der letzten Nacht. Als er zu Ende war, schüttelte sie den Kopf.

»Ich habe dir keine Nachricht durchs Telefon bestellt. Das war sicher diese niederträchtige Frau.«

»Aber sie wußte doch, daß ich in London war«, sagte er hartnäckig.

Diana lächelte.

»Natürlich wußte sie das. Ebenso wußte sie, daß ihre Mitteilung für dich aufgeschrieben und dir bei deiner Rückkehr gegeben wird. Man kann sich beim besten Willen nicht vorstellen, daß sie wirklich Detektivin ist. Aber ich glaube, daß sie nicht viel mehr versteht als ihre männlichen Kollegen.«

Sie zog die Augenbrauen zusammen und dachte nach. Diana war eine kluge Frau und unendlich viel beweglicher als Graham. Sie wußte sich besser zu helfen und war auch mutiger als der Mann, mit dem sie das Schicksal verbunden hatte.

»Wo warst du denn, als er etwas von dem Geldschrank sagte?«

»Trayne sprach davon. Dieser Schiffskapitän hat ihn sicher auch erwähnt, aber wir standen an einer Stelle, wo es unmöglich war, uns zu belauschen.«

Sie nickte langsam.

»Niemand konnte den Brief lesen mit Ausnahme des Gärtners.«

Dann lächelte sie plötzlich.

»Sie hat es von Trayne – sie weiß, daß er einen Geldschrank gekauft hat, der an Kapitän Boß geliefert werden soll – das ist die Erklärung.«

»Aber wie konnte sie wissen, daß ich etwas mit der Sache zu tun habe?«

»Sehr einfach«, entgegnete Diana ruhig. »Mrs. Ollorby sah dich mit Boß zusammen. Sie weiß, daß der Geldschrank an Bord der ›Pretty Anne‹ abgeliefert werden soll. Nun brauchte sie doch nur die verschiedenen Tatsachen

zusammenzustellen. Möglicherweise hat sie diese Nachricht nur an dich gesandt, um eine Bestätigung zu haben. Hast du Trayne angerufen, nachdem du die Botschaft erieltest?»

Er nickte.

»Natürlich hast du das schon wieder getan. Sie hat doch jemand im Telefonamt veranlaßt, das Gespräch abzuhören. War Trayne zu sprechen?»

»Er war fortgegangen.«

»Da hast du Glück gehabt!« sagte sie warnend zu ihm. »Ich Sorge mich nicht um Mrs. Ollorby, sie beobachtet bloß. Sie mag ja richtig beobachten, aber sie weiß nicht genau, ob sie mit ihren Vermutungen recht hat. Ich möchte dir doch einen guten Rat geben. Bleibe soviel wie möglich vom Telefon fort –«

Es wurde an die Tür geklopft, und noch bevor Graham »Herein« rufen konnte, kam der Gärtner ins Zimmer und zog die Tür sofort hinter sich zu. »Kennen Sie eine Mrs. Ollorby?« fragte er leise.

Graham Hallowell war zu erstaunt, um sprechen zu können. Er nickte bloß.

»Wünschen Sie, daß sie hereinkommt?«

»Daß sie hereinkommt?« fragte Diana erstaunt. »Wieso?«

»Sie ist draußen.« Graham und Diana schauten einander an.

»Soll sie hereinkommen?« fragte der Gärtner wieder.

Diana erholte sich zuerst von ihrem Schrecken.

»Wo? Hier? Hier im Haus?« fragte Graham.

»Ja, hier im Haus«, sagte sie, als Graham noch starr vor Schrecken und Verwunderung dasaß. Als er Einspruch erheben wollte, brachte sie ihn mit einem Wink zur Ruhe.

Eine Sekunde verging, dann öffnete sie die Tür schnell, und Mrs. Ollorby trat mit einem verbindlichen Lächeln auf den Lippen vergnügt ins Zimmer.

»Guten Morgen, meine Herrschaften!« Ihr Ton war herausfordernd fröhlich. Sie zeigte nichts mehr von der Unterwürfigkeit, die sie beim ersten Zusammentreffen mit Diana an den Tag gelegt hatte. Sie sprach vollkommen wie eine Gleichberechtigte. »Wie schön ist doch der Sonnenschein heute – und die vielen herrlichen Blumen und die Bäume – und wenn ich so die Blätter rauschen höre, dann fühle ich mich wieder wie ein junges Mädchen. Manche Leute lieben mehr die See und die Küste«, fuhr sie zu plaudern fort, »aber ich liebe den Aufenthalt auf dem Land, die weiten, grünen Rasenflächen und die blumigen Wiesen. Dagegen diese doppelten großen Schornsteine der Dampfer! Schiffe haben doch gewöhnlich Schornsteine böse, schwarze Dinger, von denen die Farbe abblättert. Auf Schiffen gibt es keine Bäume und Felsengärten, nicht wahr, Miss Martyn, Schiffe haben doch keine Felsengärten?«

Diana antwortete nicht.

»Das Beste an einem Schiff«, fuhr Mrs. Ollorby fort, ohne daß sie jemand dazu ermutigt hätte, »ist sein Name. Aber das will nicht viel sagen. Nehmen wir zum Beispiel die ›Pretty Anne‹ (Hübsche Anna). Was ist denn überhaupt hübsch an ihr? Nicht einmal ihr Kapitän. Ich würde mich eher entschließen, mit einem kleinen Geldkasten in dieser Villa zu wohnen, als mit einem großen Geldschrank über den Atlantischen Ozean zu fahren, besonders wenn ich ein Mann wäre, der früher so allerhand unangenehme Erfahrungen gemacht hat. Geben Sie mir nicht recht, Miss Martyn?«

Der Gärtner stand noch an der Tür und war wie zu Stein erstarrt. Diana fand ihre Stimme wieder und begann:

»Ich weiß nicht, was ich denken soll –«

Aber die Frau unterbrach sie.

»Sie verstehen nicht, was es bedeutet, daß ich in Ihre hübsche kleine Villa einbreche?« sagte Mrs. Ollorby mit einem Lächeln auf ihrem breiten Gesicht. »Wissen Sie, Miss Martyn, ich war gespannt, was Sie zuerst sagen würden: ›Ich weiß nicht, was ich denken soll‹ oder ›Wollen Sie mir bitte erklären‹ oder gar ›Wie dürfen Sie überhaupt?‹ Es gibt eigentlich wenig originelle Wendungen, die Sie gebrauchen können, wenn Sie ärgerlich sind. Wenn Sie genügend Intelligenz haben, sich etwas ganz Neues auszudenken, dann haben Sie auch genügend Intelligenz, um ruhig zu sein.«

Sie sah sich in dem getäfelten Speisezimmer um. Chinaporzellane mit blauen Mustern standen ringsum auf den Paneelen. Auf dem polierten Tisch dufteten Rosen aus einer schönen Vase. Hübsche Gardinen bewegten sich leicht in der Morgenbrise.

»Es ist ein schönes Haus«, sagte sie und nickte nachdrücklich. »Tiger Trayne vermietete es an Johnny Delboure – Sie wissen selbstverständlich, daß Tiger der Besitzer dieses Hauses ist? bevor Johnny damals den großen Bankeinbruch verübte. Sie müssen ihn doch sicher in Dartmoor getroffen haben, Mr. Hallowell – er hat dafür zwanzig Jahre bekommen. Ich wundere mich immer, warum Tiger nicht endlich den Mousetrapp-Klub aufgibt und seine alten Tage hier draußen beschließt. Aber wahrscheinlich gibt es hier draußen keine Mäuse, die zu fangen sich lohnte.«

Sie wandte sich nach der Tür um und sah in die verstörten Augen des Gärtners, nickte ihm aber freundlich zu.

»Mr. Mawsey – nicht wahr? Früher hießen Sie doch Colter, dann wurden Sie Wilson – ich habe Ihre Namen im Moment vergessen, aber ich erinnere mich genau an alle Verbrechen, die Sie verübt haben. Wie geht es denn Ihrer guten Frau?« Sie sah auf seine grüne Schürze und nickte.

»Gärtnerarbeit, das ist eine alte Beschäftigung. Das ist besser für Mrs. Mawsey oder Wilson oder was immer Sie für einen Namen führen, als Kinder in Pflege nehmen und sie dann verschwinden lassen.«

Sie richtete ihre lustigen Augen auf Dianas blasses Gesicht. Mawsey schlich sich vollständig vernichtet aus der Tür und verschwand. Mrs. Ollorby wartete auf eine weitere Bemerkung ihrer unwilligen Wirtin. Aber Diana war zu klug, um zu sprechen.

»Ein wunderbarer Ort hier«, sagte Mrs. Ollorby und ließ ihre anerkennenden Blicke umherschweifen. »Aber wenn ich dieses ganze Gelände hätte, dann würde ich lieber eine Hühnerfarm einrichten. Es geht doch nichts über eine Liebhaberei, wenn man es sich irgend leisten kann. Ich hatte eine Vorliebe für das Sammeln von Zeitungsausschnitten, als ich ein junges Mädchen war. Meine Mutter war ganz erschrocken, als ich alle Nachrichten über Verbrechen aus den Sonntagszeitungen ausschnitt und sie in meine Schulbücher klebte. Ich habe Haufen davon, so hoch« – sie zeigte bis zur Höhe ihrer Schulter. »Ich habe immer gedacht, daß ich einen Polizisten heiraten müßte, aber es ist mir niemals in den Sinn gekommen, daß ich für Scotland Yard arbeiten würde. Hektor – das ist nämlich mein Junge –, der beste Junge, der jemals gelebt hat, obgleich er ein wenig kurzsichtig ist – sagt oft zu mir: »Mutter, warum hebst du denn diese vielen Zeitungsausschnitte auf, wenn du sie doch alle im Kopf hast?« Und das ist Tatsache, wenn ich einmal etwas über ein Verbrechen gelesen habe, dann behalte ich es auch. Ich kann mich noch recht gut daran erinnern, wie ich damals in Old Bailey war und – nun, wie nennt er sich doch gleich? – Mawsey sah, der zu fünf Jahren verurteilt wurde. Er ist ein guter Geldschrankknacker, einer der besten. Man sagt, daß er ein Mittel erfunden hat, um Stahlwände auseinanderzuschneiden, das alle amerikanischen Einbrecher in Verwunderung setzt. Da können Sie stolz sein auf Ihr Vaterland, nicht wahr, Miss Martyn?«

»Was verschafft uns denn eigentlich das Vergnügen Ihres Besuches heute morgen?« fragte Diana, die endlich ihre Selbstbeherrschung wiedergewonnen hatte.

»Ich brauche frische Luft«, sagte Mrs. Ollorby. »Ich habe nämlich zwei Tage lang in einem schlechten Haus gewohnt, in einer kleinen, schmutzigen Nebenstraße, und nicht einmal die Gesellschaft des Kapitäns Eli Boß war ein Ausgleich dafür. Ich habe dabei wichtige Dinge erfahren und möchte sie anderen Leuten mitteilen, da ich sonst daran ersticken würde. Ich sagte also zu Hektor, ich will nach Cobham und Miss Martyn oder Mr. Hallowell besuchen, wen ich eben treffe. Vielleicht kann ich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen und ihr eine große Unannehmlichkeit für die Zukunft ersparen und ebenso Mr. Hallowell.«

Sie lächelte sonderbar, als sie Graham anschaute, der blaß geworden war.

»Was erschreckt Sie so?« – sie schüttelte traurig den Kopf – »Ist es vielleicht, weil Sie nicht wissen, wieviel ich schon weiß? Ich wüßte nichts Beunruhigenderes. Sie können nicht feststellen, wieviel ich nur vermute und wieviel ich in einem Buch gelesen habe, um das alles erzählen zu können.«

»Wir haben von Ihnen gehört, Mrs. Ollorby«, sagte Graham.

»Ich fange an berühmt zu werden«, sagte sie fast schmunzelnd. »Das ist merkwürdig, da ich doch sehr selten als Zeuge auftrete. Ich glaube, Sie hätten mich überhaupt nicht kennengelernt, wenn nicht Tiger Ihnen von mir erzählt hätte. Ich sah Sie alle drei an dem Fenster und konnte Sie beobachten – und ich bin ein sehr guter Beobachter, wie ich schon sagte.«

»Bescheiden sind Sie nicht gerade.« Graham Hallowell hatte sich allmählich wieder erholt. »Uns macht Ihr Gerede wenig Spaß. Aber wenn Sie irgend etwas Geschäftliches hier erledigen wollen, dann sagen Sie uns das bitte. Wenn das nicht der Fall ist, dann wollen wir Sie gerne entschuldigen, wenn Sie jetzt gehen wollen.«

»Immer höflich«, murmelte Mrs. Ollorby. »Sie könnten beinahe der Fürst von Kishlastan sein, der niemals ein

Tanzmädchen umbringt, wenn er nicht vorher den Turban abgenommen hat. Werden Sie eine lange Reise unternehmen, Mr. Hollowell?«

Graham stand vom Tisch auf und zeigte auf die Tür.

»Sie wünschen, daß ich gehen soll? Es tut mir leid, daß ich Sie gelangweilt habe – für gewöhnlich hält man mich für sehr unterhaltend. Hektor sagt, daß er mir stundenlang zuhören könnte, aber natürlich, er ist ja mein eigener Sohn. Guten Morgen, Mrs. Hollowell!« Diana antwortete nicht auf diese kleine Höflichkeit.

»Guten Morgen, Mr. Graham Hollowell!«

Er machte die Tür schnell zu. Mrs. Ollorby ging mit langen Schritten den Gartenweg entlang und summt eine kleine Melodie vor sich hin, ein wohlgefälliges Lächeln lag auf ihrem Gesicht. Ein Fremder hätte sich einbilden können, daß sie gerade von einem sehr angenehmen Besuch käme. Graham und Diana beobachteten sie durch die geschlossenen Fensterläden, bis ihr alter Hut hinter der Hecke verschwand, dann sahen sie sich stumm an.

»Was weiß sie wirklich?« fragte Diana ruhig.

»Ich habe keine Ahnung. Sie weiß nicht viel, sonst wäre sie ausführlicher gewesen«, sagte er gedankenvoll. »Ihre Absicht war nicht, uns festzunehmen, sondern nur uns zu warnen.«

Diana nickte.

»Sie hat zwei oder drei lose Fäden, und sie versuchte, aus uns etwas herauszubekommen, um sie verbinden zu können. Kapitän Boß ist der Eigentümer des Schiffes. Dann hast du doch diese Frau letzte Nacht in East End gesehen. Natürlich hat sie auch telefoniert. Sicherlich, sie weiß nichts, Graham – sie vermutet nur, aber sie weiß nichts. Hast du nicht die ganze Zeit über beobachtet, wie sie wie ein Schießhund darauf wartete, daß du oder ich etwas ausplaudern sollten, das ihre Vermutungen bestätigen könnte?«

Es klopfte leise an der Tür, der Gärtner kam herein. Sein hageres Gesicht zuckte nervös.

»Ist sie fortgegangen?« fragte er heiser.

»Kennen Sie sie?« fragte Diana.

»Ich habe von ihr gehört.« Mawsey war nicht geneigt, sich selbst zu bezichtigen. »Ich kenne ihren Mann besser als sie. Er war Detektivsergeant in Scotland Yard. Er –«, der Mann zögerte, »er hat meine Frau beinahe ins Unglück gebracht, und sie war so unschuldig wie ein neugeborenes Kind.«

»Es scheint doch so, daß Sie ein- oder zweimal von ihr hereingelegt worden sind?«

»Nicht von ihr, von ihrem Mann«, verbesserte Mawsey.

»Stimmt das alles, was sie sagte?«

Er nickte, als Diana ihn fragend ansah.

»O ja, ich bin im Gefängnis gewesen«, sagte er, ohne dabei verlegen zu werden. »Ich bin erstaunt, was sie alles weiß. Das Beobachten ist ihre Spezialität, davon haben Sie wohl gehört? Aber die meisten hat sie nur ins Gefängnis gebracht, weil sie dumm genug waren, sich selbst zu verplappern, als sie sich das erstmal an sie heranmachte. Sie haben ihr doch hoffentlich nichts gesagt?« fragte er schnell. Als die beiden verneinten, fuhr er fort: »Ich dachte mir gleich, daß Sie das nicht tun würden. Diese alte Frau ist gefährlich wie Gift. Und vergessen Sie nicht, sie kann Dinge unternehmen, die kein männlicher Polizist wagen dürfte, ohne seinen Posten zu verlieren. Was hat sie denn alles gesagt? Ich muß es dem Direktor sagen, er wird gleich anrufen.«

So getreu wie möglich erzählte ihm Diana den Gang der Unterhaltung.

»Sie hat einiges richtig herausbekommen«, gab Mawsey zu. »Aber sie hat keine Ahnung von dem großen Plan. Sie hat nur gesehen, daß Sie sich mit Eli Boß getroffen haben, sie weiß, daß Sie den Direktor anriefen, und dann hat sie Vermutungen darüber angestellt.«

Der Gärtner trat zum Fenster und hielt Ausschau.

»Sie ist noch nicht fort«, sagte er mit leiser Stimme. »Ich möchte gern wissen, weshalb sie noch wartet?«

Mrs. Ollorby war quer über den Weg gegangen und stand unter einem großen, überhängenden Baum. Sie schaute auf das Haus zurück. In der Hand hielt sie einen Bogen weißes Papier. Abwechselnd las sie und blickte dann wieder nach der Villa. Diana sah, wie der Gärtner eine Bewegung machte.

»Sie geht quer durch Rectory Field«, sagte er. Die dicke Frau war verschwunden. »Ich will der alten Katze doch

einmal einen Schrecken einjagen.«

Wie der Blitz war er aus dem Zimmer, und nach einigen Sekunden sah ihn Graham über die Straße eilen, mit einer Büchse unter dem Arm. Während er lief, steckte er Patronen in die beiden Läufe.

Der Fußpfad durch Rectory Field kürzt den Weg zur Esher Road ab, aber man gewinnt nicht viel Zeit dabei. Mawsey ging einen besseren Weg bis zum Ende einer Föhrenpflanzung. Dort verlangsamte er seine Schritte. Plötzlich sah er, wie Mrs. Ollorby auf dem gelben Sandweg weit ausschnitt, kaum zwanzig Meter von ihm entfernt. Grinsend hob er das Gewehr an die Schulter, und gleich darauf krachten zwei Schüsse. Sie gingen hoch, denn er wollte sie nur erschrecken. Als er sah, wie Mrs. Ollorby sich duckte, wollte er sich totlachen. Aber seine Freude dauerte nicht lange. Der große Strickbeutel, den sie unter dem Arm trug, fiel zu Boden, und sie hatte eine Waffe in der Hand.

Wieder krachte ein Schuß.

Er stand starr, als er das Mündungsfeuer aus ihrer Pistole zucken sah. Das Geschloß schlug gegen den glatten Stamm einer Föhre, prallte dort ab und surrte dicht an seinem Kopf vorbei. Er sprang sofort zurück und fuchtelte mit den Händen in der Luft.

»Was machen Sie da?« schrie er sie an.

Mrs. Ollorby kam auf ihn zu, die Pistole in der Hand. Ein heiteres Lächeln lag auf ihrem Gesicht.

»Erzählen Sie nur nicht, daß Sie mich mit einem Vogel verwechselt haben!« Während sie dies sagte, hob sie die Hand. »Ich bin ein Vogel in ungewöhnlichem Sinne – eine alte Krähe –, aber eine, die wiederschießt!«

»Was, zum Teufel, tun Sie?« stieß der Mann hervor. Er war totenbleich. »Ich wollte nur einen Scherz machen und Sie erschrecken, das ist alles...«

»Lache ich denn nicht?« fragte Mrs. Ollorby. Sie stand vor ihm, ihre dicke Hand auf die Hüfte gestützt. Der Lauf der Pistole stand seitlich ab wie ein gestutzter Schwanz.

Sie machte einen komischen, aber dennoch herausfordernden Eindruck. Ihr Hut hing auf der Seite und bedeckte fast das eine Auge; ihr Gesicht war tief rot und mit Schweiß bedeckt. Sie hatte ein vielfältiges Doppelkinn, und es schien ihm, als bekäme sie plötzlich wie ein Truthahn vor Ärger einen Fleischkragen. Aber sie lachte nur und war durchaus nicht erschreckt.

»Wenn ich dächte, daß es ein Mordversuch von Ihrer Seite war, würde ich Sie gleich zur Kingston-Polizeistation mitnehmen. Aber ich sehe, daß es nur Dummheit war.«

Sie setzte ihren Hut gerade, brachte eine Haarsträhne, die ihr über die Stirn gefallen war, wieder in Ordnung und besah ihre vom Pulver geschwärzte Hand.

»Seien Sie jetzt vernünftig«, sagte sie plötzlich, wandte sich um und ging wieder dorthin zurück, wo sie ihre große Tasche hatte fallen lassen.

Er stand wie festgewurzelt, bis sie hinter der großen Pflanzung von Sutton Holme verschwunden war. Dann erst ging er zurück und bemerkte Graham, der aufgeregt und besorgt mitten auf der Straße stand.

»Was haben Sie gemacht?« fragte er heftig. »Ich wollte sie nur etwas erschrecken«, brummte der Mann.

»Sie erschrecken! Ich hörte drei Schüsse –«

»Sie hatte eine Pistole«, sagte Mawsey verdrießlich. »Und, Hallowell, Sie brauchen dem Direktor nichts davon zu erzählen.« Graham versprach ihm das nicht. Er ging zu Diana ins Frühstückszimmer zurück und erzählte ihr von dem üblen Scherz des Gärtners. Sie nickte langsam.

»Ich werde jetzt schnell zur Stadt zurückfahren«, sagte sie. »Die alte Ansicht, daß alle Verbrecher Narren sind, scheint sich wieder einmal zu bestätigen. Soll ich die Sache Tiger erzählen, oder willst du es übernehmen?«

»Es ist besser, wenn du es tust«, sagte Graham. »Wenn er sich auf die Hilfe dieses Mannes verlassen will, kann er die Geschichte nicht früh genug erfahren.«

Diana verließ gleich darauf die Villa, und als sie ihre Wohnung erreichte, wartete der Mann, den sie dringend zu sehen wünschte, schon auf sie. Sie war trotzdem ein wenig erstaunt, daß Tiger so unvorsichtig war, sie am hellen Tag zu besuchen. Es war der erste Besuch, den er in ihrer Wohnung machte, und sie war etwas verwirrt. Er schien ihre Gedanken zu erraten, als sie in den Empfangsraum trat und ihn in einem Sessel bei der Lektüre einer illustrierten Zeitung fand.

»Ich habe auch eine Wohnung in diesem Häuserblock«, sagte er zu ihrer Verwunderung, »schon seit zwei Jahren. Die Polizei weiß das, aber Sie wußten es anscheinend noch nicht? Was hat Mawsey angestellt?«

»Wie haben Sie das schon erfahren?« fragte sie erstaunt.

»Ihr Gatte rief mich an – ich wünschte, er wäre nicht so schnell zur Hand mit seinem Telefon. Ich werde Mawsey dort fortnehmen. Er ist ein tüchtiger Arbeiter, aber er hat keinen Verstand. Ich glaube nicht, daß der dumme Streich, den er Mrs. Ollorby gespielt hat, irgendwelche Folgen hat, aber ich brauche ihn am Sechszwanzigsten, und es ist besser, ihn wohin zu bringen, wo er nicht plötzlich verhaftet werden kann.«

»Mr. Trayne – warum stellen Sie ihn überhaupt an?«

Tiger Trayne lächelte gut gelaunt.

»Mawsey ist ein tüchtiger Arbeiter, wie ich schon vorher sagte. Außerdem bin ich seiner Frau in gewisser Weise verpflichtet – es handelt sich um keine große Sache, und sie selbst weiß es nicht einmal. Daß ich mich verpflichtet fühle in solchen Fällen, ist eine Schwäche von mir.« Sie war tief in Gedanken versunken.

»Sagten Sie nicht eben etwas vom Sechszwanzigsten?«

Er nickte.

»Das ist aber schon sehr bald.«

»Ich habe erst heute morgen erfahren, daß Richard Hallowell an diesem Tag die Wache kommandiert.«

Sie war offensichtlich sehr erstaunt.

»Richard Hallowell? Was hat er damit zu tun?«

»Allerhand«, entgegnete er. »Haben Sie das Buch nicht gelesen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Vermutlich hat unser Freund Graham auch keine Zeit gehabt, Ihnen die Sache zu erklären. Der Sechszwanzigste ist in mancher Hinsicht ein guter Tag. Wir haben günstige Flutverhältnisse, der Mond geht zur rechten Zeit unter, das heißt, er wird überhaupt nicht scheinen – das Wichtigste ist, wir stehen kurz vor der Eröffnung des Parlaments, wozu man die königlichen Insignien braucht. Wie das Wetter sein wird, weiß ich natürlich nicht. Ich kann nur hoffen, daß es regnet.«

»Sie nehmen also den Gärtner fort?«

»Auf jeden Fall«, sagte er. »Ich brauche sowieso dort jetzt einen, der ein guter Schneider ist.«

Trotz ihrer gedrückten Stimmung mußte sie lachen.

»Warum brauchen Sie einen guten Schneider? Und dann noch eins, Mr. Trayne – Sie versprachen mir eine große Summe. Was habe ich dafür zu tun?«

Er sah sie etwas spöttisch an.

»Ihre Rolle ist sehr einfach. Sie sollen nur mit Lady Cynthia Ruislip dinieren.«

Diana schaute ihn groß an.

»Ich soll – mit Lady –?« Sie lachte böse. »Wissen Sie denn, was Lady Ruislip zu mir sagen würde? Nein, der Plan ist völlig unmöglich. Dabei kann ich nicht helfen.«

Er stand vom Sofa auf, faltete die Zeitung zusammen und legte sie wieder auf den Tisch, wo er sie gefunden hatte.

»Im Gegenteil, Sie können sehr viel helfen. Sie waren doch mit Graham Hallowells Bruder verlobt.«

Sie nickte.

»Er ist doch ein guter Junge?« fragte er. »Ich kenne ihn gar nicht, ich weiß nur, daß er zu den hochverehrten Leuten gehört.« »Er ist –«, begann sie, aber ein Wink seiner Hand ließ sie schweigen.

»Ich will nur wissen, wie er in Uniform aussieht, und das weiß ich bereits. Ich habe zwanzig Momentaufnahmen zu den verschiedensten Zeiten von ihm gemacht, ohne daß er etwas gemerkt hat. Aber in Ihrer Eigenschaft als seine Verlobte haben Sie doch Lady Cynthia kennengelernt?«

»Ja«, sagte Diana langsam und war gespannt, was nun kommen würde.

»Sie sind ihr also nicht fremd – darum allein handelt es sich. Ich sehe gar keinen Grund, warum Sie nicht am Abend des Sechszwanzigsten im Tower speisen sollten.«

Sie sagte nichts, aber er konnte deutlich ihren Widerwillen erkennen.

»Das ist absolut unmöglich!« entgegnete sie dann.

»Ich erwartete, daß Sie das sagen würden.«

»Vorausgesetzt, ich würde dort dinieren, von welchem Nutzen könnte es sein?« warf sie ein. »Und glauben Sie nicht, daß man auch mich in die Sache zieht, wenn man Graham verdächtigt und es bekannt wird, daß ich den Abend im Tower verbracht habe?«

Er nickte.

»Sie dürfen mir vertrauen, daß ich die Situation nach jeder Seite hin reiflich überlegt habe«, sagte er ruhig. »Wenn Sie sich zum Essen dort aufhalten, wird es genügen. Nun hören Sie, Diana – wenn ich mir diese Freiheit herausnehmen darf«, sagte er mit einer leichten Verbeugung.

Sie war nicht in der Stimmung, Komplimente anzunehmen, wie ihre ungeduldige Geste bewies.

»Es gibt gewisse Sitten und Gebräuche innerhalb des Tower, die auf mittelalterliche Zeiten zurückgehen. – Dazu gehört auch die Ausgabe einer Losung für die Nacht – diese Losung muß ich wissen.«

Sie lächelte ihn an.

»Und wer soll mir nach Ihrer Meinung diese Information geben?« fragte sie sarkastisch.

»Der Oberst!« sagte er. »Sie werden um sieben Uhr in Abendtoilette im Tower sein.«

»Und um sieben Uhr fünf Minuten werde ich wieder verschwinden! Sie kennen Lady Cynthia nicht!«

»Wenn Sie zur Wohnung des Obersten kommen«, fuhr er fort, ohne sich durch ihre Bemerkung stören zu lassen, »werden Sie sich selbst bei dem Diener melden, den Sie wahrscheinlich kennen, und er wird Sie bei dem Oberst melden –«

»Bei Lady Cynthia«, unterbrach ihn Diana.

»Bei dem Oberst«, sagte Tiger kühl. »Lady Cynthia wird nicht anwesend sein. Sie wird eine Stunde vorher weggerufen, um jemand zu besuchen. Sie brauchen keine Angst zu haben. Sie werden Lady Cynthia Ruislip nicht im Tower treffen. Aber der Oberst ist da, und er wird erstaunt, vielleicht auch ein wenig verwirrt sein, Sie zu sehen. Sie werden ihm sagen, daß Sie jemand telefonisch zum Diner eingeladen hätte – Ihrer Meinung nach sei es Lady Cynthia gewesen. Er wird verwundert sein. Sie geben vor, daß Sie deswegen eine sehr wichtige Einladung versäumen mußten. Was kann er anderes tun, als Sie bitten, zum Diner zu bleiben und mit ihm zu speisen? Wie Sie das Paßwort aus ihm herausbringen« – er zuckte die Achseln –, »das muß ich allerdings Ihnen überlassen. Um zehn Uhr werden Sie ihn bitten, Sie nach Hause zu bringen. Er wird Kavalier sein und mitkommen, besonders da Lady Cynthia um diese Zeit anruft, daß sie nicht vor Mitternacht zurückkehren wird.«

»Sie sind so sicher, daß sich alles so ereignen wird«, sagte sie.

»Ich bin deswegen so sicher, weil ich selbst dafür sorgen werde, daß alles so vor sich geht«, sagte Mr. Trayne. »Ich denke, daß die Losung eines der vier Worte: Newport, Cardiff, Monmouth oder Bristol ist. Prägen Sie sich diese Namen gut ein. Wenn Sie aus dem Tower herauskommen, wird sich Ihnen ein Zeitungsjunge nähern, und Sie werden sagen ›nein‹, wenn es das erste ist. ›Danke, nein‹, wenn es das zweite ist und so weiter. Und wenn der Oberst Sie nach Hause begleitet hat, was dann? Halten Sie ihn solange wie möglich auf, und wenn er Sie verläßt, gehen Sie zu Bett und träumen Sie« – er streckte seine Hand aus – »von irgend etwas Schönerem.«

Sie trat zum Fenster und blickte stirnrunzelnd auf die Straße hinunter. Ihr Herz schlug schneller bei dem Gedanken, daß sie dieses Abenteuer nun wirklich wagen sollte. Zum erstenmal erschien ihr die Summe von fünfzigtausend Pfund nicht mehr so ungeheuer groß. Sollte sie sich noch zurückziehen? Um Graham sorgte sie sich nicht, er bedeutete ihr nichts. Ob im Gefängnis oder nicht, er war nur eine Verpflichtung und eine Last. Sie war gespannt, ob er sich scheiden lassen würde, wenn – leider würde er ihr keinen Grund geben, die Klage einzureichen.

»Es gefällt mir nicht sehr –«, begann sie endlich und wandte sich um.

Das Zimmer war leer. Tiger Trayne hatte den richtigen Augenblick gewählt, sie zu verlassen.

12

Fünfzigtausend Pfund! Sie versuchte, sich für den Plan zu begeistern. Kishlastan war sehr großzügig gewesen, aber er hatte sich auch immer ungeduldig gezeigt. Er war ein Mann ohne Ausdauer, und da er nun eine andere und viel entsetzlichere Rache an dem Volk nehmen wollte, das ihn demütigte, würde ihre Einnahmequelle bald versiegen.

Ob die Tat recht oder unrecht war, störte Diana nicht. Sie interessierte sich hauptsächlich dafür, wieviel Sicherheit und wieviel Gefahr sie bot. Sie hatte eine dunkle, nebelhafte Vorstellung von dem Verbrechen, das man Hochverrat nannte und auf das sehr hohe Strafen standen. Und doch – ihre Rolle war so klein, und Trayne würde sie – getreu seinen Grundsätzen so sorgsam schützen, daß Entdeckung selbst im schlimmsten Fall unmöglich schien.

Über eines war sie sich klar. Sie wollte das Buch, in dem Graham nächtlicherweise las, weder sehen noch mit Einzelheiten des Planes bekannt werden.

Dick Hallowell – welche unbekannte Rolle war ihm zgedacht? Der Versuch sollte in der Nacht stattfinden, in der er die Wache hatte, und sie fühlte beinahe ein teuflisches Vergnügen, daß auch er in die Sache verwickelt würde. Dick mußte wütend sein, wenn ihm jemals ihr kleines Gespräch mit dem Oberst zu Ohren kam. Auf jeden Fall hatte sie diese Heirat hintertrieben. Da sie seine Liebe zum Regiment kannte, zweifelte sie nicht, daß er bei der Wahl zwischen einem unbekanntem Mädchen, von dem er sich betören ließ, und dem Verbleiben bei dem Regiment sich für seine Karriere entscheiden würde.

Da kam ihr ein Gedanke. Sie setzte sich an den Tisch, schrieb einen kleinen Brief, adressierte ihn an Leutnant R. H. Longfellow und sandte ihn durch einen besonderen Boten zum Tower. Vielleicht würde Bobby nicht kommen, aber sie hatte ihn in seiner Schulzeit gekannt, und er war immer sehr nett zu ihr gewesen. Sie mußte mit jemand aus dem Tower sprechen, um zu erfahren, wie Dick über sie dachte. Als Dombret an diesem Nachmittag um vier Uhr hereinkam und den jungen Offizier meldete, begrüßte sie ihn mit einer Wärme, die Bobby Longfellow sehr bedenklich vorkam.

Es war ihm nicht ganz leicht geworden zu kommen – sie sah das mit einem Blick und war nicht sehr erfreut darüber. Bobby stotterte etwas, daß er sie lange nicht gesehen habe, dann sagte er gleich, daß er sich für fünf Uhr verabredet hatte, was sie natürlich für vollständig aus der Luft gegriffen hielt.

»Es ist ganz abscheulich von Ihnen, daß Sie nicht früher schon einmal gekommen sind. Wie geht es Dick?«

Bobby räusperte sich.

»Oh, dem geht es sehr gut«, sagte er unbeholfen.

»Haben Sie ihm gesagt, daß Sie zu mir gehen?« Sie zwinkerte schalkhaft mit den Augen, als sie diese Frage stellte, und war nicht erstaunt, als er nickte.

»Ich dachte, das müßte ich tun – meinen Sie nicht auch?«

»Ich bin schrecklich neugierig, Bobby – wird sich Dick verheiraten?«

Bobby schaute auf die Decke und gestand, daß er nichts Genaueres darüber wüßte. Es war gerade kein guter Anfang, aber allmählich kam sie doch auf das Thema, auf das es ihr ankam. Sie fragte ihn über den Oberst aus, und das fiel ihr leicht, da sie ihn ja gerade am Abend vorher gesehen hatte. Und vom Oberst zu Lady Cynthia war ja nur ein kleiner Schritt.

Bobby sah, daß sie sich nicht viel verändert hatte.

»Ich wünschte, Cynthia würde nicht so sehr gegen mich sein«, sagte Diana mit einem Seufzer. »Sie war doch in früheren Tagen so lieb zu mir. In ihrer Jugend war sie eins der ausgelassensten Mädchen in London und hat auch wohl tolle Streiche verübt – meine Mutter erzählte mir, daß allerhand böse Gerüchte über sie in Umlauf waren.«

Bobby machte ein dummes Gesicht.

»Aber jetzt gibt es keine Skandalgeschichten, die sie betreffen«, entgegnete er. »Ganz im Gegenteil, Diana, sie ähnelt mehr einem netten, alten Eisberg als einem menschlichen Wesen. Mir läuft es schon kalt den Rücken hinunter, wenn ich sie nur ansehe.«

»Haben Sie ihr gegenüber jemals meinen Namen erwähnt?« fragte Diana obenhin.

Bobby war es nicht recht wohl bei der Frage.

»Ich weiß es nicht«, sagte er ein wenig lauter als notwendig. »Es mag sein – es ist sehr leicht möglich –«

Und nun fing Diana an, ihn auszuhorchen.

»Könnten Sie vielleicht zu einer kleinen Gesellschaft am Fünfundzwanzigsten zu mir kommen?«

Bobby rechnete schnell nach.

»Es tut mir furchtbar leid, aber am Fünfundzwanzigsten muß ich wieder diese verfluchte Wache kommandieren«, sagte er. (Man konnte die Erleichterung in seinem Ton hören.) »Dick hat am Sechszwanzigsten die Wache – wir haben zur Zeit sehr wenig Offiziere zur Verfügung, drei von unseren Leuten liegen an Grippe krank, Joynson und Billingham sind auf Urlaub. Tatsächlich habe ich noch nie einen Posten beim Militär gehabt, wo ich so viel Dienst tun mußte wie im Tower. Man muß mehr Schildwachen ausstellen in dieser ekelhaften Festung als in einem richtigen Feldlager.«

Dann fragte er zu ihrer großen Überraschung: »Gefällt Ihnen Hope Joyner nicht?«

»Hope Joyner, warum denn, Bobby? Sie ist ein süßes Geschöpf. Ich kenne sie zwar nur oberflächlich; »aber – wer kennt sie denn überhaupt? Sie ist eine ganz geheimnisvolle Persönlichkeit.«

»Das finde ich aber wirklich nicht«, verteidigte sie Bobby kräftig. »Sie ist nicht geheimnisvoller als irgendeine Frau und ist ein selten hübsches junges Mädchen.«

»Sie wird gut zu Dick passen, wenn er sie heiratet«, sagte sie ruhig. »Aber er wird nicht gern den Dienst beim Regiment quittieren.«

Das war eine Herausforderung, die er in seiner jugendlichen Begeisterung annahm. »Warum sollte er denn das Regiment verlassen?« fragte er. »Sie ist doch keine Balletteuse – oder – oder hm – eine Person mit zweifelhaftem Ruf.«

»Natürlich muß er das Regiment verlassen«, sagte sie höhnisch. »Das wissen Sie ebenso gut wie ich, Bobby. Hope Joyner hat keine Verwandtschaft, die irgend jemand von uns bekannt wäre.«

Bobby rückte unruhig hin und her und wurde rot.

»Wenn sie nicht gut genug für die Berwick-Garde ist«, sagte er verbissen, »dann ist die Berwick-Garde auch nicht mehr gut genug für mich! Ich bin nicht so versessen auf Militärdienst, daß ich nur einen einzigen Tag bliebe, wenn Dick seinen Abschied nimmt. Ich habe noch niemand etwas Schlechtes über Hope sagen hören. Alle Leute finden, daß sie eine der lebenswürdigsten und nettesten jungen Damen Londons ist!«

Es trat eine kleine Pause ein, dann sagte Diana gedehnt: »Ist das auch die Ansicht Lady Cynthias?« Aber auf diese Frage wußte Bobby keine Antwort.

Er hätte noch einige interessante Enthüllungen machen können, denn er hatte die Sache dieses unbekanntes Mädchens zu der seinen gemacht.

»Ich würde nicht überrascht sein«, sagte er langsam und wählte seine Worte mit der größten Sorgfalt, »wenn man schon eine ganze Menge über Miss Joyner weiß, ehe noch ein Wort von Verlobung gesprochen wird.«

Diana sah ihn forschend an.

»Das ist ja sehr seltsam«, sagte sie. »Und wer wird Ihnen denn etwas darüber mitteilen?«

Aber Bobby gab keine weitere Auskunft. Er hatte sich vorgenommen, an diesem Abend Mr. Hallett in Monk's Chase einen Besuch abzustatten, obwohl Mr. Hallett bis jetzt noch nichts von seiner Absicht wußte.

»Ich bin fest davon überzeugt, daß sich noch alles aufklärt«, sagte er und verabschiedete sich.

Diana war nicht ganz wohl zumute.

Bobby ging die Treppe hinab und konnte nicht recht verstehen, warum Diana nach ihm geschickt hatte. Mehr als je war er der Ansicht, daß etwas Katzenhaftes in dem Charakter dieser lebenswürdigen Frau lag. Diana wohnte im ersten Stock. Er hatte eben das Vestibül erreicht, als sich eine Tür vor ihm öffnete und ein Herr heraustrat. Bobby sah einen Augenblick lang in sein Gesicht. Es war ihm bekannt, aber er konnte es im Augenblick nicht unterbringen. Da der Portier in der Tür stand, fragte er ihn.

»Ich kenne diesen Herrn – wer ist es doch?«

»Das ist Mr. Trayne, Sir, er ist überall bekannt.«

»Trayne?« Bobby runzelte die Stirn. »Doch nicht Tiger Trayne? Dieser Mann, der –«, er wollte sagen, »der Besitzer aller Spielklubs ist«, aber er zog es vor, diese Bemerkung zu unterdrücken.

»Ja, Sir, das ist Mr. Trayne.« Der Portier war ebenso ein Mann von Diskretion, außerdem wußte er, daß Tiger nach

allgemeiner Annahme der Besitzer dieses Häuserblocks und damit sein Chef war.

Natürlich! Bobby erinnerte sich jetzt an eine durchbummelte Nacht, die in einer vornehmen Westend-Wohnung endete, wo die Getränke frei waren und eine kleine Schar um einen grünen Tisch versammelt saß, um den Glücksgöttern goldene Opfer darzubringen. Bobby hatte Geld verloren, glücklicherweise nicht sehr viel, denn er war in solchen Dingen sehr vorsichtig, wie das ja oft bei reichen Leuten der Fall ist.

Auf dem Weg nach Piccadilly versuchte, er sich über gewisse böse Gerüchte klarzuwerden, die über Diana im Umlauf waren, Gerüchte, die in Wirklichkeit nicht die geringste Berechtigung hatten. Früher hatte sie einmal im Auftrag Traynes die leichtsinnige Jugend an seine grünen Spieltische gelockt, aber nie wieder.

Von Trayne wußte er nur so viel, wie man eben normalerweise von ihm erfahren konnte. Er war ein Abenteurer, der an hundert dunklen Geschäften beteiligt war, ein Mann, der am Rand der guten Gesellschaft lebte und mächtige Freunde an unerwarteten Stellen hatte.

Bobby besaß ein kleines Haus in der Curzon Street. Hier traf er seine Vorbereitungen und sah noch einmal die Nachrichten durch, die er von den Auskunftsbüros über Hope Joyner erhalten hatte. Ihre Abstammung war noch ebenso dunkel wie früher. Welche Methoden seine Agenten auch anwandten, sie kamen immer nur bis zu jener undurchdringlichen Wand, nämlich zu der Anwaltsfirma, die einen nicht gerade guten Ruf genoß, obwohl sie Hopes Güter verwaltete und ihr die Gelder auszahlte. Er hatte alle Gerichtsregister durchschauen lassen, aber diese mühevollen Arbeit brachte kein Testament zum Vorschein, auf Grund dessen sie eine Rente bezog.

Mit großer Schlaueit hatte Bobby ihr Alter feststellen können. Sie war dreiundzwanzig. Er hatte schon alle Eintragungen ihres Geburtsjahres untersucht, aber obgleich man ihm in Somerset House alle Akten zugänglich gemacht hatte, konnte er keine Bestätigung dafür finden, an welchem Tag Hope Joyner geboren war. Es schien ihm nun die einfachste Sache von der Welt, den blinden Mr. Hallett zu fragen. Aber als die Stunde näher kam, verlor Bobby doch etwas von dem Unternehmungsgeist, den er zuerst hatte. Er äußerte seine Zweifel zu dem ersten seiner Detektive, einem melancholischen Menschen.

»Ich habe keinen Anknüpfungspunkt, das alte Lied«, sagte er verzweifelt. »Wie es dann weitergehen soll, weiß ich wohl.«

»Sie könnten sagen, daß Sie ein Freund der Familie sind«, sagte der andere. Bobby schüttelte den Kopf.

»Welcher Familie denn?« fragte er. »Es ist ja doch keine Familie da, deren Freund man sein könnte. Wenn es so wäre, würde ich doch nicht im ganzen Land nach dem Aufschluß suchen.«

»Warum wollen Sie nicht sagen, daß Sie ein Freund Hope Joyners sind?« sagte der Detektiv. Bobby war verärgert.

»Habe ich Ihnen denn nicht tausendmal erklärt, mein armer Junge«, sagte er gereizt, »daß Miss Joyners Name in dieser Sache überhaupt nicht erwähnt werden kann und daß niemand auch nur vermuten darf, daß ich mich mit ihren persönlichen Angelegenheiten befasse? Seien Sie doch vernünftig!«

Am Abend erreichte er Monk's Chase und stieg an derselben Stelle aus dem Wagen, an der vor einer Woche Hope Joyner im strömenden Regen gestanden hatte. Die Pförtnerhaustür stand offen, in der Wohnung selbst schien niemand zu sein. Gemächlich ging er den Weg hinauf und läutete am Haupteingang. Einige Sekunden später öffnete sich die Tür geräuschlos, und ein alter Diener stand vor ihm.

»Mr. Hallett, Sir? Haben Sie eine Verabredung mit ihm?«

Bobby erklärte ihm sorgfältig, daß er keine Verabredung hätte, aber daß er eigens von London hergekommen wäre, um mit dem Besitzer von Monk's Chase zu sprechen.

»Ich will einmal sehen«, sagte der Lakai und nötigte Bobby in einen kleinen Empfangsraum. Er ging hinaus, kam aber schon nach kurzer Zeit mit einer Entschuldigung zurück.

»Mr. Hallett fühlt sich nicht wohl«, sagte er, »und er bittet Sie, so liebenswürdig zu sein, ihm schriftlich Ihr Anliegen mitzuteilen. Er ist eben erst aus Paris zurückgekehrt und ist sehr ermüdet.«

»Kann ich ihn nicht wenigstens fünf Minuten lang sehen?« Dann schrieb er verzweifelt einen Namen auf ein Stück Papier, das er von einem kleinen Schreibtisch nahm, steckte es in einen Umschlag und übergab es dem Diener. »Bitte, überreichen Sie ihm diesen Brief.«

Der andere schüttelte den Kopf.

»Mr. Hallett ist blind, Sir. Sie wissen das wahrscheinlich nicht.«

Bobby war über seine eigene Dummheit aufgebracht.

»Hat er denn keinen Sekretär oder jemand, der ihm das vorlesen kann?«

»Es tut mir leid, er hat niemand«, sagte der Diener.

Hier stieß Bobby wieder gegen eine andere unüberwindliche Mauer. Die Tür schloß sich wieder hinter ihm. Er hatte nicht den geringsten Erfolg für alle seine Anstrengungen gehabt.

In unzufriedener Stimmung ging er die Zufahrtsstraße zurück, passierte das Pfortnerhaus und kam dann auf die Straße. Aber hier war ihm das Schicksal günstig. Vor seinem kleinen Auto stand ein alter Mann, der mit kindlicher Neugier die Figur auf dem Kühler betrachtete. Er war sehr alt und schaute ihn aus matten Augen an.

»Diese junge Dame sieht sehr kühl aus«, kicherte er. »Ich habe so etwas noch nicht in dieser Gegend gesehen.«

»Das glaube ich«, sagte Bobby. »Wie lange leben Sie denn schon hier?«

»Achtundneunzig Jahre«, antwortete er zittrig.

»Donnerwetter!« rief Bobby ehrlich erstaunt. »Da müssen Sie die Umgebung hier aber sehr gut kennen.«

»O ja«, sagte der alte Mann selbstzufrieden. »Ich erinnere mich an Monk's Chase, als es noch der alte Lord Wilsome hatte.«

»Der jetzige Besitzer ist ein Mr. Hallett?« fragte Bobby interessiert.

»Ja«, sagte der Alte verächtlich. »Es ist mir so, als ob all dieser Aufruhr und Lärm erst gestern gewesen wäre. Er ist damals mit einer jungen Dame durchgebrannt, und ihr Vater kam sogar hierher, um ihn zu erschießen. Sie stammte aus einer sehr vornehmen, einflußreichen Familie.«

Bobby zitterte vor Aufregung.

»Wann war das?«

»Das war vor Jahren, als der Krieg in Afrika war. Mein Enkel verlor ein Bein und hat bis heute seine Pension. Ein hübscher Junge –«

Bobby unterbrach die Familienerinnerungen des Alten.

»Weiß sonst noch jemand etwas darüber?«

»Hier in diesem Dorf?« sagte der alte Mann geringschätzig. »Niemand weiß hier etwas! Das ist alles junges Volk – niemand außer mir und dem Wirt vom ›Pflug‹ ist länger als zehn Jahre hier.«

»Wie erfuhren Sie denn davon?« fragte Bobby.

Der Alte grinste.

»Meine Schwiegertochter war Köchin in Chase, und sie wußte es.«

Soweit Bobby sich die Sache zusammenreimen konnte, war die unbekannte Dame eine verheiratete Frau, die einen viel älteren Gatten hatte, dem sie mit dem anziehenden Mr. Hallett weggelaufen war. Sie wurde von ihren entrüsteten Eltern zurückgeholt (ihr Gatte verhielt sich dabei seltsam ruhig, anscheinend nicht ohne Grund, denn er starb bald darauf und hatte wahrscheinlich kein Interesse mehr an weltlichen Dingen) und verheiratete sich nach dem Tod ihres Mannes noch einmal.

»Es wurde alles sehr geheimgehalten«, sagte der Alte. »Totgeschwiegen – das ist das richtige Wort. Soviel ich weiß, hat sich die Dame wieder verheiratet.«

»Mit Mr. Hallett?« fragte Bobby.

Der Mann schüttelte den Kopf.

»Nein, er hat niemals geheiratet. Wahrscheinlich hatten sie etwas an ihm auszusetzen, ich habe darüber nie etwas erfahren. Aber diese Lady Cynthia –«

Bobby streckte seine Hand nach dem erhitzten Kühler aus, um sich zu halten. Seine Aufregung war so groß, daß er nicht einmal aufschrie, als er sich den Finger verbrannte.

»Lady Cynthia?« keuchte er. »Ach du liebe Tante!«

»Ist sie das?« sagte der Alte. »Ich wollte nichts gegen Ihre Verwandten sagen.«

»Lady Cynthia – erinnern Sie sich, wen sie heiratete?«

Der Alte schüttelte den Kopf wieder.

»Das weiß ich nicht. Ich sah sie nur einmal – sie war eine sehr schöne, schlanke Dame mit einem großen grünen Ring am kleinen Finger. Hundert Pfund wert, wie die Leute sagen.«

In Bobbys Kopf wirbelte alles. Er kannte diesen grünen Smaragd. Wie oft hatte er gesehen, daß Lady Cynthia ihn hin und her drehte, während ihre kalten Augen forschend auf den jungen Offizieren ihres Regiments ruhten!

Der Alte konnte ihm nicht mehr viel sagen und ging langsam weiter. Er war ein wenig betäubt von der Liebenswürdigkeit, mit der ihn Bobby behandelt hatte. Mr. Longfellow setzte sich auf das Trittbrett seines Wagens und stützte den Kopf in die Hände.

Eins war gewiß: er mußte Mr. Hallett noch diese Nacht sehen.

Er ging die Straße zu dem malerisch gelegenen Dorf hinunter. Ein Gasthausschild erinnerte ihn an die Worte des alten Mannes. Der Wirt sollte ja die Geschichte von Mr. Halletts großem Abenteuer kennen. Er trat in das leere Gastzimmer. Hinter dem Tisch stand ein älterer Mann und trocknete ein Glas. Bobby grüßte ihn. Er war nicht so zutraulich wie der Alte, und es dauerte einige Zeit, ehe Bobby mit ihm ins Gespräch kam.

»Sie haben wahrscheinlich mit Gammer Holland gesprochen? Der schwätzt wie eine Frau! Ich weiß sehr wenig von der Sache, und ich kümmere mich auch nicht um die Skandalgeschichten meiner Nachbarn, besonders nicht um die eines Herrn wie Mr. Hallett, der – nun wohl kein Kunde ist, aber mit dem ich Geschäfte gemacht habe.«

»Kennen Sie die Dame?«

»Nein, Sir, ich habe nie nach ihr gefragt. Ich hatte eine Vermutung ..., aber meine Vermutungen sind nebensächlich. Ich weiß, daß sie einige Zeit später einen Gardeoffizier heiratete das ist alles.«

Es schien wirklich so zu sein, denn Bobby konnte keine weitere Aufklärung von ihm bekommen.

Er hielt sich ungefähr eine Stunde lang in dem Gasthaus auf, und der Wirt setzte ihm ein erträgliches Essen vor. Sobald es dunkel wurde, ging er auf Erkundung aus. Er mußte um Mitternacht wieder im Tower sein, da er seinen Namen nicht in das Urlaubsbuch eingetragen hatte. Möglicherweise konnte er den Wächter noch erreichen, dessen Pflicht es war, Offiziere zwischen Mitternacht und drei Uhr morgens einzulassen.

Es war schon finster, als er dem Haus wieder zuschritt. Er wählte diesmal einen Fußpfad, auf dem er unbemerkt zu einer Stelle kam, die dem Westflügel des Gebäudes gegenüberlag. Es war schon dunkel genug für seine Zwecke, als er dort ankam. Vorsichtig ging er über die breite Rasenfläche und erreichte das Haus. Ohne es zu wissen, schritt er durch das Tor, durch das Hope Joyner nach Monk's Chase gekommen war.

Nun lag die Auffahrt vor ihm. Sie war mit knirschendem Kies bestreut, und er zögerte einen Augenblick, ob er auf dem Rasen bleiben sollte, als er plötzlich die hell leuchtenden Scheinwerfer eines Autos sah, die durch die Bäume vom Ende der Auffahrtsstraße her schimmerten. Er sah sich schnell nach einem Versteck um, konnte aber nur eine Nische finden, die durch den Vorsprung des Säulenvorbaues gebildet wurde. Er drückte sich zwischen Wand und Pfeiler und hoffte, daß die Lichter des Wagens ihn nicht verraten würden. Offenbar war er nicht gesehen worden, denn der Chauffeur hielt vor der Tür, stieg aus und klopfte an.

»Er wird gleich hier sein«, sagte eine leise Stimme, und der Mann kehrte auf seinen Sitz zurück.

Bobby wartete, und sein Herz schlug ein wenig schneller. Wenn der »er« Mr. Hallett war, was sollte er dann tun? Sollte er aus seinem Versteck hervorspringen, ihn liebenswürdig am Arm ergreifen und ihm sagen: »Ich muß ein paar Worte mit Ihnen sprechen?« oder –

Er hatte keine Zeit mehr, sich die Sache zu überlegen. Ein schneller Schritt klang auf den Fliesen. Mr. Hallett trat durch die Tür und nahm im Wagen Platz. Eine Sekunde lang hielt er an und steckte sich eine Zigarette an. Bobby Longfellow sah sein energisches Gesicht... Dann wußte er, daß er seine Gegenwart nicht mehr verraten durfte –

13

Graham Hallowell litt häufig unter Depressionen. Zweifel, Angst und schlechte Laune quälten ihn. Seine Einsamkeit ließ ihm zuviel Zeit zum Nachdenken. In einer solchen Stimmung rief er Diana an und bat sie dringend, zu ihm herauszukommen. Aber sie hatte gerade eine sehr wichtige Verabredung. Er glaubte, daß sie ihm nicht die Wahrheit sagte, aber er tat ihr unrecht.

Mawsey, der Gärtner, war durch einen anderen jungen Mann ersetzt worden, der seine Pflichten mit derselben Pünktlichkeit versah wie sein Vorgänger.

Graham kannte jetzt den ganzen Plan schon auswendig, und je mehr er sich mit ihm vertraut machte, desto einfacher erschien ihm die ganze Sache. Trotzdem wurde er immer unruhiger. Die ganze Beschreibung Traynes schien ihm direkt verrückt zu sein, denn es war nichts davon gesagt, wie die Juwelen gestohlen werden sollten. Grahams Rolle war einfach genug. Aber er kannte die Gewohnheiten, die im Tower herrschten, und die außerordentlichen Vorsichtsmaßnahmen, mit denen die Kroninsignien behütet wurden, nur allzu gut. Als sein Unbehagen wuchs, entschloß er sich, selbst die Schwierigkeiten in Augenschein zu nehmen, um die es ging.

Er wählte dazu einen Sonnabend, da er wußte, daß der Tower an diesem Tag von Menschen überfüllt sein würde. Er stellte sich beim Kartenverkauf an und erhielt eine kleine grüne Karte zum Eintritt zur Schatzkammer. Er folgte den anderen Besuchern durch die ersten Torbogen der Mauer entlang, bis er zu dem Bluturm kam.

Ein Aufseher wollte ihn zurückweisen, da ein bestimmter Weg vorgeschrieben war. Aber als Graham seine grüne Karte vorzeigte, erlaubte er ihm, weiterzugehen. Wieder mußte er warten. Die ganze Zeit über fürchtete er, von jemand beobachtet zu werden, der ihn kannte. Der Offizier der Wache war ihm fremd – er atmete erleichtert auf. Endlich stieg er die Stufen zum Wakefield Tower hinauf, in dem die Kronjuwelen aufbewahrt wurden.

Das äußere Tor war aus festem Eichenholz und auf der Rückseite mit schweren Eisenplatten geschützt. Als er die Tür erreichte, die vom Podest aus zur Schatzkammer führte, bekam er einen großen Schrecken, denn sie bestand aus zwei zehn Zentimeter dicken Stahltüren, wie sie die Banken hatten. In der Mitte des Raumes stand ein starker, von massiven Eisengittern umgebener Glaskasten. Er blickte hinein und sah einen kleinen Luftdruckmesser. Auch die Sicherheitstüren konnte er entdecken. Bei dem ersten Anzeichen einer Gefahr würde ein Aufseher, der besonders dazu angestellt war, den geheimen Hebel berühren, und die Klappen würden krachend herunterfallen. Nachts wurden entweder diese oder andere eiserne Vorhänge heruntergelassen, um den Kasten vollkommen dicht abzuschließen. Er konnte den stählernen Handgriff sehen, der sie in Bewegung setzte. Die Juwelen selbst interessierten ihn kaum. Der feurige Rubin des Schwarzen Prinzen, die flammenden afrikanischen Brillanten ließen ihn kalt.

Seine Blicke suchten überall nach den elektrischen Alarmglocken, die bei dem ersten Versuch, die Stahlläden zu öffnen oder das Glas zu zersplittern, den ganzen Tower in Aufruhr bringen würden. Die Anschlüsse waren unsichtbar, aber sie waren trotzdem vorhanden. Er machte einen langsamen Rundgang mit der Menge und war froh, als er wieder an die frische Luft kam.

Unten am Wakefield Tower befand sich ein großer häßlicher Wachraum aus roten Ziegelsteinen, der in seinem Stil nicht zu den anderen Gebäuden paßte.

Als Graham einen Aufseher sah, der im Augenblick nichts zu tun hatte, gab er ihm ein Trinkgeld, damit er ihm das Innere der kleinen Kirche zeigen sollte – des »traurigsten Heiligtums der ganzen Christenheit«. Aber weder die Wappen in dem quadratischen Fliesenbelag über den Leichnamen der Großen noch die namenlosen Gräber fesselten ihn.

»... Jawohl, Sir, nachts ist ein besonderer Wachtposten für die Schatzkammer vorgesehen, eigentlich sogar zwei.«

»Sie wird sehr gut bewacht«, meinte Graham.

»Bewacht?« Der Aufseher lachte. »Das kann man wohl sagen! Manchmal gibt es nachts Kurzschluß in den verdammten Alarmdrähten – und sofort steht der ganze Tower unter Waffen!«

Eine vielversprechende Aussicht, dachte Graham düster, als er die drohende Festung verließ. Er wollte zuerst nach Cobham zurückkehren, aber er hatte das Bedürfnis, Diana zu sehen. Er ging zu ihrer Wohnung, selbst auf die Gefahr hin, sie nicht anzutreffen. Seine Stimmung wurde nicht besser, als er Colley Warrington dort traf, der es sich im Wohnzimmer bequem gemacht hatte. Colley nahm ihm gegenüber eine merkwürdig nachlässige Haltung ein und grüßte ihn mit einem kühlen Nicken. Vielleicht gehört ihm überhaupt die Wohnung, dachte Graham.

»Hallo, Graham! Sie wohnen jetzt auf dem Land, hat man mir erzählt?«

»Ist Diana hier?« fragte der andere kurz.

»Ja, sie ist hier, wir wollen zusammen ins Carlton gehen!«

»Sie müssen sich eine andere Partnerin suchen – ich habe mit Diana längere Zeit zu sprechen.«

Colleys unverschämter Blick machte ihn rasend.

»Was für ein herrisches Auftreten Sie sich anmaßen«, sagte Warrington ironisch. »Leider hat Diana eine Verabredung und zwar geschäftlicher Natur.«

»Dann versäumt sie sie eben!« In seiner Erbitterung war er nahe daran, seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu ihr zu verraten. Zum Glück erschien Diana in diesem Augenblick. Als sie sein Gesicht sah, wußte sie gleich, daß etwas nicht in Ordnung war.

»Ich muß privat mit dir sprechen, Diana. Colley erzählte mir eben, daß er mit dir ausgehen will – kannst du vielleicht diese Verabredung aufheben?«

Sie sah zu Colley hinüber.

»Ich glaube, das geht«, sagte sie zu dessen größter Bestürzung.

»Meine liebe Diana –«, begann er.

Sie schüttelte den Kopf.

»Es tut mir leid, Colley. Aber ich glaube, die Sache ist sehr wichtig. Wenn Sie nichts dagegen haben, werde ich um sechs Uhr ins Hotel nachkommen.«

Wenn Diana in diesem Ton sprach, war es nutzlos, zu protestieren. Colley Warrington blieb seiner alten Methode treu, lächelte und machte die größten Anstrengungen, seinen Ärger zu verbergen.

Sie ging mit ihm zur Tür. Als sie draußen im Gang waren, sagte er leise zu ihr:

»Ich glaube nicht, daß es klug ist, unseren Freund Graham wegen des Plans, den wir heute nachmittag besprochen, ins Vertrauen zu ziehen.«

Sie antwortete nicht darauf und schloß die Tür hinter ihm. Dann ging sie schnell zu Graham zurück.

»Was ist geschehen?« fragte sie.

Er sah sie mit zusammengekniffenen Augenlidern an.

»Was hat er dir draußen erzählt, das nicht hier in meiner Gegenwart besprochen werden konnte?« fragte er. Er war nicht eifersüchtig, aber im Augenblick war er mit seinen Nerven fertig.

»Er fragte mich heute nachmittag, ob ich ihn nicht heiraten wollte«, sagte sie ruhig. »Draußen bat er mich, dir nichts von diesem interessanten Vorschlag zu erzählen. Colley ist ekelhaft, aber er ist brauchbar. Nun, was hast du?«

Er ging auf dem Teppich auf und ab.

»Trayne ist verrückt – so verrückt wie ein Märzhase. Ich war im Tower, um mir die Schatzkammer anzusehen. Es ist leichter, die Bank von England auszuplündern!«

In wenigen Worten erzählte er ihr von den außerordentlichen Vorsichtsmaßnahmen gegen Diebstahl.

»Der alte Narr denkt zweihundert Jahre zu spät«, sagte er. »Die Schatzkammer ist ein Geldschrank. Der schlaueste Einbrecher der Welt, ob er Engländer oder Amerikaner ist, könnte die Stahltüren nicht öffnen. Und wenn er es doch vollbracht hätte, böte ihm die Schatzkammer noch zweimal soviel Arbeit. Überall sind Alarmglocken angebracht, und alle Leitungen sind wahrscheinlich in den Wänden versteckt angelegt. Der Plan ist menschenunmöglich.«

Sie dachte nach.

»Es ist aber nicht Traynes Art, etwas Unmögliches zu unternehmen. Ich habe heute nachmittag mit Colley auch über ihn gesprochen. Er sagte auch, daß Tiger Trayne sehr schlau sei.«

Sie sah ihn lange und ernst an.

»Hältst du die Rolle, die du dabei spielen sollst, für gefährlich?«

Er schüttelte den Kopf.

»Sie ist wohl gefährlich, aber doch durchführbar. Ich glaube sogar, daß sie der genialste Teil des ganzen Plans ist. Ich

habe genügend militärische Praxis – ich war in Sandhurst und zwei Jahre in Westshires. Nein, darüber bin ich nicht beunruhigt. Ich habe gute und starke Nerven. Was mich zur Verzweiflung bringt, ist der Diebstahl selbst. Trayne hat nur fünfzehn Minuten dafür angesetzt. Er brauchte allein solange, um durch das eiserne Tor zu kommen, und kann glücklich sein, wenn er es in der Zeit schafft. Ich habe mich doch in Dartmoor mit allen möglichen berühmten Einbrechern unterhalten – Vrenehly, der die Southern Bank ausplünderte, sagte mir, daß die tüchtigsten Einbrecher mindestens drei Stunden brauchen, bevor sie durch die Wände eines modernen Geldschrankes kommen. Gewöhnlich benutzen sie ein Wochenende, um die Sache auch richtig ausführen zu können. Und selbst dann müssen sie viel Bewegungsfreiheit haben. Dazu gehören elektrische Bohrmaschinen – nein, die Sache mit dem Tower ist einfach unmöglich, absolut unmöglich, Diana. Ich muß Trayne sprechen.«

Sie nickte.

»Er kommt morgen abend nach Cobham«, sagte sie. »Ich habe Nachricht von ihm. Er bat mich, um diese Zeit dort zu sein. Wir müssen diese Sache klären, Graham. Ich bin schon ganz krank davon.«

Sie beobachtete ihn, als er sich eine Zigarette ansteckte und das Streichholz zielsicher quer durch das Zimmer in den Kamin warf. Man konnte noch einen anständigen Mann aus Graham machen. Es hatte einige Hindernisse in seiner geistigen Entwicklung gegeben, die ihn aus der Bahn der Rechtschaffenheit getrieben hatten. Sie hatte ihn einst geliebt, leidenschaftlich, wahnsinnig geliebt – sie hatte ihn niemals ganz verachtet. In diesem schwierigen und wichtigen Augenblick fühlte sie, daß ihre alte Leidenschaft für ihn sich wieder regte. Es war kein unangenehmes Gefühl.

»Wir werden die Sache morgen nacht klären, Graham – und wir werden sie zusammen klären«, sagte sie.

Er bemerkte sofort den Wechsel ihres Tones und blickte schnell zu ihr auf. Vielleicht sah auch er mehr in ihr als eine lästige Fessel, denn sein angespanntes Gesicht überflog ein Lächeln. Es war das erste Lächeln, das sie an ihm sah, seit er aus dem Gefängnis entlassen war.

»Vielleicht ist es gar nicht wert, darüber zu sprechen«, sagte er. »Der alte Trayne ist sicher kein Narr. Er kennt die Schwierigkeiten so gut wie du und ich.«

»Sagt das Buch etwas darüber?« fragte sie. »Ich meine, ob es etwas darüber sagt, wie in den Wakefield Tower eingebrochen werden soll?«

Er schüttelte den Kopf.

»Er geht merkwürdig leicht darüber weg«, meinte er und lächelte wieder. Dann streckte er plötzlich die Hand aus. »Ich freue mich, daß du kommst, Diana. Ich weiß nicht, ob es die Atmosphäre dieses Zimmers oder dein persönlicher Einfluß ist – jedenfalls bin ich wieder viel froher und freier.«

Sie blieb keineswegs fröhlicher zurück; zu ihren anderen Sorgen war eine neue gekommen, die bis zu diesem Nachmittag noch nicht vorhanden gewesen war – die Angst um seine Sicherheit.

Dick Hallowell machte nicht häufig bei der Gattin seines Obersten Besuch, und Lady Cynthia war offensichtlich überrascht, als er gemeldet wurde. Sie saß auf der Kante eines niedrigen Sitzes vor dem Teetisch. Sie hatte eine gerade, schlanke Gestalt und feingebildete Züge. Ihre Lippen waren ein wenig zu schmal, um schön zu sein. Bobby hatte sein Urteil über Lady Cynthia in dem Satz zusammengefaßt: »Wenn man sie sieht, denkt man, sie ist dreißig, wenn man sie hört, denkt man, sie ist hundert.« Aller Charme und alle Frische eines Mädchens, alle herbe Weisheit einer Frau waren in ihr vereinigt.

»Es ist mir ein überaus großes Vergnügen, Dick«, sagte sie gedehnt. »Sie sind der erste. Soll ich den Tee bestellen?«
 »Bitte nicht, ich hoffe Sie zu sehen, bevor die anderen kommen«, sagte er.

Es war Lady Cynthias ›Nachmittag‹: eine schwere Zeit für junge Leutnants, denn sie hatte ihre besonderen Informationsquellen, und mancher Jüngling hatte schreckensbleich vor ihr gestanden, während sie ihm eins seiner Abenteuer erzählte.

»Nehmen Sie Platz. Sie wünschen keinen Tee, aber Sie wünschen zu sprechen – natürlich über Miss Joyner«, begann Lady Cynthia richtig.

Trotz seiner Selbstbeherrschung fühlte Dick Hallowell, wie ihm das Blut in die Wangen stieg.

»Ja, über Miss Joyner. Ich habe sie auf morgen abend zu mir eingeladen und möchte mir die Frage erlauben, ob ich Sie bitten dürfte, die Hausfrau zu spielen?«

Ihre glänzenden blauen Augen sahen ihn unbewegt an. Sie machte eine Pause.

»Natürlich, ich werde mich freuen. Es ist Miss Hope Joyner, das junge Mädchen, das in Devonshire House wohnt – alle Welt spricht von ihr, man sagt, daß sie sehr hübsch sei.«

»Sie ist wunderschön«, sagte Dick begeistert.

Sie zuckte fast unmerklich die Schultern, und Dick, der es bemerkte, bereitete sich auf das Kommende vor.

»Sie ist eine von den Yorkshire Joyners, nicht wahr? Oder von denen aus Warwickshire – ich kenne eine sehr gute Familie dort seit vielen Jahren.«

»Ich weiß nichts über ihre Familie«, sagte Dick.

»Sie wissen nichts? Sie meinen doch nicht –?« Sie überließ ihm die Antwort.

»Ich meine, daß ich nicht weiß, wer ihre Verwandten sind, und daß sie selbst es auch nicht weiß. Sie ist eine Dame, und sie ist entzückend. Ich hoffe, daß Sie sie freundlich in unserem Regiment begrüßen, Lady Cynthia.«

Sie blickte jetzt auf den Teetisch nieder und seufzte.

»Es ist sehr schwierig, nicht wahr? Sie verstehen natürlich, Dick, wie außerordentlich sorgfältig man sein muß – in der Wahl der Frauen, die unsere Leute heiraten. Ich hoffe, Sie werden glücklich werden. Ob Sie bleiben –«

»Bitte quälen Sie mich nicht damit, ob ich bleibe oder nicht, wenn Sie das Regiment meinen, Lady Cynthia«, sagte er mit aller Geduld, die er aufbringen konnte. »Wollen Sie sie zuerst sehen?«

»Natürlich«, antwortete sie plötzlich. »Vielleicht haben Sie sie nicht nach ihrer Familie gefragt?«

»O doch, ich habe sie gefragt«, sagte Dick ruhig, als er sich erhob, um zu gehen. »Ich darf Sie also um acht erwarten?«

Sie hielt ihm die juwelengeschmückte Hand hin und lächelte.

»Ich hoffe, daß alles gutgehen wird, Dick«, sagte sie fast zärtlich. »Es würde uns allen leid tun, wenn Sie gehen müßten.«

Er rannte buchstäblich in Bobby hinein, als er die Wohnung verließ.

»Ich komme, um ihr mein allwöchentliches Opfer zu bringen«, sagte Bobby mißgestimmt. »Wie befindet sich die alte Dame?«

»Sie ist allein«, sagte Dick wild, »und ich wünsche dir viel Vergnügen!«

»Ach du lieber Gott!« sagte Bobby sanft und meldete sich selbst an.

»Der Mann, den ich sehen wollte!«

Er hatte diese Frau noch nie so fröhlich und begeistert gesehen. Schuldbewußt ging er alle Heldentaten durch, die er in dieser Woche begangen hatte, aber er konnte nichts finden.

»Ich sprach gerade mit Dick Hallowell – Sie sind doch ein guter Freund von ihm?«

»Ein ziemlich guter«, entgegnete Bobby vorsichtig.

Er wollte erst wissen, zu welchem Zweck er danach gefragt wurde, bevor er nähere Geständnisse machte.

»Wer ist diese unglückselige Joyner?«

»Eine sehr hübsche Dame«, sagte Bobby gleichgültig.

»Ist er verlobt?«

Bobby schüttelte den Kopf.

»Aber er möchte?«

Bobby nickte.

»Können Sie ihn nicht davon überzeugen, daß er sich damit unmöglich macht?«

»Sehen Sie, Lady Cynthia –« Bobby reizte es, ihr eine Antwort zu geben. Sie blickte ihn mit offenem Mund an, als er mit so entschiedener Stimme sprach. »Ich dachte, Sie wünschten nur keine Frau mit einer Vergangenheit in unserem Regiment?«

»Wir brauchen gerade Vergangenheit«, sagte sie gut gelaunt. »Aber eine Vergangenheit, die man hundert oder mehr Jahre zurückverfolgen kann.«

»Nicht zwanzig oder dreißig Jahre?« fragte Bobby. Sie wandte ihm sofort den Blick zu. »Ich meine, würden Sie eine Frau –«, sein Mund war trocken, und nur durch ungeheure Willensanstrengung konnte er seine Zunge bewegen, aber er war so begeistert von der schönen Hope, »würde eine Frau passend sein für unser Regiment, wenn sie eine unglückliche Affäre vor vielleicht fünfundzwanzig Jahren gehabt hätte – oder vielleicht auch vor sechsundzwanzig?« fragte er krampfhaft.

Man war sich im Regiment nicht einig, ob die Farben Lady Cynthias natürlich seien oder ob sie mit Puder und Schminke nachhelfe. Er hätte jetzt alle Zweifel beschwichtigen können, denn ihr Gesicht wurde plötzlich ganz weiß.

»Ich kann Ihnen nicht ganz folgen, Mr. Longfellow – von wem sprechen Sie? Welche Frau hatte eine unangenehme Episode in ihrem Leben – vor fünfundzwanzig Jahren?«

»Ich sprach nicht von einer bestimmten Frau.«

»Sie sprechen doch von einer Frau«, bestand sie.

»Ich sprach von niemand«, sagte Bobby heuchlerisch. »Ich fragte nur, ob das rückwirkend ist.«

Sie holte tief Atem und bekam langsam wieder Farbe.

»Rätsel machen mir Kopfschmerzen.« Und als im Augenblick darauf der Adjutant und ein anderer Offizier hereinkamen, machte sie keinen Versuch, ihre Erleichterung zu verbergen.

»Guten Tag, gnädige Frau!«

Bobby pfiiff, als er über den Platz schritt, und war so in Gedanken, daß er fast vergaß, die Grüße zu erwidern, als er mit langen Schritten an dem Wachthaus unter dem achthundertjährigen Fallgatter des Blutturmes vorbeiging.

Der Sergeant der Torwache stand am Ende der Brücke über den Festungsgraben und beobachtete das Eindringen nachlässiger Soldaten. Er stand stramm, als sich der Offizier näherte. Bobby erinnerte sich, hielt an und fragte etwas.

»Ja, Herr Leutnant«, sagte der Sergeant. »Sir Richard ist eben weggegangen.«

Bobby lief schnell und holte seinen Freund noch ein, als dieser gerade in ein Auto steigen wollte.

»Ich gehe auch nach dem Westend«, sagte Bobby, als er sich neben ihm niederließ.

Er betrachtete Dick Hallowells umdüsterte Stirn und lächelte.

»Cynthia war aber in Form diesen Nachmittag, sie kam mir auch ganz rätselhaft vor. Nach deinem wilden und grimmigen Gesicht, mit dem du mich anranntest, habe ich angenommen, daß du mit ihr über Hope Joyner gesprochen hast.« Dick nickte.

»Sie scheint beschlossen zu haben, daß ich das Regiment verlassen muß«, sagte er bitter. »Und wirklich – ich weiß nicht, was man gegen sie tun könnte. Der Oberst hat sich in der Sache mit Graham sehr vornehm benommen, deshalb muß ich in dieser Frage nachgeben. Es kümmert mich wenig, daß ich meinen Abschied nehmen muß, obwohl das eine Familientradition bricht. Was mich kränkt, ist die stillschweigende Nichtachtung, die man Hope entgegenbringt.«

Bobby erinnerte sich plötzlich an etwas.

»Da du von Graham sprachst – er war diesen Nachmittag im Tower.«

Dick blickte erstaunt auf. »Zum Teufel, woher weißt du das?«

»Mein Bursche sah ihn – er besuchte die Schatzkammer.«

Dicks Gesicht verfinsterte sich.

»Graham gehört nicht zu den Leuten, die Vergnügen an großen Menschenmengen finden, und an einem Sonnabend hätte ich ihn am letzten hier erwartet.«

»Es ist vielleicht nicht so sonderbar, wie du annimmst«, sagte Bobby. »Das ist doch der einzige Tag, an dem er überhaupt zum Tower kommen kann. Denn es sind dann so viele Leute da, daß er unbemerkt in der Menge verschwindet.«

Dick schüttelte den Kopf.

»Warum sollte er unbemerkt sein wollen?« fragte er. »Schatzkammer? Ich habe niemals gewußt, daß Graham ein patriotisches Interesse an Kroninsignien hat.«

Der Gedanke an seinen Bruder beschäftigte sein Gemüt. Bobby sagte plötzlich zu ihm: »Bitte, versprich mir eins nimm deinen Abschied nicht – und verrate diese Absicht weder dem Oberst noch sonst jemand, bevor du dich mit mir ausgesprochen hast.«

»Es gibt nur einen Menschen in der Welt, mit dem ich mich darüber aussprechen kann, Bobby«, sagte er, »und den werde ich in fünf Minuten sehen.«

Er scheute vor diesem Gespräch zurück, als er in das schöne Vestibül von Devonshire House eintrat. Daß er Hope verletzen mußte durch die Erwähnung ihrer dunklen und unbekannteren Herkunft, war ihm fürchterlich. Sie mußte den Kummer in seinen Zügen gelesen haben, als sie quer durch die getäfelte Halle auf ihn zuschritt, um ihn zu begrüßen.

Aber plötzlich lächelte sie.

Und dann nahm er sie ohne ein Wort bei den Schultern, beugte sich nieder und küßte sie. Er hatte sie vorher nie geküßt und fühlte, wie sie unter seinen Händen zitterte. Sie schwiegen. Es gab keine Liebesworte, keine geflüsterten Fragen und keine scheuen Antworten. Er legte den Arm um sie, und sie gingen in das Besuchszimmer.

Einen Augenblick sahen sie einander ernst und forschend an.

»Ich habe niemals davon geträumt, daß ich das tun würde«, sagte er einfach. »Aber – es geschah eben.«

Dann fuhr er fort, ohne auf eine Antwort zu warten: »Ich war bei Lady Cynthia Ruislip – der Gattin meines Obersten – diesen Nachmittag –«

»Und sie erkennt mich nicht an«, sagte sie schnell. »Sie hat mich niemals anerkannt – weil ich ein Niemand bin. Nicht wahr, Dick?«

Er nickte. Dieser Augenblick war nicht zu höflichen Erklärungen geeignet. »Wer hat dir dies gesagt?«

»Das weiß ich seit langer Zeit – ich habe es eben gefühlt. Bedeutet das, daß du deinen Abschied nehmen mußt?«

»Ich werde das Regiment verlassen – sowieso«, begann er.

»Du sagst mir nicht die Wahrheit – sie verlangen es von dir, aber ich werde es nicht zugeben.«

Ihre Stimme war stark und ruhig, er hatte sie niemals ernster gesehen. Ihre ganze Haltung zeugte von dem Protest, den ihre Lippen aussprachen.

»Jetzt noch nicht, auf keinen Fall. Du mußt erst wissen, wer ich bin, Dick, in gutem oder in schlechtem Sinn. Ich glaube, Lady Cynthia hat recht – mehr recht, als wenn sie Einwände gegen die Aufnahme der Tochter eines Schornsteinfegers in das Regiment erhebt.«

»Ich werde die Armee verlassen«, sagte er hartnäckig. Aber sie schüttelte lächelnd den Kopf.

»Du glaubst nicht, wieviel Anstrengung es kostet, nein zu sagen, Dick«, sagte sie und blickte ihn mit ihren

wundervollen Augen an. »Alles in mir sagt so laut ja, daß ich mich wundere, daß du es nicht hörst.«

»Aber Hope, ich brauche dich.« Er drückte ihre Hände. »Ich kann nicht ohne dich leben – nichts auf der ganzen Welt kann mich bestimmen, dich aufzugeben! Ich liebe dich! Mein ganzes Leben dreht sich nur noch um dich.«

Sie sagte langsam und verhalten: »Du brauchst mich nicht aufzugeben, Dick –« Im nächsten Augenblick lag sie in seinen Armen. Seine Wange ruhte an ihrem heißen Kopf, und er fühlte das Zittern und Beben des Körpers, der sich eng an ihn schmiegte.

*

Wenn Mr. Trayne eine Fahrt vorhatte, fuhr er rasch und schlug Wege ein, die selbst der schlaueste Detektiv nicht vorher ahnen konnte. Sein Auto war erstklassig, es konnte jeden Verfolger weit hinter sich lassen, und für die Polizei war es nutzlos, abseits liegende Stationen zu alarmieren, daß man ihn bis zu seinem Ziel verfolgen sollte. Auf so einem sonderbaren Weg fuhr er heute in der Dämmerung über Reading nach Cobham. Diana war schon angekommen und nippte an einer Tasse Kaffee, die ihr der neue Koch gebracht hatte, als er in das hübsche kleine Wohnzimmer trat. Er vergewisserte sich mit einem Blick ringsum, daß die Fenster geschlossen und die Vorhänge zugezogen waren. Dann warf er seinen Hut auf das Sofa und setzte sich nieder.

»Sind Sie mit dem Schneider zufrieden?« fragte er.

»Ja«, sagte Graham. »Er hat heute anprobiert.«

»Gut!« Er lächelte über Dianas ernstes Gesicht. »Sie haben einen Schrecken bekommen«, sagte er, »und ich weiß, warum. Graham hat Ihnen von dem Plan erzählt.«

»Ja, er sagte mir alles, was er weiß.«

»Gut!« Er lachte leise wie über einen guten Witz. »Es handelt sich um das wenige, was er Ihnen gesagt hat – und um das wenige, das er nicht weiß. Deshalb sind Ihre Nerven am Ende, nicht wahr?«

»Trayne, diese Sache ist absolut unmöglich!« warf Graham ungeduldig ein. »Ich war gestern im Tower, um mir die Schatzkammer anzusehen und – es ist unmöglich! Es ist der wahnsinnigste Plan, der jemals ausgedacht wurde! Sie würden Stunden brauchen, um durch die Stahltüren zu kommen. Ich nehme an, Sie wissen, daß die Türen vor dem Eingang zu dem Raum armiert sind und daß jeder Riegel und Laden elektrische Kontakte hat. In dem Augenblick, in dem Sie versuchen, etwas zu berühren oder aufzuschneiden, würden in dem ganzen höllischen Tower die Glocken läuten!« Er schwieg außer Atem.

Trayne reagierte gar nicht darauf. Er war nur sichtlich belustigt.

»Ich weiß, daß Sie im Tower waren. Ich kann Ihnen die Nummer Ihrer Eintrittskarte sagen, den Namen des Aufsehers an der Kirche, und ich kann Ihnen auch Ihr Gespräch mit ihm erzählen. Das ist auch unmöglich, wie?« Seine scharfen Augen lagen forschend auf dem Gesicht Grahams. »Denken Sie denn«, sagte er langsam und nachdrücklich, »daß ich ein so vollkommener Idiot bin, daß ich dieses Wagnis unternehme – wenn es unmöglich auszuführen ist? Glauben Sie, ich weiß nicht ebenso wie Sie, daß armierte Türen vor jedem Eingang sind, daß es Alarmsignale an jedem Riegel und an jeder Platte gibt oder glauben Sie, Sie müssen mir erst diese Informationen geben?«

Der Sarkasmus in seinem Ton verwirrte Graham.

»Natürlich erwarte ich, daß Sie den Platz ausgekundschaftet haben – aber selbst dann –«

»Selbst dann denken Sie noch, sei es unmöglich? Wie lange vermuten Sie denn, daß ich an diesem Plan arbeite?«

Es war Diana, die die Antwort gab.

»Kishlastan ist sechs Monate im Land –«

»Kishlastan«, sagte er verächtlich. »Er ist weiter nichts als der Käufer, auf den ich seit zehn Jahren warte. Zehn? Vor zwölf Jahren tauchte zuerst der Plan in mir auf, den Gouverneur des Tower von seiner Verantwortlichkeit zu befreien. Seit zwölf Jahren sind die Kroninsignien meine Liebhaberei. Ich kenne sie so gut, daß ich aus dem Gedächtnis das Elfenbeinzepter, den Salbungslöffel, jede Krone, jedes Diadem zeichnen könnte. Ich könnte den Schnitt der großen Diamanten wiedergeben, könnte auf den Millimeter das Maß des Rubins des Schwarzen Prinzen angeben –«

Er hielt inne, lachte kurz auf, biß das Ende einer Zigarre ab und entzündete sie.

»Ach, ich könnte Ihnen noch viel mehr sagen. Ich bin einer der wenigen, außer den Offizieren, der mit den eisernen Läden umgehen kann. Ich kenne jede Alarmverbindung – die beiden Stahltüren am Eingang sind meine alten Freunde –,

hören Sie?« Er senkte seine Stimme, legte seine Ellbogen auf den Tisch und beugte sich zu Hallowell.

»Wenn der Hüter der Kroninsignien eine Krone oder ein Zepter herausnehmen will, muß er dann erst Eisentüren durchschneiden – muß er den Tower alarmieren? Braucht er etwa Gasgebläse?«

»Natürlich nicht«, sagte Graham ungeduldig. »Er nimmt seine Schlüssel.«

»Also – er nimmt seine Schlüssel, er dreht seine Hebel, und in fünf Minuten nimmt er alles heraus, was er braucht. Und genauso werde ich es auch machen.«

Er rauchte nachdenklich seine Zigarre, seine Augen waren zur Decke gerichtet. Sie unterbrachen seine Betrachtungen nicht, und nach einer Weile fuhr er fort: »Haben Sie Ihr Besitztum schon durchforscht?«

Einen Augenblick dachte Graham, er spräche bildlich.

»Ich meine hier den Grund und Boden.«

»Ja. Ich bin herumgegangen. Warum?«

»Haben Sie den Steinturm gesehen?«

»Das Kornhaus? Ja.«

Trayne lachte.

»Kornhaus! Das ist sehr gut. Wir haben Sie nachts nicht gestört?«

»Mich gestört? Waren Sie denn hier?«

Trayne nickte.

»Jede zweite Nacht – ein halbes Dutzend von uns. Möchten Sie das Kornhaus besichtigen?«

Er erhob sich bei dieser Frage.

»Einen Augenblick, Mr. Trayne. Ich möchte Sie noch etwas fragen«, sagte Diana. »Niemand kennt die Konsequenzen besser als Sie, wenn wir entdeckt werden. Und doch scheint jedermann in Ihr Vertrauen gezogen zu sein – Graham, ich, die Leute, die Sie beschäftigen –« Er unterbrach sie lachend.

»Es ist nur ein bißchen schwierig zu beweisen, ja?« fragte er kühl. »Und wenn alles vorüber ist, was macht es dann aus? Es ist eine so großartige Sache – sie sieht mehr nach einem Krieg als nach einem Diebstahl aus. Es tut nichts, wer den Krieg beginnt – irgend einmal ist er im Gang. Und es tut nichts, wer diese Juwelen nimmt – irgend einmal sind sie eben weg. Es würde nichts ausmachen, wenn der Dieb die Regent Street entlangginge mit einem Plakat auf dem Rücken, das diese Tatsache verkündete. Die Frage nach der Bestrafung ist gering im Vergleich zu der Entdeckung des gestohlenen Eigentums. Außerdem ist Kishlastan beteiligt, wie Sie wissen, und Sie können ihn nicht von der Sache fernhalten, auch wenn Sie es versuchten.« Dann sagte er energisch: »Kommen Sie mit!«

Sie folgten ihm in den Garten auf einen ungepflegten Weg, der auf die Felder führte. Einmal wandte er sich um und warnte sie, Licht anzumachen.

»Wenn Sie mich nicht sehen können, Miss Martyn, fassen Sie mich besser an der Schulter, und Hallowell soll sich an Ihnen festhalten. Sie können hier nicht fehltreten.«

Schließlich stand der Turm undeutlich in der Finsternis vor ihnen, und ohne Zögern ging Trayne zu der kleinen Tür. Diana hörte das leise Schnappen eines Schlosses. Es war vollständig dunkel, als sich die Tür geräuschlos öffnete. Er riet ihnen, sich zu bücken, und führte sie in ein kleines, gewölbtes Zimmer. Man hörte ein Knacken, dann ergoß sich eine Flut von Licht über den Raum, das nach der Dunkelheit blendete.

Sie waren in einem kleinen Vorsaal, von dem eine Wendeltreppe nach oben führte. Der Eingang kam Graham bekannt vor. Zuerst bemerkte er, daß der Turm innen kreisförmig war, obwohl er von außen viereckige Gestalt hatte. Er war halbwegs die breiten Stufen hinaufgestiegen, als er mit einem Seufzer die Bedeutung und den Zweck des »Kornhauses« erkannte. Jeder Zweifel, den er noch hatte, wurde beseitigt, als sie zu dem Podest kamen, dem ein paar stahlarmierte Türen gegenüberlagen.

Tiger Trayne nahm einen Schlüssel aus seiner Westentasche, schloß sie auf, und sie schwangen schwer nach innen. Wieder eine Flut von Licht. Diana schaute mit offenem Mund auf die Szene, die sich ihren Blicken bot. In der Mitte eines kreisförmigen Zimmers befand sich ein großer Glas- und Stahlkasten, in dem symmetrisch eine Reihe hölzerner Blöcke und Stäbe lagen. Das Innere war hell erleuchtet. Graham erkannte den Inhalt.

Diese viereckige Büchse war die Krone Eduards, dieser lange Stab das Diamantzepter – der Kasten enthielt hölzerne

Kronjuwelen, jedes an seinem besonderen Platz.

»Jetzt will ich Ihnen etwas zeigen«, sagte Trayne. Und als er sprach, hörten sie einen zischenden Ton. Schwere Stahlläden schlossen sich von innen über das Glas, so daß das Innere den Blicken entzogen war. »Passen Sie auf!«

Sie konnten nicht sehen, was er machte. Aber die Läden öffneten sich wieder. Er ging zu einem der Fächer des Gelasses, und Graham beobachtete ihn fasziniert. Er sah, wie er hineinlangte und den Holzblock herausnahm ...

»Aber die Alarmglocken!« sagte er heiser.

»Sie werden nicht läuten, weil sie nicht können«, war die kühle Antwort. »Ich gestehe, daß das eine der größten Schwierigkeiten war. Ich mußte zwei Jahre lang schwer nachdenken, um dann endlich mit Hilfe eines geschickten schwedischen Elektrikers zu entdecken, wie man sie außer Tätigkeit setzen kann. Diese Schwierigkeit ist überwunden, Sie brauchen sich keine Sorge zu machen. Führen Sie nur alles das aus, was Ihre Rolle Ihnen vorschreibt – das übrige ist dann leicht. Ich muß Sie morgen abend sehen und dann jeden Abend bis zum Fünfundzwanzigsten. Sie werden dazu besonders eingekleidet werden.«

»Wenn nun aber ein Hindernis –?«

»Es wird kein Hindernis geben«, sagte Trayne kurz, als er das große Tor zuschloß.

Graham ging voraus durch die Felder. Die Gedanken wirbelten in seinem Kopf. Aber Diana bewahrte ihre kühle Ruhe. Sie übersah jetzt den ganzen Plan Tiger Traynes und wußte auch, daß er Erfolg haben würde, nur –

»Wie lange wird Graham fortbleiben?«

»Höchstens drei Monate«, sagte Trayne. Er senkte seine Stimme, als sie am Ende der Felder waren und den Rasenplatz vorm Haus überschritten.

»Glauben Sie, daß man ihn verdächtigen wird?«

»Kommt es denn überhaupt darauf an, wen man verdächtigt?«

15

Am Vorabend seiner Abfahrt nach Kishlastan hatte Rikisivi zwei wichtige Unterredungen. Die erste ganz öffentlich mit Colley Warrington, die zweite aber, von der niemand wußte, mit Tiger Trayne, Sie fand in einem geschlossenen Auto statt, das im Park spazierenfuhr. Das war eine Lieblingsmethode von Tiger, die Möglichkeit, ihn zu beobachten und zu belauschen, auf ein Minimum herabzusetzen. Mit Colley traf sich Rikisivi im Hotel. Dieser aalglatte, gewandte Mann gab einen unterhaltsamen Bericht von seiner Zusammenkunft mit Eli Boß.

»Er fährt in der Nacht zum Sechszwanzigsten. Ich habe alles mit ihm ausgemacht, und die Sache geht in Ordnung.«

»Haben Sie gute Möbel an Bord gebracht?« fragte Riki. »Sie muß von Luxus umgeben sein.«

Colley schüttelte den Kopf.

»Das war unmöglich«, sagte er. »Das Schiff wird von Zollbeamten bewacht, und wahrscheinlich auch —«, er wollte eigentlich sagen »von der Polizei«, aber er verbesserte sich schnell, um den Fürsten nicht zu sehr zu beunruhigen, und sagte, »von den Behörden. Wenn eine Ladung außergewöhnlich luxuriöse Möbel an Bord gehen würde, müßte das unbedingt Verdacht erregen. In dem Augenblick, wo ihr Verschwinden bekannt wird, würde man sich sofort darauf besinnen. Auf keinen Fall darf herauskommen, daß sie an Bord der ›Pretty Anne‹ reist.«

»Sind Sie mit ihr im reinen?«

Colley nickte.

»Ja. Sie speist mit mir am Sechszwanzigsten zu Abend. Ich habe ihr gegenüber eine Bemerkung fallenlassen, daß ich etwas von ihren Eltern wüßte, und habe ihr tatsächlich halb versprochen, dieses Geheimnis aufzuklären. Darauf ist sie sofort eingegangen. Wir werden in einem kleinen Restaurant in der Villiers Street zu Abend essen, und ich bat sie, im Straßenkleid zu kommen, weil ich sie eventuell noch zu einer anderen Stelle bringen möchte, wo Abendtoilette Mißtrauen erregen könnte, und auch darauf ist sie eingegangen. Jetzt scheint mir die Sache nicht mehr schwierig zu sein.«

»Man wird aber wissen, daß Sie mit ihr zusammen zu Abend gespeist haben.« Der Fürst sah gedankenvoll drein. Er schien von dem Erfolg nicht so ganz überzeugt zu sein.

Colley schüttelte lachend den Kopf.

»Darüber wird sie unter keinen Umständen sprechen. Ich habe es ihr besonders eingeschärft und ihr gesagt, daß ich selbst mein Wort gebrochen hätte und niemand wissen dürfe, woher sie ihre Informationen erhält. Ich hatte große Sorge, daß sie Hallowell etwas darüber sagen könnte, aber ich habe sie dazu gebracht, daß sie mir hoch und heilig Stillschweigen gelobte. Und sie gehört zu den Mädchen, die ihr Wort halten.«

Riki ging in dem Raum auf und ab. »Ist dieser Eli Boß – der Vorname klingt beinahe indisch – denn auch vertrauenswürdig?«

Bei dieser Frage zeigte sein Gesicht einen merkwürdigen Ausdruck. Es schien fast so, als ob er in anderer Beziehung an Elis Vertrauenswürdigkeit zweifelte.

»Vollständig zuverlässig, sollte ich denken, wenn Sie ihn gut genug bezahlen«, sagte Colley. Dabei huschte ein Lächeln über sein Gesicht. »Wäre es nicht besser, wir würden eine Zofe mitnehmen, die auf der Reise nach Hope Joyner sehen könnte?«

»Das ist unnötig, wenn Sie mitgehen«, unterbrach ihn der Radscha schnell. »Ich wünsche nicht, daß eine Frau mit ihr fährt. Wenn es eine Inderin wäre, ja – aber ich habe keine, die mitfahren könnte.«

»Da haben Hoheit recht, obgleich es wirklich besser wäre, wenn eine indische Frau an Bord wäre und ihr helfen könnte.«

Er nahm ein Papier aus seiner Brieftasche und händigte es dem Fürsten aus.

»Hier ist der vorläufige Fahrplan – wir erreichen den Treffpunkt an der indischen Küste achtundvierzig Stunden nach diesem Tag.« Dabei zeigte er auf ein bestimmtes Datum. »Ich habe die Signale genau besprochen, und die Landung wird glattgehen.«

Sie sprachen noch über Einzelheiten des Planes, und Colley verließ das Hotel nach einer Stunde mit der ersten Rate seiner Belohnung.

Colley bereute keinen Augenblick das unerhörte Verbrechen, das er plante. Wenn er einen Wunsch hatte, so war es nur der, daß der Fürst sein anderes großes Unternehmen für ein oder zwei Monate aufschieben sollte. Er wußte nur, daß Trayne seine Hand im Spiel hatte und daß irgendeine große Sache inszeniert werden sollte – vielleicht noch ein Mädchen ... Wenn er gewußt hätte, daß Graham Hallowell ihn nach Indien begleiten sollte, dann hätte er der Reise ablehnend gegenübergestanden.

Auf seinem Heimweg besuchte er den Mousetrap-Klub und war gespannt, ob Trayne noch irgendeine Andeutung machen würde, welcher Art das zweite Unternehmen sei. Tiger saß in dem kleinen, hübschen Schreibzimmer, eine Tasse Kaffee vor sich. Eine zur Hälfte gerauchte Zigarre lag auf einer Glasschale neben ihm. Er schrieb einen Brief und hatte dazu eine Brille aufgesetzt. Als sich die Tür öffnete, schaute er sich um. Er war bisher allein im Raum gewesen. Unfreundlich begrüßte er Colley.

»Ich komme gerade von einem Besuch unseres gemeinsamen Freundes.«

Colley nahm sich eine Zigarre aus der Kiste, die neben Tiger auf dem Schreibtisch stand.

»Das ist die schlechteste Nachricht, die ich seit Jahren gehört habe.« Er nahm seine Brille ab und klappte sie sorgfältig zusammen. Auch wendete er den Bogen, auf dem er schrieb, um, so daß man nichts lesen konnte.

Mr. Warrington lächelte.

»Ich will Sie nicht stören«, sagte er, schnitt die Spitze seiner Zigarre ab, zündete sie an und ließ sich dann in dem bequemen Sessel nieder.

»Ich wußte bis jetzt noch gar nicht, daß wir einen gemeinsamen Freund haben. Wer ist denn dieser Unglückliche?« fragte Trayne, indem er die Augenbrauen zusammenzog.

»Wollen wir ihn nicht den Herrn aus Indien nennen?«

»Riki? Haben Sie ihm das Pickettspiel beigebracht?« Es lag eine böse Anspielung in dieser Frage. Colleys Gewandtheit in diesem Spiel hatte viel dazu beigetragen, seinen gesellschaftlichen Ruf zu untergraben.

Colley lachte. Man konnte ihn nicht beleidigen.

»Sie kennen ihn doch? Er sagte mir, daß Sie einen Plan für ihn ausführen. Kann ich mich auch an dieser Sache beteiligen?«

Trayne nahm seine halbgerauchte Zigarre aus der Kristallschale und steckte sie wieder an.

»Nein. Weder der Fürst noch ich würden damit einverstanden sein. Um Ihnen die Wahrheit zu sagen: er ist Ihrer überdrüssig. Er fragte mich, ob ich nicht ein paar Leute wüßte, die Sie erledigen könnten. Aber Jagd nach Lumpen war niemals mein Fall.«

Colley war noch immer nicht gekränkt.

»Ich habe mich schon so oft gewundert«, sagte er, »warum wir beide nicht bessere Freunde sind.«

Tiger lachte.

»Wundern Sie sich nicht mehr«, antwortete er prompt. »Ich mag Sie nicht, und ich traue Ihnen nicht – das sind doch sicher zwei gute Gründe, nicht wahr?«

»Ich bewundere Offenheit, selbst bei Ihnen«, lächelte Colley.

»Was werfen Sie mir eigentlich vor?«

Trayne antwortete ihm sofort, und er gebrauchte dabei ein Wort, das das schlimmste war, was er Colley Warrington sagen konnte. Und diesmal hatte er ihn getroffen. Colley wurde blaß, nur zwei hektisch rote Flecken waren auf seinen Wangen zu sehen.

»Das Wort kann ich nicht hören«, sagte er scharf.

»Deswegen sage ich es ja. Hätte ich es selbst dem gemeinsten Dieb gegenüber gebraucht, so würde er sofort auf mich geschossen haben, und das mit Recht. Aber ich weiß kein anderes Wort, das besser auf einen Mann paßt, der Frauen so schamlos ausbeutet wie Sie, Warrington. Und wenn Sie jetzt nichts dagegen haben, möchte ich meinen Brief zu Ende schreiben.«

Colley Warrington verließ den Mousetrap-Klub zitternd vor Wut – nicht das erstemal in seinem Leben hatte Tiger eine seiner empfindlichen Stellen getroffen. Er sann auf einen Weg, wie er diesem großen Verbrecher schaden könnte, aber obwohl er den rasenden Wunsch hatte, sich zu rächen, war doch seine Furcht vor der weitverzweigten Organisation

Tiger Traynes noch größer.

Er hätte sich die Unruhe und Mühe sparen können, Rachepläne auszuhecken, denn das Schicksal wollte es, daß er und Tiger Trayne einander nie mehr begegnen sollten.

Der Morgen des Sechszwanzigsten zog herauf, nicht freudig und fröhlich, sondern düster und grau. Ein weißlicher, dünner Dunst lag über den Wassern der Themse. Darüber wölbte sich ein schwerer Himmel mit dunklen Wolken. Gegen zwölf Uhr verwandelte sich das feine Rieseln in einen richtigen langweiligen Landregen, der den ganzen Nachmittag über anhielt.

An solchen Tagen ist der Tower verzweifelt trostlos. Der kleine Exerzierplatz ist leer und verlassen. Besucher kommen nur ganz vereinzelt. Die Posten stehen in den Schilderhäusern. Die Aufseher mit den farbenfreudigen langen Rücken verschwinden in Torwegen oder Kiosken, wo sie Schutz vor dem Wetter finden.

Der Regen fiel noch, als Dick Hallowell mit seiner Mannschaft vom Exerzierplatz abmarschierte und sie vor dem Wachhause in langer Reihe antreten ließ. Er machte mit Bobby, den er ablöste, den vorgeschriebenen Rundgang und übernahm die Posten am Ufer und an den anderen Stellen. Er war froh, als Bobbys Mannschaften abmarschiert waren und er sich in seinen Raum zurückziehen konnte.

Bevor die alte Wache abrückte, unterhielten sich die Freunde noch einige Minuten.

»Ich bitte dich, geh heute noch zu Hope und erkläre ihr, warum ich das Essen in meiner Wohnung absagen mußte.«

»Lady Cynthia ist sehr böse auf dich, ich vermute, daß du das weißt.«

»Das kann ich mir denken. Aber das macht mir nicht allzu große Kopfschmerzen. Warum sie wieder böse ist, mag der Himmel wissen. Hat sie dir gesagt, daß sie über mich ärgerlich ist?«

Bobby schüttelte den Kopf.

»Nein, das hat sie Davenport gesagt. Sie erzählte ihm, daß sie extra eine Einladung aufgegeben hat, um dein ›armseliges Mädchen‹ zu treffen – das sollen ihre eigenen Worte gewesen sein –, und daß du sie dann hast sitzenlassen!«

Dick mußte lächeln.

»Sie wird sich wohl nicht so gewöhnlich ausgedrückt haben! Aber die Sache mit Lady Cynthia ist im Augenblick ja auch ziemlich gleichgültig. Sieh dich bitte nach Hope um. Ich habe ihr einen Brief geschrieben und denke, daß sie alles verstehen wird. Aber ich wäre dir sehr dankbar, wenn du mit ihr darüber sprechen wolltest.«

Gleich darauf marschierte die Wache ab, und Dick war nun vierundzwanzig Stunden an den Dienst gebunden, der doch für gewöhnlich so uninteressant und langweilig war.

Lady Cynthia war an diesem Tag nicht in liebenswürdiger Stimmung, und wenn der Oberst den geringsten Entschuldigungsgrund gefunden hätte, so wäre er von zu Hause fortgegangen. Unglücklicherweise hielt auch ihn die Pflicht im Tower zurück, und so mußte er daheim bleiben und ihren Unwillen über sich ergehen lassen.

»Sehr unbesonnen von Dick, sicher«, sagte er nun schon zum x-ten Male, »aber er ist sehr empfindlich, wenn es sich um das Mädchen handelt.«

»Empfindlich!« sagte sie vorwurfsvoll. »Es ist unverschämt! Und diese Sache scheint auch den stupiden Longfellow angesteckt zu haben. Dick hat mich nicht nur persönlich gebeten, mit ihr zu speisen, sondern hat das ausdrücklich noch durch einen langen Brief bestätigt. In der letzten Minute hebt er die Einladung auf, weil es ihm diese junge Person suggeriert hat, wie ich vermute!«

»Welche junge Person?« fragte der Oberst, der im Augenblick an etwas anderes gedacht hatte.

»Du hörst niemals zu, wenn ich mit dir spreche«, sagte sie kurz, »es ist doch zu schlimm mit dir, John! Dick Hallowell müßte dir auf den Knien danken und dir jeden Wunsch erfüllen. Er hätte doch den Dienst quittieren müssen, als sein Bruder damals ins Gefängnis kam. Es schadet dem Ansehen des Regiments, wenn der Bruder des ältesten Offiziers ein Verbrecher ist!«

»Dick hat ja damals um seinen Abschied gebeten, aber ich wollte ihn nicht annehmen. Wenn ich das getan hätte, würde es einen Aufstand in der Offiziersmesse gegeben haben. Wir können doch nichts dafür, wenn unsere Verwandten dumme Geschichten machen«, entgegnete der Oberst böse. Sie kannte ihn genügend, um die Warnung zu verstehen, die in seinem Ton lag.

»In der ganzen Familie Hallowell ist irgend etwas faul!« sagte sie. »Ich würde mich nicht wundern, wenn Dick auch noch so etwas Ähnliches anstellte wie sein Bruder.«

»Was ist das nun schon wieder für ein Unsinn!« rief der Oberst aufgebracht. »Sie sind doch nur Halbbrüder. Grahams Mutter war eine üble Frau. Alle schlechten Eigenschaften sind durch sie in die Familie gekommen. Bist du heute zum Essen eingeladen?« fragte er dann und hoffte, eine bejahende Antwort zu erhalten.

»Nein, ich werde hierbleiben. Ich muß dir auch noch sagen, daß Bobby Longfellow neulich sehr unhöflich zu mir war direkt ungezogen.«

»Was hat er denn gesagt?«

»Nicht, was er gesagt hat, war unverschämt, sondern wie er es gesagt hat. Er wird unausstehlich. Du weißt am besten, John, daß die Disziplin im Regiment sehr nachgelassen hat. Ich will ja nicht sagen, daß du das verschuldest –«

»Dann denke einmal darüber nach, wessen Schuld es ist«, sagte der Oberst verschnupft, als er aufstand. »Ich gehe jetzt zum Ordonnanzzimmer. Wir sehen uns später.«

Als er zum Tee zurückkam, hatte sich Mylady mit Kopfschmerzen zurückgezogen. Er sandte ihr ein paar liebenswürdige Worte durch ihre Zofe und freute sich über seine gemütliche Teestunde. Später kam der Adjutant zu ihm. Er zeigte ihm drei Leute in Zivil, die mit einer Leiter über den Exerzierplatz kamen.

»Ich glaube, das Schatzamt hat Angst um die Kronjuwelen!« sagte der Offizier. »Sie haben einen Beamten vom Ministerium ausgeschickt, um die Alarmglocken zu untersuchen.«

Der Oberst lachte. Er war daran gewöhnt, daß von Zeit zu Zeit solche Dinge von Whitehall angeordnet wurden. Einmal hatten sie die Stahltüren zu der Schatzkammer ausgewechselt – bei einer anderen Gelegenheit waren Detektive geschickt worden, um die Aufseher zu verhören, weil ein geheimnisvoller Amerikaner sich zu sehr nach Wert, Gewicht und Größe der beiden großen Diamanten erkundigt hatte, die in dem Tresor oben aufbewahrt wurden.

»Ich möchte mal den Mann sehen, der das Beispiel des Oberst Blood nachzuahmen wagte – ich glaube nicht, daß es einen gibt, wenn er nicht ganz und gar verrückt ist.«

Er war in der Offiziersmesse und las eine eben eingetroffene indische Zeitung, als ein Anruf für Lady Cynthia kam. Sie sandte ihre Zofe mit dem Bescheid, daß sie nicht gestört werden möchte. Das Mädchen kam aber gleich wieder.

»Der Herr sagt, er müßte Sie unbedingt sprechen, gnädige Frau. Er versucht schon seit dem 10. Juni mit Ihnen in Verbindung zu kommen.«

Der Eindruck, den diese Worte auf Lady Cynthia machten, war außerordentlich. Sie setzte sich im Bett aufrecht, und es zuckte in ihrem Gesicht.

»Schon gut – ich werde herunterkommen. Stellen Sie das Telefon zum Arbeitszimmer des Obersten um.«

Ihre Stimme war etwas heiser, das fiel der Zofe auf, aber sie konnte nichts Besonderes in dem Gesichtsausdruck ihrer Herrin erkennen. Cynthia lief fast die Treppe hinunter, schloß die Tür fest und sprach fünf Minuten lang mit leiser Stimme ins Telefon. Als sie wieder herauskam, war sie blaß, wie das Mädchen bemerkte, aber das mochte an den Kopfschmerzen liegen.

Als der Oberst zurückkam, fand er seine Frau im Salon. Sie war in Gesellschaftskleidung, ihr Mantel lag über einer Stuhllehne.

»Gehst du aus, meine Liebe?« sagte er.

»Ja. Ich habe mich eben an eine Verabredung erinnert, die ich schon vor einem Monat traf. Es ist schrecklich. Du hast doch nichts dagegen, John?«

»Dagegen? Nicht im geringsten. Ich werde allein zu Abend speisen oder im Kasino.«

Sparsamkeit war eine Schwäche von Lady Cynthia.

»Das Abendessen ist gerichtet, und es darf nicht umkommen. Lade dir einen Gast ein. Ich werde um elf Uhr zurück sein.« Am liebsten hätte der Oberst Dick Hallowell zu sich gebeten, aber der hatte Dienst. Der Adjutant hatte eine andere Verabredung, und Ruislip war nicht in der Stimmung, höfliche Phrasen mit dem ältesten Major zu wechseln. So entschloß er sich denn, allein zu speisen. Als der Gong erklang und er in das getäfelte Zimmer ging, in dem das Essen auf ihn wartete, kam ein unerwarteter Besuch. Es war Diana Martyn in ihrer fröhlichsten Laune.

»Großer Gott, Diana!« sagte der Oberst verwirrt. »Was führt Sie hierher?«

In diesem Augenblick war er hochofren, daß Lady Cynthia ausgegangen war.

»Ich komme auf die Bitte Ihrer Gattin«, war die verwunderte Antwort.

»Cynthias?« fragte er ungläubig.

»Sie bat mich, zum Abendessen zu kommen – sie telefonierte mit meinem Mädchen, als ich ausgegangen war. Natürlich wollte ich gern kommen – ich habe Cynthia gern, und es tut mir sehr leid, daß sie mich nicht mehr mag.«

»Aber meine Liebe« – er war ganz verwirrt über diese Neuigkeiten –. »Cynthia ist ausgegangen. Sie hat eine Verabredung, die sie schon vor einem Monat getroffen hat. Das ist fatal ...« Er klingelte nach der Zofe seiner Frau, aber das Mädchen wußte nicht, wohin Lady Cynthia gegangen war.

»Legen Sie ein Gedeck für Miss Martyn auf«, sagte der Oberst. »Sie bleiben natürlich, Diana«, bat er, als sie zögerte. »Cynthia würde es mir nie vergeben, wenn ich Sie gehen ließe!«

Er brachte eine Entschuldigung nach der andern für seine Frau vor, aber im Grund war er gar nicht unzufrieden, eine so entzückende Tischdame zu haben, und das Abendessen wurde viel angenehmer, als er vorher geglaubt hatte.

Gegen Ende der Tafel fragte sie ihn etwas.

»Wie Sie hier herauskommen?« Er lachte heiter. »Wissen Sie, daß Sie im Tower eingesperrt und eingeriegelt sind und daß die Posten Sie erst nach der Parole fragen werden und Sie mit dem Bajonett durchbohren, wenn Sie sie nicht wissen?«

»Dann käme ich wohl schwerlich durch. Haben Sie denn Paßworte im Tower?« fragte sie unschuldig.

Er nickte.

»Ja, es gibt ein Wort für alle Wachen in London, und das wird täglich geändert.«

»Abrakadabra«, rief sie lächelnd.

»Nein, nicht so kompliziert. Der arme, alte Wachmann würde ja einen fürchterlichen Schrecken bekommen, wenn er sich ein solches Wort merken müßte: Nein, es ist gewöhnlich der Name einer Stadt. Heute abend ist es – warten Sie mal – Boston, das ist es!«

»Boston!« Sie konnte ihre Enttäuschung kaum verbergen. Es war also keines der vier Worte, die Trayne erwartet hatte.

Aber wie konnte sie die Änderung durch ein Zeichen klarmachen? Sie dachte bis zum Schluß des Abendessens intensiv darüber nach. Dann kam ihr ein Einfall, der es ihr verhältnismäßig einfach erscheinen ließ. Als sie einen Augenblick allein war, schrieb sie das Wort auf ein Stück Papier, wickelte es um ein Schillingstück und verwahrte es in ihrer Handtasche.

Um zehn Uhr wollte sie gehen. Und sie hatte die richtige Zeit gewählt, denn kaum waren sie aus dem Haus, als Lady Cynthia anlätete, daß sie erst um Mitternacht wiederkommen könnte.

Als sie nach dem Wachhaus gingen, sah sie eine Zeremonie, von der sie oft gehört hatte – jene mittelalterliche Gepflogenheit, die seit Hunderten von Jahren jeden Abend im Tower beobachtet wurde.

Durch das trotzige Tor des Blutturms marschierte eine kleine Anzahl Leute. Das Lampenlicht glitzerte auf den blanken Bajonetten. Ein Mann mit einer Handlaterne ging voran. Dann fragte eine scharfe Stimme: »Halt! Wer kommt dort?«

Die Kolonne hielt, und eine tiefe, martialische Stimme antwortete: »Die Schlüssel!«

»Wessen Schlüssel?« fragte die Schildwache.

»König Georgs Schlüssel«, war die Antwort.

Dann traten die Leute auf ein Kommando in Reih und Glied. Man hörte Dick Hallowells tiefe Stimme. »Übergib König Georgs Schlüssel! – Achtung, präsentiert das Gewehr!«

Die Gewehre flogen mit einem Ruck herunter – nach mehreren Kommandos wurden die Plätze gewechselt. Dann nahm der alte Wärter, der die Schlüssel trug, seinen Hut ab, und sein Ruf hallte über den einsamen Platz hinweg: »Gott schütze König Georg!«

»Nennt man das die Schlüssel?« fragte Diana flüsternd.

»Ja. Es ist sonderbar, nicht? Diese Zeremonie wurde nur in einer Nacht abgeändert, als die Königin Victoria starb und man noch nicht wußte, welchen Namen der neue König annehmen würde.«

Ihr Herz schlug wild, als sie das Schatzhaus passierten. Es stand ein Posten dort, ein anderer war vor dem Verrätertor postiert, weiter unten am Festungsgraben sah sie einen dritten und am äußeren Tor noch einen. Ihre Knie zitterten, als sie nach Tower Hill kamen und der Bursche des Obersten nach einem Auto geschickt wurde.

Ein Zeitungsjunge kam heran. Bevor der Oberst ihn wegzagen konnte, sagte sie schnell:

»Ja, bitte«, und ließ die Münze mit dem Papier in seine Hand gleiten.

Sie hätte vergessen, die Zeitung an sich zu nehmen, aber er reichte sie ihr.

»Ich liebe die Kreuzwörterrätsel so sehr«, sagte sie atemlos, als der Oberst sie sanft wegen ihrer Neugier nach sensationellen Nachrichten tadelte.

Sie war am Ende ihrer Kräfte, als der Wagen anfuhr.

Die Uhren der Stadt hatten eins geschlagen. Da löste sich heimlich ein Motorboot aus dem Dunkel des Surrey-Ufers. Es fuhr östlich zur Londonbrücke, vorbei an Billingsgate und nahm dann langsam seinen Kurs nach dem Nordufer. Mit abgestelltem Motor näherte es sich dem steinernen Kai des Tower. Die vier Mann der Besatzung griffen mit der Hand nach der Kante der Kaimauer und zogen das Boot daran entlang, bis sie am St.-Thomas-Turm vorüber waren und sich beinahe gegenüber dem Schilderhaus befanden, das an der Anlegestelle stand. Als der Führer der Gruppe scharf über den Rand des Kais ausspähte, sah er, wie der Posten eben heraustrat, das Gewehr schulterte und mit schnellen Schritten zu dem östlichen Ende seines Bereichs ging. Es hatte im Augenblick aufgehört zu regnen. Einer der Leute sprang ans Ufer, kletterte über das Geländer, beugte sich vor, lief dann geräuschlos nach dem Schilderhaus und verschwand im Dunkeln. Bald darauf kam der Posten wieder. Er hielt vor dem Wachhaus und nahm das Gewehr ab, der Kolben stieß auf dem steinigen Boden auf. Es schien ihnen eine Ewigkeit zu dauern – dann hörten sie einen erstickten Schrei, das Geräusch eines fallenden Gewehres ..., dann war es wieder ruhig ...

Ein anderer Mann hob eine leichte Leiter vom Deck des Bootes, schob sie über das Geländer und sprang hinüber. Die beiden anderen folgten ihm. Der letzte, der das Boot verließ, war Graham Hallowell in der Uniform eines Offiziers der Berwick-Garde. Er hielt seinen Säbel, damit er nicht auf dem Pflaster klappern konnte. Schnell eilte er über den Platz, der die Anlegestelle von dem Verrätertor trennte. Er schaute sich nicht um, was aus dem Posten geworden war, es blieb keine Zeit, auch nur einen Gedanken an den unglücklichen Mann zu verschwenden, der bewußtlos am Boden lag. Eine Sekunde später kletterte er hastig die Leiter hinab, die in die Vertiefung hinuntergelassen war. Er hörte jemand an dem großen, mit eisernen Nägeln beschlagenen Tor arbeiten, das sich so oft geöffnet hatte, um Verräter und Unschuldige einzulassen. Er konnte nicht sehen, was sie machten, aber plötzlich hörte er eine Stimme neben sich: »Kommen Sie!« Dann schlüpfte er durch das offene Tor und stand den Stufen gegenüber, die zu dem Bluturm führten.

Äußerste Vorsicht war hier geboten. Sie hörten die Schritte eines Postens, der auf und ab ging. Aber im Dunkeln konnte man ihn nicht sehen.

Wieder glitt der Führer geräuschlos voraus. Er trug einen kleinen Stahlzylinder in der Hand, an dem ein platter, trichterförmiger Apparat befestigt war, aber Graham hatte weder Zeit noch Lust, sich darum zu kümmern. Er vermutete, daß er irgendein betäubendes Gas enthielt, denn er hatte vorher gesehen, daß der Mann eine Gasmaske aufsetzte, ehe er das Boot verließ.

Die Uhr eines Kirchturms in der Stadt schlug Viertel nach eins. Kein Laut kam von vorn, als sie an den Stufen vorbeischlichen.

»Halt! Wer da?«

Graham hielt den Atem an. Ihr Mann war von dem Posten gesehen worden.

»Gut Freund.«

»Tritt näher. Gib die Parole.«

Leise kam das Wort zurück.

»Boston.«

»Passieren! Alles in Ordnung.«

Sie hörten nichts mehr. Nach einer Weile kehrte der Führer zurück, und sie gingen östlich weiter, der Mauer entlang.

Als sie an dem Schilderhaus vorbeikamen, sah Graham eine zusammengekauerte Gestalt.

»Ich habe eine Flasche Whisky hineingestellt«, sagte Mawsey – Graham erkannte jetzt den Mann mit der Maske –, »Sie müssen vorgeben, daß er betrunken ist.«

Er öffnete die Tür eines kleinen runden Turmes, offensichtlich eines Vorwerks, das als Wohnraum für einen Beamten benutzt wurde. Hier drängten sie sich hinein.

»Treten Sie dicht zu mir«, flüsterte er Graham ins Ohr. »Wenn ich Ihren Bruder zu Fall bringe, treten Sie sofort an seine Stelle.«

Als er um die Ecke spähte, sah er den Schimmer einer Laterne. Es war Dick, der die Runde machte, um die Wachen zu inspizieren. Er schien von der Uferseite zu kommen und wollte jetzt wohl zur Hauptwache zurück. Sie kamen mit

großen Schritten vorbei, ein Trommler ging mit einer Laterne voraus, dann folgten zwei Mann und ein Unteroffizier, und schließlich kam Dick. Sie passierten den Torweg.

»Jetzt!« zischte eine Stimme in Grahams Ohr.

Er vernahm keinen Ton, aber Dick schien plötzlich zusammensinken. Im nächsten Augenblick hatte Graham seine Stelle eingenommen. Einer der Leute vor ihm drehte sich halb um, als ob er ein Geräusch gehört hätte.

»Sehen Sie geradeaus!« sagte Graham scharf, genau in demselben Ton, den er von Dick her kannte. Dann kommandierte er: »Halt!«

Sie hatten das Schilderhaus gegenüber dem Verrätertor erreicht. Der Sergeant trat aus der Reihe und ging auf den Mann zu, der halb im und halb außer dem Haus lag.

»Was ist mit dem Mann, Sergeant?« fragte Graham rau.

»Ich weiß nicht, Herr Oberleutnant. Wach auf!« Er schüttelte den bewußtlosen Mann. »Es ist Filpert, er sieht aus, als ob er betrunken ist.«

»Bringen Sie ihn zum Wachturm.«

Die beiden Leute hängten das Gewehr über die Schulter und versuchten, den Mann aufzurichten. Ein Geruch von Alkohol verbreitete sich. Plötzlich bückte sich der Sergeant und hob eine kleine Flasche auf.

»Whisky!« sagte er, als er daran roch.

»Bringen Sie ihn in den Wachturm!«

»Soll ich einen von diesen Leuten als Posten hierlassen?«

»Nein, das ist im Augenblick nicht notwendig.«

Sie marschierten durch das Tor. Kühn folgte er der Truppe ins Wachzimmer, keiner dort hätte Graham Hallowell von seinem Bruder unterscheiden können. Dick trug einen kleinen dunklen Schnurrbart, und genau derselbe war nun auf Grahams Oberlippe zu sehen. Er war in der Zwischenzeit gewachsen.

Der Sergeant folgte seinem »Offizier« in den Raum.

»Man stellt am besten einen anderen Posten an Stelle Filperfs auf«, sagte er.

»Das ist nicht notwendig«, sagte Graham kurz.

Der Unteroffizier schaute überrascht auf, aber er wagte keinen Widerspruch. Graham war allein auf der Veranda, nur der Posten ging auf und ab. Er trat zu dem Mann, der Gewehr bei Fuß stillstand, als Graham sich näherte.

»Willst du Schokolade haben, Mann?«

Der Posten zögerte ein bißchen verdutzt. Die Offiziere der Berwick-Garde gingen gewöhnlich nicht mitten in der Nacht umher und boten ihren Untergebenen Schokolade an.

»Danke, Sir!« stammelte er.

Graham beobachtete, wie er sie in den Mund steckte, sie mechanisch zweimal kaute und seine Hand auf die Kehle legte ... Er fing schnell das Gewehr auf, bevor es auf den Boden fiel, und ließ den Mann behutsam niedergleiten. Es kam kein Ton aus dem Wachzimmer. Er zog den Mann an das äußerste Ende der Veranda, legte ihn in eine Ecke und eilte dann zu dem unteren Weg. Die Schildwache hörte ihn kommen, und das Rasseln eines Gewehres warnte ihn.

»Fragen Sie nicht nach der Parole«, sagte er. »Ich bin Sir Richard Hallowell.«

Der zweite Posten nahm die Schokolade mit Widerwillen.

»Ich esse keine Schokolade, Sir.«

»Wollen Sie wohl –«, sagte der Offizier, und er gehorchte.

Der Mann mit der Gasmasken fing ihn auf, als er umsank.

»Gehen Sie wieder zur Tür des Wachraumes, falls der Sergeant; herauskommt, und halten Sie ihn im Gespräch auf«, hörte Graham eine leise Stimme flüstern. Mit kurzem Nicken ging er zurück. Es war gut so, denn kaum stand er dort, als sich die Tür öffnete und der Sergeant herauskam.

»Ich bin sehr unruhig wegen des Postens«, sagte er. »Das Reglement für die Bewachung der Schatzkammer ist sehr streng, und ich muß es morgen in meinen Rapport aufnehmen.«

»Es ist schon in Ordnung, Sergeant«, sagte Graham kühl. »Mr. Longfellow ist eben gekommen, und ich habe ihn

gebeten, es dem Adjutanten zu melden. Ich würde mich nicht weiter in die Sache mischen, wenn ich an Ihrer Stelle wäre.«

»Glauben Sie, Sir, daß irgend etwas geschehen ist?« fragte der Sergeant. »Ich kann nicht verstehen, woher der Mann den Whisky hat. Die Leute auf der Wache erzählen mir, daß er Abstinenzler ist.«

»Es mag verschiedenes geschehen sein«, antwortete Graham nach einer Pause. »Aber es ist besser, wenn Sie sich nicht hineinmischen.«

»Zu Befehl, Sir.«

Der Sergeant salutierte und ging in die Wachstube zurück.

Graham schaute nach dem Tor hinunter. Sein Herz schlug zum Zerspringen. Plötzlich sah er zwei dunkle Gestalten aus der glasbedeckten Vorhalle des Schatzhauses auftauchen. Er hörte einen leisen Pfiff – das war das Signal. Geräuschlos lief er die Stufen hinunter und folgte ihrer Spur. Er hatte das Pfortchen des Blutturms erreicht, als ihn jemand aus der Dunkelheit anrief. »Hallo, Dick, ich muß dich sprechen!«

Bevor er sich über die Gefahr klarwurde, stand ein schlanker Mann in Uniform vor ihm. Es war Bobby Longfellow.

»Ich konnte Hope nicht antreffen, ich habe den ganzen Abend versucht, sie zu finden –«

Hier fiel Graham in seiner ungeheuren Aufregung aus der Rolle.

»Ich habe jetzt keine Zeit«, sagte er und stieß den jungen Mann beiseite.

In diesem Augenblick fühlte er einen scharfen Griff an seinem Arm. Bobby schaute ihn durchbohrend an.

»Bei Gott!« stieß er hervor. »Sie sind nicht Dick Hallowell ...«

Graham schlug wild zu. Bobby mußte den Arm loslassen, verlor sein Gleichgewicht und fiel hintenüber gegen das Tor. Im nächsten Moment rannte Graham vorwärts, so schnell er konnte. Er sprang über das Geländer, eilte durch das offene Verrätertor und flog buchstäblich die Leiter empor. Mawsey wartete oben auf ihn.

»Schnell!« zischte er.

Und es war wirklich höchste Eile notwendig. Sie hörten scharfe Kommandos, und gerade als Graham von der Uferkante in das wartende Boot sprang, pfiffen die ersten Kugeln an seinem Ohr vorbei.

Das Motorboot raste in höchster Geschwindigkeit den Fluß hinunter. Die Ebbe begann, und sie fuhren mit dem Strom. Aus dem Schatten der Towerbrücke löste sich ein Polizeiboot, und die Stimme eines Beamten rief sie an. Es lag mit der Breitseite gerade vor ihnen. Mawsey saß am Steuer und richtete die scharfe Spitze des Bootes gegen das Polizeifahrzeug. Gleich darauf ertönte ein furchtbares Krachen. Der Gegner war überrannt. Bevor Graham sich über die Ereignisse klarwerden konnte, sah er zwei Leute mit den Fluten kämpfen und hörte ihre schwächer werdenden Hilferufe.

Schnell zog er seine Uniform aus und warf sie ins Wasser. Darunter trug er Zivilkleider.

»Müssen wir den ganzen Weg auf dem Wasser zurücklegen?« fragte er und zog sich einen Regenmantel über.

»Nein, wir gehen in Deptford an Land. Sicher würden sie uns angreifen, bevor wir Greenwich erreicht hätten. Zur Zeit sind alle Telefone in Bewegung.«

Das Boot nahm Kurs nach dem Surrey-Ufer. Plötzlich verminderte es seine Geschwindigkeit. Ein Bootshaken klammerte sich an der Ecke einer Werft fest, die Spitze des Fahrzeugs wurde wieder dem Strom zugewandt, und nachdem alle es verlassen hatten, ließ man es stromabwärts treiben. Drei Autos warteten. Mawsey stieg mit einer viereckigen schwarzen Kiste in den zweiten Wagen ein.

Graham erkannte, daß es ein Taxi war, als er einstieg.

»Wir können nicht weit damit fahren!«

»Das brauchen wir auch nicht«, sagte Mawsey kurz. »Hier nehmen Sie die Kiste. Haben Sie eine Pistole?«

»Ich habe keine bei mir, auf dem Schiff habe ich eine.«

Mawsey erklärte ihm, was jetzt zu geschehen hatte.

»Ich verlasse Sie in Blackheath. Dort wartet ein anderer Wagen auf uns, und Sie fahren allein weiter. Der Chauffeur hat seine Instruktionen bekommen. Sie müssen vor Tagesanbruch an Bord der ›Pretty Anne‹ sein. Wir schicken einen Mann mit einem Flugzeug nach Irland, um die Spur zu verwischen. Es wäre besser, wenn Sie eine Schußwaffe bei sich hätten.«

Graham sah auf das leuchtende Zifferblatt seiner Armbanduhr und war erstaunt, daß es erst halb zwei war. Was hatte sich in einer Viertelstunde alles ereignet!

Mitten in Blackheath hielt das Auto an, und sie stiegen aus. Ein langer, schwarzer Wagen stand an der Bordkante. Ohne ein Wort zu verlieren, sprang Graham hinein, legte sein kostbares Paket neben sich auf den Sitz und stützte sich darauf. Er wartete geduldig, bis der Wagen anfuhr. Plötzlich kam Mawsey noch einmal und reichte etwas durch das offene Fenster. Graham nahm es. Es war ein Helm, er fühlte die blanke Spitze. »Setzen Sie ihn auf, wenn Sie angehalten werden. Sie sind ein Polizeinspektor, der nach Gravesend fährt, um Nachforschungen anzustellen. Gut Glück.«

Die Worte waren kaum gesprochen, als das Auto anfuhr.

Graham war schon oft in seinem Leben schnell gefahren, aber noch niemals hatte er eine Fahrt wie diese gemacht. Der Sportwagen raste die Straßen entlang, er erkannte die Umrisse von Bromley. Sie näherten sich Gravesend, der Wagen bog nach links ab, fuhr eine holprige Landstraße entlang und dann in einem großen Bogen quer über ein Feld.

»Sie sind am Ziel!« Der Chauffeur riß die Tür auf, und Hollowell tappte in eine große Pfütze.

Es regnete heftig, er konnte nichts sehen, aber irgendwo in der Nähe war der Strom. Er konnte das Gurgeln und Plätschern des Wassers hören und die Nähe des Meeres. Eine schwere Hand legte sich auf seine Schulter.

»Diesen Weg!« sagte eine barsche Stimme, an der er Eli Boß erkannte. Es ging einen lehmigen Abhang hinunter, an dessen Ende ein kleines Motorboot heftig auf den Wellen schaukelte.

Er kletterte an Bord und setzte sich auf eine Bank. Das Boot legte sich schwer über, als die mächtige Gestalt von Eli Boß hinter ihm einstieg ...

Er konnte jetzt die »Pretty Anne« sehen. Das Wasser reflektierte die grünen Strahlen des Steuerbordlichtes. Sie kamen näher und näher und erreichten endlich die herabgelassene Strickleiter, als sie am hinteren Teil des Schiffes entlangfuhren. Er ergriff das Tau mit einer Hand und kletterte unter großer Mühe mit seinem kostbaren Kasten auf das glatte, nasse Eisendeck. Eli Boß kam gleich hinter ihm nach oben. Graham hörte das Krachen und Quietschen der Winden und Flaschenzüge, als das Motorboot an Bord geholt wurde.

Unter seinen Füßen begann das Rattern einer Dampfmaschine, die schlecht in Ordnung war.

»Gehen Sie hinunter!« sagte Boß kurz. »Sie kennen Ihre Kabine? Die Schlösser sind angebracht. Auch der Safe ist da.«

In dem engen Gang brannte kein Licht, und er mußte sich seinen Weg suchen. Schließlich erreichte er seine Kabine und öffnete die Tür. Er stellte den Kasten auf den Boden und suchte nach dem Schlüssel. Erst als er sich eingeschlossen hatte, machte er Licht.

Beide Kabinenfenster waren mit Überfallklappen fest verschlossen. Eine Petroleumlampe hing an der düsteren Wand. Diese steckte er an, bevor er sein neues Heim besichtigte. Er sah, daß man wenigstens den rohen Versuch gemacht hatte, diese traurige Umgebung etwas zu verbessern. Ein ungerahmter Öldruck war an der Wand festgesteckt, und ein neues Tuch bedeckte den Tisch, der in der Mitte stand. In einer Ecke des Raumes erblickte er auch den Geldschrank, der an der Decke und am Boden mit starken Stahlklammern befestigt war. Es war seine erste Pflicht, die kostbare Beute darin zu verbergen. Als er die dicke Stahltür zugeschlagen hatte und alle Schlösser und Riegel befestigt waren, setzte er sich nieder und versuchte, sein Gleichgewicht wiederzuerlangen. Der Dampfer fuhr vermutlich sehr schnell. Er konnte die Geschwindigkeit allerdings nur nach den schnellen, heftigen und geräuschvollen Bewegungen der Maschine beurteilen. Jetzt begann das Abenteuer. Er war gespannt, wie es enden würde. Was war mit Dick geschehen?

Er fühlte keine Reue, was auch aus seinem Halbbruder geworden sein mochte. Dick hatte ihn immer gehaßt, sagte er sich selbst. Dick, der doch etwas hätte tun können, um ihm sein hartes Los zu erleichtern. Würde er vor ein Kriegsgericht kommen?

Er hörte ein Klopfen an der Tür, einen schweren Fall und dann ein Kratzen.

»Wer ist da?« fragte er.

»öffnen Sie, um Himmels willen, öffnen Sie!« rief eine hohle Stimme.

Graham eilte zur Tür, drehte den Schlüssel um, und als die Tür weit aufflog, brach eine blutüberströmte, nasse Gestalt zusammen und fiel zur Kabine herein. Er wich entsetzt zurück.

Es war Colley Warrington.

An diesem Nachmittag hatte Hope Joyner Augenblicke, in denen sie an ihrem Verstand zweifelte. Sie war so ratlos, daß sie Dick Hallowell um drei Uhr anlätete. Sie erfuhr aber nur, daß er auf Wache war.

Sie kannte Colley Warrington nicht näher als alle anderen Leute. Die Geschichte seiner früheren Taten war allgemein bekannt. Allmählich war Gras darüber gewachsen, aber es gab noch sehr viele Türen, die ihm verschlossen waren und sich ihm nie öffnen würden. Wenn sie Dick Hallowell gefragt hätte, würde Colley niemals über ihre Schwelle getreten sein. Er war durch den Fürsten mit ihr zusammengekommen, aber das wußte sie nicht. Sie glaubte vielmehr, seine Bekanntschaft nur dem zufälligen Umstand zu verdanken, daß er mit einem Mitglied des indischen Komitees befreundet war.

Man wußte von Colley, daß er eine umfassende Kenntnis der Londoner Gesellschaft besaß und auch andere Kreise, die außerhalb derselben lagen, gut kannte. Diese Tatsache half ihm, als er ihr sagte, daß er ihr etwas über ihre Herkunft mitteilen könnte.

Wenn ein anderer Mensch, der ihr fremd war, gewagt hätte, dieses Thema zu berühren, hätte sie ihm mit einem verächtlichen Lächeln zugehört oder ihn schroff abgewiesen. Aber Colley war ein so merkwürdiger Mann, daß er Dinge sagen konnte, die aus dem Mund eines andern eine Beleidigung gewesen wären. Als er ohne Einleitung sich einfach kühn die Rechte eines Freundes ihr gegenüber herausnahm und ihr Vertrauen beanspruchte, war sie im Augenblick zu überrascht, um ihn zurückzuweisen. Bevor sie wußte, was vorging, erzählte er ihr mit dem größten Ernst, daß er Nachricht über ihren Vater erhalten habe.

Um neun Uhr an diesem Abend ging sie zu ihrer eigenen Verwunderung die Villiers Street hinunter, wollte aber bei dem geringsten Anlaß umkehren. Aber es fand sich keiner. Schon von weitem sah sie Colley vor dem kleinen Restaurant warten und ließ sich von ihm an einen Tisch in dem wenig besuchten Lokal führen. Es sprach ihrer Meinung nach für ihn, daß er nur ein einfaches Essen bestellte und sofort, als der Kellner außer Hörweite war, seine Geschichte erzählte. Es klang alles sehr einleuchtend. Eine Frau aus einfachen Verhältnissen hatte einen Mann von höherem Stand geheiratet. Sie waren dann in Streit geraten und hatten sich wieder getrennt. Die Frau kehrte zu ihrer Beschäftigung als Sekretärin zurück, die sie vor der Hochzeit ausgeübt hatte. Sechs Monate, nachdem sie sich getrennt hatten, wurde Hope geboren, und da die Frau ihren Mann haßte, hatte sie das Gerücht verbreitet, daß sie und das Kind gestorben seien. Hopes Vater glaubte dies (wenigstens nach der erfundenen Erzählung Colleys) und heiratete zum zweitenmal. Nach dem Tod seiner ersten Frau entdeckte er dann zu seinem Schrecken, daß er in Bigamie gelebt hatte. Er durfte Hope nicht als sein Kind anerkennen, ohne das Lebensglück seiner Kinder aus zweiter Ehe zu gefährden. Deswegen hatte er Hope in allem Luxus aufwachsen lassen, ohne sie anzuerkennen.

»Wirklich, liebe Hope«, sagte er, als er seinen Rotwein austrank, »ich konnte Ihren Vater nur mit großer Mühe dazu veranlassen, Sie zu sehen.«

»Ich weiß nicht, ob ich ihn sehen möchte«, sagte Hope ruhig.

»Ich dachte, das wollten Sie«, erwiderte er obenhin. »Aber so wie die Umstände jetzt liegen, wäre es töricht von Ihnen, wenn Sie sich diese günstige Gelegenheit entgehen ließen. Soweit ich unterrichtet bin, will Ihr Vater Ihnen alle Dokumente geben, die notwendig sind, um auch Ihrem schlimmsten Feind entgegenzutreten zu können.«

»Wo ist er denn?« fragte sie. »Warum konnte er denn nicht hierherkommen?«

»Es halten ihn viele Gründe ab«, sagte Mr. Warrington geschmeidig, »die er Ihnen ja alle persönlich erklären kann. Nicht der letzte ist, daß Sie ihm so sehr ähnlich sehen. Es wäre nicht möglich gewesen, daß Sie sich getroffen hätten, ohne daß der dümmste Anfänger gewußt hätte, daß Sie Vater und Tochter sind. Seine Motorjacht liegt in diesem Augenblick westlich der Londonbrücke vor Anker. Er hat sein Motorboot geschickt, um uns abzuholen, und wir werden in einer halben Stunde an Bord gehen.«

Sie sah ihn entsetzt an.

»Auf den Strom – bei Nacht – das ist unmöglich!«

Colley zuckte die Schultern.

»Ich dachte, es läge Ihnen etwas daran«, sagte er. »Und wirklich, ich kann Sie nicht tadeln. Ich will ganz offen mit Ihnen sprechen, Hope. Was für Eigenschaften ich auch besitzen mag, niemand hat mir jemals meine Uneigennützigkeit

vorgeworfen. Ich habe nichts von dieser Sache, weder Ehre noch Geld. Es kann mir letzten Endes ganz gleich sein, ob Sie ihn sehen oder nicht. Ich dachte, daß sein Plan dumm, selbst phantastisch sei, aber er ist einer der unglücklichen Menschen, die Wert darauf legen, was die Leute über sie sagen. Ich habe versucht, seine Eigenheiten zu berücksichtigen. Wenn Sie nicht weitergehen wollen, lassen wir die Sache auf sich beruhen.«

»Aber ich muß seinen Namen wissen!«

»Den werde ich Ihnen nicht mitteilen«, sagte Colley ruhig. »Es liegt nicht in meinem Interesse, sein Vertrauen zu mißbrauchen. Wenn er Ihnen seinen Namen sagt, gut. Es geht nur ihn etwas an.«

Offensichtlich lag ihm nichts daran, denn er rief den Kellner, um seine Rechnung zu bezahlen, und er schien es eilig zu haben, die Sache in Ordnung zu bringen.

»Ich will mitgehen«, sagte sie. »Wie kommen wir hin?«

»Kennen Sie die Upper Thames Street? Es ist eine ziemlich schmutzige Verkehrsstraße an der Wasserseite in der City. Es stehen Warenlager und Werften dort. Einige hundert Meter von der Londonbrücke führt ein Eingang zu einer alten Treppe, die man gewöhnlich die Fährmannstreppe nennt. Ich habe verabredet, daß das kleine Motorboot dort auf uns wartet. Aber, liebe Hope, gehen Sie nicht mit, wenn Sie die leiseste Abneigung fühlen.«

So sprach er noch fünf Minuten weiter mit ihr und riet ihr von dem Weg ab, da er sicher war, daß sie angebissen hatte.

Sie führen mit dem Zug nach der Mansion House Station und gingen den Rest des Weges zu Fuß. Sie kamen an einem Polizisten vorbei, aber sie waren noch im Verkehrszentrum, so daß der Beamte sie kaum beachtete. Einige Minuten später erreichten sie einen dunklen und engen Eingang zwischen den hohen Mauern zweier Lagerhäuser, und als Hope hindurchspähte, sah sie, daß sich Lichter im Wasser spiegelten.

»Ist das das Boot?« fragte sie mit leiser Stimme. Sie konnte die Umrise nur undeutlich erkennen.

»Ich glaube«, sagte Colley. »Ich will gehen und nachfragen. Die Motorjacht liegt weiter unten ...«

»Lassen Sie mich nicht allein«, sagte sie nervös und folgte ihm.

»Die Stufen sind sehr schlüpfrig«, warnte er sie und streckte seine Hand aus, um ihr Halt zu geben.

Es war ein kleines Motorboot, das kaum Raum genug bot, daß die beiden hinten Platz nehmen konnten. Als das Fahrzeug ins offene Wasser kam, suchte sie den ganzen Strom nach einer Motorjacht ab, aber sie konnte nichts entdecken.

»Sie muß etwas weiter unterhalb liegen«, sagte Colley schnell.

Plötzlich drehte er sich nach ihr um und griff mit einer Hand nach ihrer Kehle, mit der anderen hielt er ihren Mund zu. Einer der beiden Leute, die die Besatzung bildeten, packte sie bei den Füßen und zog sie auf den Boden des Bootes. Sie versuchte sich zu wehren, aber das schwere Gewicht Colley Warringtons drückte sie nieder. Sie fühlte, wie sie in Todesdunkel versank ...

»Die einzige Gefahr ist ein Polizeiboot«, sagte die heisere Stimme von Joab Boß, Elis Sohn. »Gewöhnlich treibt sich eines hier herum und paßt auf die Werften auf, aber sie haken sich mehr am anderen Ufer auf.«

Es regnete in Strömen. Colley zitterte in seinem dünnen Regenmantel vor Kälte. Er drehte den Hahn der Chloroformflasche wieder auf, die er über das Gesicht des Mädchens hielt.

»Es ist eine dumme Sache«, sagte Joab. »Der Alte dachte, es würde mehr Umstände mit ihr geben als –«

»Als was?« brummte Colley.

»Nichts!« brummte der Mann. »Fragen Sie nicht soviel. Er dachte nicht, daß Sie sie so leicht bekommen würden. Sie muß verrückt sein, aber alle Weiber sind verrückt. Wie weit geht sie mit?«

»Bis nach Indien!«

Er hörte, wie Joab pff.

»Indien? Das hat mir der Alte nicht gesagt.«

Ein langes Schweigen folgte, während er sich offensichtlich mit der neuen und gefährlichen Lage beschäftigte.

»Es ist ein Elend«, sagte er, »der Alte ist nicht ganz richtig ..., aber ich vermute, daß er nach den letzten Erfahrungen, die er gemacht hat, es nicht mehr riskieren wird.«

Colley Warrington fragte nicht, was für Erfahrungen Eli Boß gemacht hatte. Wenn er es gewußt hätte, so würde er mit dem letzten Schimmer von Mitleid seines verrohten Gemütes das Mädchen vom Boden des Bootes aufgehoben und in den Fluß geworfen haben.

»Der Alte ist verrückt, wenn es sich um Frauen handelt. Es wird noch genug Schwierigkeiten deswegen geben«, sagte der andere nach einer langen Pause. »Werden Sie uns anzeigen?«

»Ich verrate Sie nicht«, entgegnete Colley trocken. »Das tue ich nicht.«

Joab sagte nichts mehr, bis sie in Greenwich ankamen. Dann kam er in den hinteren Teil des Bootes und kauerte sich zu Füßen des bewußtlosen Mädchens nieder.

»Wie sieht sie denn eigentlich aus? Ich konnte sie im Dunkeln nicht erkennen.«

»Sie ist sehr hübsch«, sagte Colley und hörte den Matrosen etwas brummen. »Was sagen Sie?«

»Ich weiß nicht ... Ich wünschte, sie wäre nicht mitgekommen. Der Alte ist verrückt, wenn er hübsche Weiber sieht.«

»Ich komme ja mit«, sagte Colley.

»Sie?«

Colley versuchte einiges über den Dampfer von ihm zu erfahren und was für Vorbereitungen für seine Bequemlichkeit getroffen seien.

»Da fragen Sie besser den Alten«, war die vorsichtige Antwort. »Er hat den Herrn gestern oder vorgestern erst gesehen.«

»Hat er den Fürsten gesprochen?« fragte Colley erstaunt.

»Nein, nicht den Fürsten. Einen andern.«

Wahrscheinlich den Sekretär, dachte Colley.

»Er hat seine Anweisungen bekommen ... Ich frage niemals, und so brauche ich mich auch nicht belügen zu lassen. Ich kann Ihnen nur sagen, ich wünschte, sie wäre nicht mitgekommen. Er ist direkt scharf auf Weiber – wenn sie schön sind.«

Zum erstenmal an diesem Abend fühlte sich Warrington nicht recht wohl. Ob es dem Mädchen, dessen Kopf auf seinen Knien lag, gut oder schlecht ging, war ihm ziemlich gleichgültig. Das kümmerte ihn wenig. Aber was würde er an Bord dieses alten Blechkastens mit einem niederträchtigen Kapitän erleben, der scharf auf Weiber war? Er wünschte, er hätte sich niemals auf die Sache eingelassen. Schließlich hätte er sich ja noch vor der Fahrt nach Indien drücken können. Vielleicht waren Aufträge für ihn an Bord, und er hoffte stark, daß er wieder an Land gehen könnte.

Es war beinahe ein Uhr, als sich Joab umwandte und ihm zurief, daß die ›Pretty Anne‹ in Sicht käme. Als sie sich von hinten dem Schiff näherten, sahen sie nur eine schwach leuchtende Laterne an Bord. Soweit man wahrnehmen konnte, war auch keine andere Beleuchtung vorhanden, um ihnen den Weg zu zeigen. Eine rauhe Stimme vom Deck rief sie an.

»Bist du es, Joab?«

»Jawohl, Vater.«

»Hast du sie?«

»Ja.«

»Mach das Boot fest. Komm nach oben, Joab – Sammy!«

»Ja, Massah?«

Der andere Insasse des Bootes war der Stimme nach wohl ein Neger.

»Lege diesen Strick um sie!«

Ein Gegenstand fiel auf den Boden des Bootes. Colley hob das Mädchen auf, während der Neger das Seil um sie legte.

»Sie ist festgebunden, Massah!«

»Ist sie besinnungslos, betäubt?«

»Jawohl«, sagte Colley und beobachtete, wie die schlanke Gestalt an Deck gezogen wurde und in der Finsternis verschwand.

»Komm nach oben, Sammy!«

Der Neger kletterte schnell an der Seite des Schiffes hoch, nachdem er den Bug des Bootes an der Strickleiter befestigt hatte.

»Nun kommen Sie herauf – Sie da unten!«

Colley ergriff das Tau und begann den schwierigen Aufstieg. Einen Arm schlang er um die Sprossen, während er einen Fuß langsam hochzog.

»Kommen Sie noch nicht an Bord!«

Colley konnte im Dunkeln das Gesicht des Kapitäns nicht sehen, nur der von Alkohol schwere Atem schlug ihm entgegen.

»Bleiben Sie jetzt ruhig eine Minute stehen, wo Sie sind!«

»Warum?« fragte Colley, indem er mit beiden Händen nach dem Geländer griff.

»Weil ich es Ihnen sage«, rief Eli Boß. »Es sind schon zu viele Menschen an Bord.«

Colley fühlte mehr als er sah, wie ein schwerer Schiffshaken niedersauste. Schnell duckte er sich, aber es war zu spät. Ein Schlag traf seinen Kopf, einen Augenblick verlor er die Besinnung – dann fiel er wie ein Stein in den Strom. Das kühle Wasser brachte ihn sofort wieder zu sich. Als er wild um sich schlug, berührte seine Hand eine nasse Kette, an die er sich in seiner Todesangst klammerte. Er fühlte, wie warmes Blut über sein Gesicht rann. Aber er biß die Zähne zusammen und zog sich langsam an der Kette in die Höhe. Die Anstrengung war ihm fast zu groß. Bei jeder schmerzenden Bewegung war er in Versuchung, sich loszulassen, um Ruhe und Frieden im Wasser zu finden. Rikisivi hatte das veranlaßt: das war sein alter Trick, um Zeugen verschwinden zu lassen. Eli Boß würde das niemals gewagt haben ... Ein zäher Wille zum Leben erwachte wieder in ihm.

Er kletterte weiter nach oben, griff nach einem abgerissenen Draht und fühlte, daß er seine Hand verletzt hatte. Dann aber reichte er höher hinauf und faßte das Geländer. Mit einer letzten Kraffanstrengung erreichte er gerade noch das Hinterdeck, bevor er ohnmächtig zusammenbrach.

Das erzählte er Graham.

Graham Hollowell hörte ihm zu und war starr vor Schrecken.

»Hope Joyner ist hier? – Sie verfluchtes Schwein!«

»Verbergen Sie mich! Sie müssen mich verstecken!« Colleys Zähne schlugen vor Furcht und Kälte zusammen. Das weiße, blutbefleckte Gesicht war schrecklich anzusehen.

»Er wird mich töten ...; und er wird auch Sie töten, Hollowell!«

Man hörte draußen auf dem Gang Schritte, und Graham überlegte schnell. Unter dem Bett war eine lange, verschließbare Truhe, die die ganze Länge der Bettstelle einnahm. Er untersuchte sie und fand sie leer. Der unglückliche Colley kroch hinein. Kaum war der Deckel wieder fest verschlossen, als Eli Boß in die Kabine trat.

»Haben Sie Ihren Koks mitgebracht?« fragte er und schaute dabei nach dem Geldschrank.

Graham besann sich, daß der Zweck der Reise angeblich Kokainschmuggel nach Indien war.

»Ich dachte, Sie würden noch einen Reisegegnossen haben – Colley, so ungefähr hieß er –, aber er mußte umkehren. Haben Sie alles, was Sie brauchen?«

Grahams Koffer lag auf dem Bett.

»Den könnten Sie da unten hineinstellen – ist das alles, was Sie mitgebracht haben?« fragte der Kapitän.

»Das ist alles, was ich brauche.«

Als Eli Boß gehen wollte, kam Graham ein Gedanke.

»Ich würde gern eine Pistole haben«, sagte er.

Der Alte drehte sein blutrotes Gesicht um und kniff die Augen zusammen, so daß sie nur noch wie Schlitze aussahen.

»Sie brauchen eine Pistole – wozu wollen Sie die denn haben?«

»Sie könnte ganz nützlich für mich sein«, sagte Graham kühl.

»Ich dachte, Sie hätten eine?« Ohne weiteres suchte er mit seinen dicken Händen Graham Hollowell nach einer Waffe ab. »Ach, ich dachte, Sie hätten eine«, sagte er dann, und man sah Befriedigung in seinen bösen Augen. »Wir brauchen keine Schießwaffen an Bord, Sir. Niemand kommt hierher, und niemand wird Ihnen etwas tun. Wir sind jetzt

aus dem Fluß heraus.« Es war unnötig, daß er das sagte, denn die ›Pretty Anne‹ rollte und schlingerte in den Wellen der Nordsee.

Er warf die Tür krachend zu, als er hinausging. Das Dröhnen seiner schweren Fußtritte wurde schwächer und schwächer. Graham wandte sich schnell zum Bett und prüfte seinen Koffer. Er sah gleich an den Kratzern und an den Beschädigungen in der Nähe der Schlösser, daß man versucht hatte, ihn zu öffnen. Aber es war nicht gelungen, denn der Koffer war besonders fest, und er hatte ihn schon mit Rücksicht auf solche Zwischenfälle gewählt. Er verschloß die Tür der Kabine, bevor er ihn öffnete. Aus einem Lederfutteral nahm er eine langläufige Browningpistole und ein Paket Munition heraus. Einen Rahmen steckte er in das Magazin der Pistole, die anderen verwahrte er in seiner Tasche. Jetzt fühlte er sich etwas wohler. Dann erinnerte er sich an Colley unter dem Bett und eilte ihm zu Hilfe.

Der Mann war nahe daran, ohnmächtig zu werden, als er ihn aus seinem Versteck herauszog.

»Haben Sie ihn gehört?«

Colley schüttelte den Kopf, er konnte nicht sprechen.

»Er sagte, daß Sie zurückgegangen sind. Nun sagen Sie mir aber, wo ist Hope Joyner?«

»Ich weiß es nicht – irgendwo auf dem Schiff. Sie brachten sie an Bord, bevor ich niedergeschlagen wurde.«

»Wie haben Sie das bloß fertiggebracht, sie hierher zu bringen? Aber ich will das jetzt nicht wissen, Sie müssen mir später darüber Rede und Antwort stehen, Colley. Und gnade Ihnen Gott, wenn dem Mädchen etwas passiert!«

Er durchsuchte schnell die Kabine, versuchte die Klinke einer zweiten Tür und fand, daß sie zu einem kleineren Raum führte. Eli hatte ihm ein Bad versprochen und tatsächlich sein Wort gehalten. Eine verbeulte Dusche hing von der Decke herunter, und er fand auch einen alten Hahn unten. Sonst war die ganze Kabine leer. Der Raum hatte den Vorteil, daß er vom Gang aus nicht erreichbar war. Der einzige Zugang führte in Graham Hallowells Kabine.

»Gehen Sie da hinein – hier ist ein Handtuch. Ich werde Ihnen noch ein paar Betttücher und ein Kissen geben. Ich denke, daß Sie für die Nacht sicher sind. Ich schließe Sie ein.«

»Geben Sie mir bitte etwas Wasser«, stöhnte der Verwundete, und Graham reichte ihm die Wasserflasche vom Regal.

Mit der Pistole in der Tasche ging Graham auf den Gang hinaus und schloß die Kabinentür hinter sich zu. Die ›Pretty Anne‹ schaukelte und rollte in einer steifen Brise, die von Nordosten kam. An der Küste konnte er einen Streifen glitzernder Lichter sehen und vermutete, daß es einer der bekannten Badeorte sei. Er stand auf der Seite und hielt sich an einer Stütze fest, um zu verhüten, daß er auf das Deck geworfen wurde, was bei jedem Überholen des Schiffes geschehen konnte. Er hörte, wie Eli Boß die Treppe von der Kommandobrücke herunterkam und auf ihn zuing.

»Gehen Sie jetzt zu Bett«, sagte er rau. »Ich brauche nachts niemand auf dem Schiff.«

Hallowell hatte den Arm um den Pfosten gelegt und drehte sich herum.

»Ich gehe zu Bett, wann es mir paßt«, sagte er ohne Aufregung. »Und hören Sie eins«, fuhr er fort, ehe der starke Mann sich von seinem Erstaunen erholen konnte. »Ich reise mit Ihnen als Passagier, und Sie bekommen dafür Ihre gute Bezahlung. Sie werden auch dafür bezahlt, daß Sie sich hier anständig gegen mich benehmen. Ich bin gerade aus Dartmoor entlassen – vielleicht kennen Sie das –, und in Dartmoor gibt es starke Kerle, gegen die Sie nur ein Säugling sind! Denken Sie daran – ich lasse nicht mit mir spaßen!«

Seine Hand faßte den Pistolengriff, aber das wußte Eli Boß nicht. Der großspurige Kapitän war plötzlich eingeschüchtert, nicht durch die überragende körperliche Kraft, sondern durch die schneidige Stimme eines Mannes, der früher einmal ein Gentleman war.

»Wir wollen uns nicht streiten, Sir«, sagte er beinahe unterwürfig. »Wenn Sie ein wenig frische Luft schöpfen wollen, sollen Sie sie haben. Wenn Sie mich in Ruhe lassen, dann werde ich Sie auch in Ruhe lassen!«

»Ich werde tun, was mir beliebt«, sagte Graham. »Es ist Ihre Pflicht, dieses Schiff zu führen, bis wir in den Hafen kommen. Das ist Ihre Aufgabe. Und wenn Sie das tun, werde ich Sie stets in Ruhe lassen. – Hier an Bord ist ein Mädchen, Kapitän. Ich habe den Auftrag, mich ihrer anzunehmen. Das ist meine Sache, und wenn Sie mir dazwischenkommen, dann wird es Ihnen verteufelt schlecht gehen.«

Eli Boß wollte etwas sagen, besann sich aber eines andern und stolperte wieder die Leiter zu seiner Kommandobrücke hinauf.

Bobby fand Dick Hallowell zusammengesunken an der inneren Mauer der kleinen Bastei. Er war bewußtlos. Bobby nahm ihn auf die Schulter, trug ihn in das Wachzimmer und legte ihn auf eine Pritsche nieder. Einige Leute der Wache liefen fort, um einen Arzt und den Kommandeur zu rufen. Oberst Ruislip war noch nicht zur Ruhe gegangen. Er saß in seinem Arbeitszimmer und wartete auf die Rückkehr seiner Gattin, als ihm die Ordonnanz den Vorfall berichtete. Er war schon an Dicks Seite, ehe der Arzt kam, und ließ sich von dem Sergeanten die merkwürdige Geschichte der drei betäubten Schildwachen erzählen. Gleich darauf fand man auch den bewußtlosen Posten am Ufer.

Merkwürdigerweise entdeckte man den Raub nicht sofort, denn die Diebe hatten kaltblütig die äußere Tür der Schatzkammer abgeschlossen, ehe sie mit ihrer Beute entflohen.

»Aber sie müssen doch die Absicht gehabt haben, den Kronschatz zu rauben. Mein Gott, was für schreckliche Dinge hätten passieren können!«

Man hatte Dick den Uniformrock ausgezogen. Er war ganz weiß und immer noch bewußtlos. Die vier Soldaten lagen in einer ähnlichen Verfassung auf dem Fußboden. Endlich kam der Arzt. Er trug einen feldgrauen Rock über seinem Pyjama.

Schnell untersuchte er Dick und die anderen Leute.

»Es ist irgendeine Gasvergiftung«, sagte er, als er den sonderbaren Geruch bemerkte. Als er dem einen Mann mit dem nassen Schwamm über das Gesicht fuhr, kam er wieder zu Bewußtsein. Von ihm erfuhren sie die Geschichte von dem Offizier und der Schokolade.

»Es war natürlich nicht Dick«, sagte Bobby schnell. »Es war der Bursche, den ich für ihn hielt. Auf irgendeine Weise war er an Dicks Stelle gekommen – der Himmel mag wissen wie.«

Er fragte den Sergeanten der Wache, der ihm berichtete, daß er glaubte, ein leises Geräusch vernommen zu haben.

»Dann befahl mir der Offizier, geradeaus zu sehen«, schloß der Mann seinen Bericht.

»Da muß es passiert sein«, sagte Bobby.

Der Oberst winkte den Trompeter der Wache zu sich.

»Blasen Sie Alarm«, sagte er. Gleichzeitig gab er Bobby den Befehl: »Übernehmen Sie das Kommando über die Wache, bis Sie abgelöst werden. Verdoppeln Sie alle Posten. Niemand darf den Tower ohne meine direkte Erlaubnis betreten oder verlassen.«

In großer Unruhe ging er zu seiner Wohnung und überlegte noch, an welches Mitglied der Regierung er zuerst telefonieren sollte. Plötzlich hörte er seinen Namen, und als er sich umdrehte, sah er eine Frau, die schnell auf ihn zueilte. Es war Lady Cynthia.

»Was ist geschehen, John?« fragte sie ängstlich.

»Komm mit, ich will dir alles erzählen!«

Als sie nebeneinander zu ihrer Wohnung gingen, erklärte er ihr alles, was vorgefallen war.

»Der Kronschatz?« rief sie verstört. »Das ist nicht möglich!«

»Ich hoffe es«, sagte er düster. »Wir werden es in ein paar Minuten wissen, wenn der Kastellan und der älteste Aufseher kommen, nach denen ich geschickt habe. Ich werde mit ihnen die Sache untersuchen.«

Als er noch sprach, erklangen die langhinhallenden Töne des Trompetensignals in der stillen Nacht. Bevor er sein Haus erreichte, sah er, wie überall in den Mannschaftsräumen und Offiziersquartieren Licht aufflammte.

»Wo warst du, meine Liebe? Warum kommst du so spät?« Es war sonst nicht seine Gewohnheit, sie auszufragen, und noch dazu in so scharfem Ton. Und es war ebenso ungewöhnlich, daß Lady Cynthia so sanft antwortete.

»Ich habe mit jemand diniert, den ich zwanzig Jahre nicht gesehen habe«, sagte sie. »Es ist eine Privatangelegenheit, und ich möchte nicht, daß du mich wieder danach fragst.«

Der Oberst war zu erstaunt, um gleich antworten zu können. Als er telefonierte, sah er zu seiner Gattin hinüber und war erschrocken über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war. Sie sah alt und verbraucht aus. Dunkle Ringe lagen unter ihren Augen. Das herausfordernde Selbstvertrauen, das er so gut an ihr kannte, war verschwunden.

Er machte seinen Bericht, ging zu seinem Zimmer hinauf und zog die Uniform an. Lady Cynthia, die erstarrt in der Halle stand, beobachtete, wie er die Treppe herunterkam und seinen Säbelgurt umschnallte. Der Kasernenhof unten war mit Soldaten gefüllt. Als der Oberst aus seiner Wohnung heraustrat, hörte er das Geräusch von Gewehrkolben auf den Steinen und die scharfen Kommandos der Kompanieführer. Als er quer über den Platz ging, holte ihn der Adjutant ein.

»Oh, Sie sind es, Ferraby?« sagte er kurz. »Ich brauche zwanzig Mann und zwei Offiziere, um die Wache zu verstärken. Die übrigen Mannschaften bleiben Gewehr bei Fuß im Kasernenhof stehen.«

Er war zur selben Zeit im Wachzimmer, als der Kastellan und der älteste Aufseher ankamen. Sie öffneten zusammen die Tür des Wakefield-Turmes und gingen hinein. Der Kastellan eilte voraus. Nach einigen Minuten hörte der Oberst einen Schrei.

»Die Stahltüren sind offen!«

Sie folgten dem Kastellan in die Schatzkammer. Ein Blick auf den Glaskasten genügte. Die Läden waren auf, aber alle Juwelen mit Ausnahme der einen Krone lagen noch dort. Man sah kein Anzeichen, daß eingebrochen war. Offensichtlich kannten die Diebe das Geheimnis, wie die schweren Stahltüren gehoben und gesenkt wurden.

Scotland Yard wurde zuerst von dem Vorfall benachrichtigt. Als der Oberst den Wakefield-Turm verließ, wurde er bereits gerufen, um die ersten Detektive, die angekommen waren, passieren zu lassen. Er gab sofort die nötige Erlaubnis und ging zu dem Wachraum zurück. Dick Hollowell saß auf einem Stuhl im Offizierszimmer und sah noch sehr mitgenommen und blaß aus, aber anscheinend hatte die Betäubung keine bösen Folgen hinterlassen.

»Ich weiß nicht, was geschehen ist – ich kann mich nur noch darauf besinnen, daß mir ein betäubendes Gas ins Gesicht geblasen wurde. Dann muß ich bewußtlos geworden sein.«

Er schaute in das finstere Gesicht seines Obersten.

»Was ist geschehen?« fragte Dick.

»Ein Teil der Kroninsignien ist gestohlen«, sagte der Oberst.

Einen Augenblick dachte Dick Hollowell, es sei ein böser Traum. Er legte seine Hand über die Augen, als ob er sich davon überzeugen wollte, daß er wach sei.

»Die zweite Krone ist fort«, sagte der Oberst. »Sie ist geraubt worden. Einer der Schufte trug die Gardeuniform und hat an Ihrer Stelle die Wache kommandiert.«

»Die Krone ist fort?«

Dick sprang auf die Füße und hielt sich an der Tischecke fest.

»Wer hat meine Stelle eingenommen?«

Die Frage war an Bobby gerichtet.

»Ich weiß es nicht.« Bobby Longfellow konnte seinem Freund nicht in die Augen sehen. »Ich bin nicht sicher, daß ich ihn wiedererkennen würde, es war so dunkel –«

»Hast du seine Stimme gehört?« fragte Dick ruhig.

»Ja, die hörte ich.«

Ein tödliches Schweigen folgte. Dick brach es. »Es war natürlich Graham.« Bobby antwortete nicht.

»Graham! Unsere Stimmen sind fast gleich, aber du kennst den Unterschied. Haben denn die Alarmklingeln im Wachzimmer nicht angeschlagen?«

In der Aufregung des Augenblicks hatte selbst der Oberst die Alarmklingeln vergessen. Der Sergeant von der Wache wurde geholt.

»Nein, Sir«, sagte er. »Wir haben nichts gehört.« Der älteste Aufseher machte dieselbe Aussage. Bobby Longfellow aber fand sehr schnell die einfache Lösung des Rätsels. Mit Hilfe einer Leiter untersuchte er die Klingel im Wachzimmer und erkannte auf den ersten Blick die Ursache. Der Hammer der Klingel war dicht unten abgeschnitten, und der Zapfen, der sie in Bewegung setzte, war durch einen hölzernen Keil festgeklemmt. Alle anderen Alarmklingeln waren ebenso unbrauchbar gemacht. Es war vollständig klar, was hier geschehen war. Die offizielle Untersuchung durch den »Inspektor« war durch alle notwendigen offiziellen Dokumente beglaubigt, trotzdem war sie nur ein Teil des ganzen arglistigen Planes. Der Mann war von Glocke zu Glocke gegangen und hatte eine nach der anderen unbrauchbar gemacht.

Dick Hollowell war nicht besonders erstaunt, als er durch einen anderen Offizier ersetzt wurde und vom Adjutanten

erfuhr, daß er vorläufig vom Dienst dispensiert sei und den Tower nicht verlassen dürfe. Das war eine unvermeidliche Förmlichkeit. Er hatte den Befehl über die Wache gehabt, als der große Diebstahl stattfand, er war dafür verantwortlich. Müde und niedergeschlagen ging er zu seinem Zimmer. Kurz darauf kam Bobby Longfellow zu ihm.

»Ich glaube, es steht außer allem Zweifel, daß ich jetzt die Armee verlassen muß«, sagte Dick düster. »Nach dem, was geschehen ist, muß ich zufrieden sein, wenn sie mir den schlichten Abschied geben.« Dann machte er eine ungeduldige Handbewegung, um seine trüben Gedanken zu verscheuchen. »Hast du Hope gesehen?«

Bobby schüttelte den Kopf.

»Sie war nicht zu Hause. Sie hatte eine Verabredung und war noch nicht zurückgekommen, als ich wieder fortging.«

»Um wieviel Uhr warst du dort?«

Bobby dachte nach.

»Zuletzt versuchte ich es um ein Uhr. Der Nachtportier erzählte mir, daß sie noch nicht zurückgekehrt sei, und ich war so bestürzt, daß ich die Treppe zu ihrer Wohnung hinaufging, um mich selbst zu überzeugen.«

»War sie wirklich noch nicht zurück?«

»Nein«, sagte Bobby. »Ich war sehr beunruhigt. Ich glaubte tatsächlich, daß ich zu dir spräche, als ich entdeckte –«, er zögerte.

»Daß es Graham war«, sagte Dick gleichmütig.

»Ich vermute, daß es Graham war.« Bobby war vorsichtig. »Auf keinen Fall kann ich es beschwören.«

Du Hollowell sah nach der Uhr. Es war ein paar Minuten nach zwei. Er nahm das Telefon und verlangte eine Nummer.

»Es tut mir sehr leid, Sir«, sagte die Stimme des Telefonisten. »Wir haben scharfe Anweisung, heute nacht keine Gespräche aus dem Tower zu vermitteln.«

Die beiden Offiziere sahen sich an. Einen Augenblick lang vergaß Dick Hollowell seine eigene Bedrängnis und sein trauriges Schicksal über der Sorge um Hope.

»Es wird einen ganz alltäglichen Grund haben, daß sie noch nicht zu Hause ist«, sagte er unbehaglich. »Vielleicht ist sie irgendwo zum Tanz eingeladen –«

»Sie war nicht so angezogen, als ob sie zum Tanzen gehen wollte«, protestierte Bobby. »Ich fragte deswegen ihr Mädchen. Natürlich kann sie aber trotzdem bei jemand eingeladen sein.«

Dick schüttelte den Kopf.

»Kannst du wohl zum Tower hinaus, Bobby?« fragte er schnell. »Ich darf ihn leider nicht verlassen.«

Bobby sah ihn zweifelnd an.

»Warte, bis ich mich umgekleidet habe«, sagte er und verschwand in sein Zimmer. Als er zehn Minuten später zurückkam, war er in Uniform.

»Ich melde mich beim Oberst, und wenn ich irgendeine Entschuldigung finde, um dieses grausige Gefängnis zu verlassen, fahre ich sofort zu Hope.«

Er brauchte keine »Entschuldigung« zu finden, denn kaum war er zu der Gruppe von Beamten getreten, die sich in dem Offizierswachraum versammelt hatten, als ihn Oberst Ruislip beiseite nahm.

»Der Kriegsminister ist nicht in der Stadt«, sagte er mit leiser Stimme. »Aber der Unterstaatssekretär war am Telefon und bat mich, ihm einen Offizier zu schicken, der ihm alles berichten könnte. Er braucht Unterlagen, um morgen eine eventuelle Anfrage im Parlament beantworten zu können. Suchen Sie ihn auf, Longfellow. Hier sind die Namen der Schildwachen, die betäubt wurden, auch die Zeitangaben und alle Aussagen. Sie werden ihm das Wachreglement und das Wachsystem im Tower erklären. Geben Sie ihm die Aufklärung, die er braucht.«

»Wo wohnt er, Herr Oberst?«

»Er hat eine Wohnung in Devonshire House – das trifft sich gut.«

Bobby dachte auch, daß es sich gut träfe! Er hatte keine Gelegenheit, zu Dick zurückzugehen, aber er schrieb schnell eine kurze Notiz und sandte sie ihm durch eine Ordonnanz.

Eines der Polizeiautos wurde ihm zur Verfügung gestellt, und er fuhr quer durch Eastcheap, wo die ersten

Marktwagen in der Nähe von Billingsgate anfahren. In weniger als einer Viertelstunde stand er im Vestibül des Hauses. Seine erste Frage hatte nichts mit dem Unterstaatssekretär des Kriegsministeriums zu tun.

Der Portier schüttelte den Kopf.

»Nein, Sir, die junge Dame ist noch nicht zurückgekommen. Ihr Mädchen sprach schon davon, daß sie die Sache der Polizei anzeigen wollte.«

Bobby erschrak sehr. Er hatte ein dunkles Gefühl, daß Hope irgend etwas passiert war. Seine Verwirrung war so groß, daß er wieder auf die Straße trat. Plötzlich besann er sich, daß er ja eine offizielle Mission hatte, und ging zurück. Der Portier fragte ihn, ob er vom Tower käme. Dann brachte ihn der Fahrstuhl zur Wohnung des Unterstaatssekretärs. Bobby verbrachte eine ermüdende Stunde, in der er dem wenig intelligenten Mann immer wieder Dinge erklären mußte, die doch von seinem Standpunkt aus alle ganz selbstverständlich waren.

»Das ist eine sehr ernste Sache«, sagte der Unterstaatssekretär zum zwölftenmal. »Ich weiß wirklich nicht, wie das Kabinett sich dazu stellen wird. Kein Wort davon darf in die Zeitung kommen, haben Sie verstanden?«

»Ich verstehe vollkommen, Sir«, sagte Bobby kalt. (Er hatte die ganze Antipathie eines Militärs gegen einen Zivilisten und Politiker.) »Aber werden mehrere hundert Soldaten und die anderen Leute, die im Tower beschäftigt sind, auch stillschweigen?«

Der Unterstaatssekretär war diesem Sarkasmus unzugänglich.

»Eine Erklärung wird der Presse später zugehen, wenn es soweit ist«, sagte er. »Aber man darf keinem Zeitungsreporter ein Interview gewähren, die Soldaten müssen dementsprechend instruiert werden.«

Es war hell geworden, bevor Bobby gehen konnte. Eine ganze Stunde lang hatte er sich über diesen Zivilisten ärgern müssen. Kaum hatte er die Wohnung verlassen, so suchte er eiligst Hopes Mädchen auf, um womöglich etwas Neues zu erfahren. Er fand die Zofe in Tränen aufgelöst. Hope war noch immer nicht zurückgekehrt, und es war auch keine Botschaft von ihr da.

Bobby Longfellow kehrte mit schwerem Herzen zum Tower zurück. Nachdem er sich beim Oberst gemeldet hatte, ging er geradewegs zu Dicks Wohnung. Er fand ihn schlafend auf seinem Bett. Aber als er die Türklinke herunterdrückte, öffnete Dick sofort die Augen und sprang auf.

»Ich weiß nicht, was ich davon halten soll«, sagte er, als Bobby zu Ende war. »Es ist kaum anzunehmen, daß sie die Stadt verlassen hat, sonst hätte sie ihre Zofe benachrichtigt.«

Er ging mit gesenktem Kopf in dem Raum auf und ab. Bobby, der sich traurig in einen tiefen Armsessel gesetzt hatte, nickte und gähnte abwechselnd. Plötzlich blieb Dick stehen.

»Ich möchte wissen, ob die Telefonsperre aufgehoben ist?«

»Ja, natürlich«, sagte Bobby, der plötzlich wieder wach wurde. »Ich dachte, das hätte ich dir gesagt. Offiziere dürfen wieder telefonieren.«

Als die Detektive im Tower ankamen, waren alle Einschränkungen des Telefonverkehrs wieder aufgehoben worden. Drei Spezialisten waren aber in der Zentrale, um alle Gespräche zu überwachen.

»Ich werde Diana anrufen«, sagte Dick und suchte im Telefonbuch nach ihrer Nummer.

»Diana?« Bobby machte große, verwunderte Augen. »Glaubst du denn, daß die etwas weiß?«

»Vielleicht.«

»Aber wenn sie nun über Graham spricht?«

Dick achtete nicht auf seinen Einwand.

»Ich habe der Polizei bereits gesagt, daß der Mann, der in meiner Charge auftrat, meiner Meinung nach mein Bruder war. Ich habe ihnen nichts von Diana erzählt, da ich ihre Beziehungen zu Graham nicht genau kenne. Ich habe einen Gedanken – aber es mag sein, daß ich mich irre; es ist nämlich möglich, daß Graham sie damals nach der Auseinandersetzung geheiratet hat. Daß sie sich schon liebten, als sie noch mit mir verlobt war, habe ich zu meinem Bedauern erfahren müssen.«

Er verlangte Dianas Nummer, und es kam ihm verdächtig vor, daß sie sofort antwortete.

»Dick Hallowell ist am Apparat... Diana weißt du, was mit Hope Joyner passiert ist?«

Anscheinend verblüffte sie diese Frage, denn sie antwortete nicht gleich, und als sie es tat, war ihre Überraschung

unverkennbar.

»Hope Joyner? Ich weiß nicht – was soll mit ihr sein?«

»Sie verließ ihre Wohnung gestern abend und ist seitdem nicht mehr gesehen worden«, sagte Dick. »Diana, weißt du wirklich nichts?«

»Wie seltsam! – Ich weiß leider gar nichts. Ich sehe sie nie. Warum fragst du eigentlich mich?« – eine Pause. – »Ist irgend etwas los im Tower?«

Sie sprach nicht mehr von Hope, dessen war er sicher.

»Wo ist Graham?« fragte er, und ihre Antwort kam zu schnell.

»Ich habe ihn seit zwei Tagen nicht gesehen. Warum fragst du?« Dann fuhr sie fort: »Was ist geschehen? Warum bist du schon so frühmorgens auf?«

»Das kann ich dir nicht sagen, Diana. Willst du etwas für mich tun? Willst du so gut sein und nach Devonshire House gehen und sehen, ob es möglich ist, Hopes Spur zu finden?«

Sie überlegte, bevor sie antwortete.

»Ja, Dick, das will ich tun. Warum hast du mich nach Graham gefragt? Ist er irgendwie – in Schwierigkeiten?«

»Ich bin dessen nicht sicher«, antwortete er. »Läute mich an und sage mir, ob du irgend etwas über Hope herausbringen kannst.«

Die Morgenzeitungen waren bereits in den Tower gebracht worden, aber selbst in den späten Ausgaben fand sich keine Zeile über den Raub. Um neun Uhr morgens wurde eine Besprechung im Zimmer des Obersten abgehalten, an der Dick teilnahm. Einer der Chefs des Kriegsministeriums war von außerhalb eingetroffen und hatte bereits den ganzen schriftlichen Bericht durchgesehen.

»Es liegt kein Anlaß vor, weshalb Sir Richard vom Dienst dispensiert werden sollte und den Tower nicht verlassen dürfte. Es ist doch vollkommen klar, daß er ebensogut ein Opfer des Anschlags geworden ist wie die vier Soldaten.«

Dick erfuhr nun, daß man das Boot, das die Räuber nach dem Tower brachte, aufgefangen hatte, als es die Themse hinuntertrieb. Die Stelle, an der die Verbrecher gelandet waren, wurde von einem Polizisten aufgefunden gemacht, der in den frühen Morgenstunden zwei Privatautos und eine Droschke fortfahren sah und diesen außergewöhnlichen Vorgang meldete. Es wurde noch eine andere nach Meinung der Polizei wichtige Tatsache entdeckt. In der vorigen Nacht war auf einem der Flugplätze ein Privatflugzeug gemietet worden, das bereitgehalten wurde, bei Tagesanbruch ohne Zwischenlandung nach Irland zu fliegen. Beim Frühlicht war ein Wagen angekommen, aus dem ein Mann mit einem schweren Paket stieg. Er hatte seinen Namen mit Thompson angegeben. Das Flugzeug war unmittelbar nach seinem Eintreffen aufgestiegen und später in Curragh gelandet, wo ein anderes Auto wartete, um den Flugzeugpassagier zu einem unbekanntem Bestimmungsort zu bringen. Aber noch wichtiger war es, daß der geheimnisvolle Mann ein Notizbuch zurückgelassen hatte, das außer einigen Geldscheinen den Blaudruck eines Planes vom Londoner Tower enthielt, auf dem verschiedene Zeichen enthalten waren, die die irische Polizei nicht entziffern konnte.

»Es scheint fast so«, sagte Inspektor Wills, der an der Konferenz teilnahm, »als ob das der Gesuchte wäre. Das Auto, das nach Croydon fuhr, entspricht einem der drei Wagen, die das Ufer verließen. Wir haben die irische Polizei gebeten, uns den Plan durch Flugzeug zuzuschicken, und er wird sehr bald in unseren Händen sein. Es ist immerhin möglich, daß es nur eine Finte ist, um uns von der wirklichen Spur wegzulocken. Auf der anderen Seite ist Irland eines der wenigen Länder, nach dem sich die Diebe vielleicht gewandt haben könnten, weil dort andere Verhältnisse herrschen.«

Tatsächlich war es zu der Zeit ganz ruhig dort. Aber Irland ist für den Durchschnittsengländer eben ein Land, in dem Unruhen an der Tagesordnung sind.

Die Polizei wunderte sich am meisten darüber, daß die Diebe die anderen königlichen Insignien nicht angetastet hatten. Waren doch Dinge von immensem Wert dort, die man sehr leicht hätte wegbringen können. Aber sie hatten sich mit der Krone allein begnügt, die neben ihrem unheimlichen Wert auch das größte historische Interesse beanspruchen konnte.

Man entdeckte auch noch einen kleinen Stahlzylinder, der Gas einer unbekanntem Art enthielt. Einige Versuche, die man damit anstellte, zeigten, daß die Diebe Dick und die unglücklichen Posten damit betäubt hatten.

Es war elf Uhr, und Dick holte sein verspätetes Frühstück nach, als plötzlich das Telefon klingelte. – Es war Diana.

Ihre Stimme klang schrill und erregt.

»Bist du es, Dick...? Kannst du mir irgend etwas von Graham sagen...«

»Nein«, antwortete er.

Bevor er aber selbst etwas fragen konnte, fuhr sie fort:

»Über Hope konnte ich nichts in Erfahrung bringen. Sie ist letzten Abend ausgegangen und nicht wieder zurückgekehrt... Und, Dick, Colley Warrington ist auch verschwunden...«

Die Bedeutung dieser Tatsache wurde ihm nicht sofort klar.

»Colley Warrington?«

»Ja... Ja, ja« – sagte sie ungeduldig. »Verstehst du denn gar nicht? Er hat sich in letzter Zeit sehr für Hope interessiert. Ich kann dir nicht mehr sagen, Dick. Ich bin krank vor Aufregung.«

»Aber was hat denn Colley Warrington mit der ganzen Sache zu tun?« fragte er.

»Dick, er wollte sie für jemand haben.« – Sie war dem Weinen nahe. »Verstehst du denn gar nicht? Es war jemand sehr scharf auf Hope.«

»Kishlastan?« fragte er schnell und wurde bleich.

»Ich kann dir nicht sagen, wer – es geht mir alles durcheinander –«

Sie hängte ein. Er versuchte noch einmal, Verbindung zu bekommen, aber es antwortete niemand, und er vermutete, daß sie den Hörer auf den Tisch gelegt hatte – ein alter, irreführender Trick, den er von früher her kannte.

Kishlastan! Diese Nachricht ließ seine Gedanken schneller arbeiten. Er verlangte die Zentrale und ließ sich mit dem Hotel des Fürsten verbinden. Er hatte noch keine Ahnung, daß Rikisivi London bereits verlassen hatte. Diese Tatsache erfuhr er erst von dem Empfangschef.

»Der Fürst hat London bereits vor einer Woche verlassen und ist an Bord des Dampfers ›Poltan‹ von der P. & O.-Linie nach Indien zurückgekehrt.«

*

Als Oberst Ruislip die Nachricht brachte, daß alle Verfügungen aufgehoben waren, die sich gegen Richard Hallowell richteten, kam Lady Cynthia wieder einigermaßen zu sich.

»Die Narren!« sagte sie erregt. »Natürlich ist er in die Sache verwickelt. Warum kam denn Diana letzte Nacht hierher? Das ist doch seine alte Liebe. Ich habe sie niemals eingeladen. Sie muß irgendwie gewußt haben –« Plötzlich hielt sie inne.

»Sie muß gewußt haben, daß du ausgingst. Wie hat sie das erfahren? Mit wem hast du diniert, Cynthia?«

»Hast du ihr etwas über die Insignien im Tower gesagt?« Durch diese Gegenfrage vermied sie eine Antwort.

»Ich – Diana gesagt?« Er runzelte die Stirn. »Nein, ich glaube nicht... Zum Donnerwetter, ja, das habe ich getan. Ich erwähnte ihr gegenüber die Losung!«

»Siehst du!« Lady Cynthia lehnte sich mit einem triumphierenden Lächeln zurück. »Begreifst du nun, daß sie mit im Komplott war? Warum hat sie denn den Abend ausgesucht, an dem Dick Hallowell die Wache kommandierte?«

»Mit wem hast du gestern abend diniert?« fragte er ruhig, und diesmal konnte sie ihm nicht ausweichen.

»Ich will dir die Wahrheit sagen, John«, erwiderte sie. »Ich habe mit niemand diniert. Jemand, der meinen Vater und meinen verstorbenen Mann kannte, bat mich darum, daß ich mit ihm speisen sollte. Außerdem sagte er mir, daß es sich um eine sehr eilige Angelegenheit handle. Törichterweise ging ich hin und glaubte, in spätestens zwei Stunden zurück zu sein. Der Herr, den ich treffen wollte, war nicht im Restaurant. Aber er hatte eine Nachricht hinterlassen, daß er später kommen würde. Ich wartete bis halb zehn, da kam plötzlich eine andere Nachricht, daß er krank geworden sei und mich bäte, ihn aufzusuchen. Ich ging zu seinem Haus und wurde in das Arbeitszimmer geführt, wo ich warten sollte. Es kam niemand, und nach einiger Zeit entschloß ich mich, zum Tower zurückzukehren. Da fand ich, daß die Tür zugeschlossen war. Als ich die Klinke herunterdrückte, wurde ein Stück Papier hereingeschoben, auf dem ein paar Worte standen, daß ich mich ruhig verhalten sollte oder –«

Sie fuhr nicht fort.

»Er wußte etwas von dir – etwas von deiner Vergangenheit«, sagte der Oberst mit leiser Stimme.

Sie nickte.

»Er drohte, es bekannt zu machen, wenn... Ja, so ist es. Willst du, daß ich dir erzählen soll –«

Er schüttelte den Kopf.

»Ich denke, ich weiß es, Cynthia. Ich bin ja nicht ganz so dumm. Als wir uns heirateten, habe ich verschiedenes gehört. Aber ich dachte, es wäre das beste für uns beide, wenn wir die Vergangenheit ruhen ließen. Ich wünschte nur, du hättest mich gleich ins Vertrauen gezogen.« Sie seufzte tief.

»Hast du ihn nicht gesehen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Um ein Uhr wurde die Tür aufgeschlossen, und ich verließ die Wohnung, ohne daß ich einen Menschen zu Gesicht bekam.«

Der Oberst stopfte seine Pfeife und zündete sie an. Seine Hand zitterte. Er sprach nicht, bis er einige Züge getan hatte.

»Du willst mir seinen Namen nicht sagen?«

Sie machte eine verzweifelte Handbewegung.

»Du würdest nicht klüger sein, wenn ich ihn dir sagte. Es ist ein Mann, den ich kannte, als ich ein junges Mädchen war. Ein wilder, merkwürdiger, eigenwilliger Mensch, der sich über Recht und Gesetz hinwegsetzte. Mein Vater sagte, daß er ein Verbrechertyp sei, und ich glaube, daß er recht hatte. Er besaß immer sehr viel Geld, lebte auf großem Fuß, aber er hatte immer mit merkwürdigen Geschichten zu tun, selbst als er in Oxford studierte.«

Der Oberst legte seine Hand auf ihre Schulter.

»Armes, liebes Kind!« sagte er heiser. Und diese Worte genügten, um den Stolz dieser harten, kalten Frau zu brechen. Im nächsten Augenblick lag sie schluchzend an seiner Brust.

Tiger Trayne, der Regisseur des nächtlichen Dramas, war der einzige, der sich weder durch bekannte oder unbekanntere Ereignisse noch durch bestätigte oder unbestätigte Vermutungen aus der Fassung bringen ließ. Um elf Uhr saß er bei seinem Frühstück und las eine Zeitung, die an einer Flasche lehnte. Er hatte seine Brille aufgesetzt. Der Kaffee schmeckte ihm nicht, er beklagte sich bei dem Mann, der ihn bediente. Er beschwerte sich über einen Schmutzfleck, der nicht aus seiner Hose ausgeklopft worden war. Es hatte den Anschein, als ob er in diesem Augenblick sich nur mit den kleinen Unannehmlichkeiten des Lebens beschäftigte. Der Diener brachte ihm eine Zigarrenkiste, und er wählte lange und mit großer Sorgfalt. Dann lehnte er sich in seinen Stuhl zurück und rauchte gemächlich. Dabei las er langsam den Börsenbericht. Wenn man ihn so sah, hätte man denken müssen, daß es für ihn keine größere Sorge auf der Welt gab als sein leibliches Wohl. Ein schwaches Klingeln ertönte, der Diener ging hinaus.

»Wollen Sie Mrs. Ollorby empfangen?« fragte er, als er zurückkam.

Tiger Trayne faltete die Zeitung zusammen und legte sie auf den Tisch. Dann nahm er seine Brille ab und polierte die Gläser mit einem seidenen Taschentuch. Aber er tat alles gründlich und mit Ruhe.

»Ja, ich möchte die Dame sehen. Bitten Sie sie, hereinzukommen.«

Er stand mit dem Rücken gegen den marmornen Kamin gelehnt, eine Zigarre im Mund. Ein etwas spöttisches Lächeln spielte um seine Mundwinkel, als die dicke Frau in den Raum trat. Der Diener ließ die beiden allein. Es sah so aus, als ob Mrs. Ollorby in der letzten Nacht in ihren Kleidern geschlafen hätte. Ihr Gesicht war ein wenig aufgeregter und mehr gerötet als sonst. Ihre große Nase und ihr Kinn traten noch mehr hervor. Er hatte Mrs. Ollorby oft gesehen, aber niemals in solchem Aufzug wie heute – er vermutete, daß gewisse Ereignisse im Tower daran schuld waren.

»Guten Morgen, Mrs. Ollorby, das ist ein unerwartetes Vergnügen – wie geht es Hektor?« fragte er freundlich.

»Ich habe ihn eben nach Hause geschickt. Der arme Junge ist halbtot. Er mußte mich mitten in der Nacht über den Fluß rudern – und ich bin nicht leicht zu rudern, Mr. Trayne – und der Regen und die Aufregung und alles andere, ich wundere mich, daß ich nicht auch tot bin!«

»Wollen Sie sich nicht setzen?«

Er lächelte nicht mehr. Die Gegenwart von Mrs. Ollorby um Mitternacht auf dem Fluß konnte seine ganzen Pläne vernichtet haben. Er kannte diese Frau sehr gut, auch ihre weitschweifigen Einleitungen und ihre Taktik, den Punkt, auf den es ankam, zuerst möglichst zu umgehen.

»Es war kein Wetter zum Rudern letzte Nacht«, sagte er leichthin.

»Nein, wirklich nicht«, entgegnete sie und setzte sich. Sie suchte in ihrem großen Beutel herum, bevor sie ein farbiges Taschentuch fand, mit dem sie ihr Gesicht abwischte. »Hektor sagte: ›Wenn ein Detektiv immer so etwas tun muß, gebe ich es auf.‹ Sie haben keine Vorstellung, wie stark die Strömung ist, Mr. Trayne. Als wir unter der Londonbrücke waren, dachte ich, das Boot würde umschlagen und wir müßten ertrinken. Man sagt, daß dicke Leute gut schwimmen, aber ich wollte es nicht versuchen.«

»Was machten Sie auf dem Fluß – nachts?«

»Das fragte Hektor auch«, nickte Mrs. Ollorby. »Er sagte: ›Wozu, Mutter? Sie haben ein Motorboot, und alles, was wir haben, sind zwei Ruder... Ich wünschte, wir hätten dieses Ruderboot nicht gefunden, aber es war an die Stufen angebunden, und ich konnte einfach der Versuchung nicht widerstehen, zu sehen, wohin sie gingen. Es war nicht so schwer, sie zu verfolgen, denn Thames Street ist eine sehr dunkle Straße, und ich war ganz nahe bei ihnen, als er von der Motorjacht sprach.«

Trayne runzelte die Stirn. »Motorjacht?«

Mrs. Ollorby nickte feierlich.

»Nach dem, was er sagte, lag sie weiter draußen, mitten im Strom, so daß wir nicht weit hätten zu rudern brauchen. Dann dachte ich, sie würde unter der Brücke sein, als sie diesen Weg einschlugen. Wir landeten nicht vor ein Uhr, und dann kamen wir an ein Ufer, wo Hunde bellten. Das Tor der Werft war verschlossen, und wir konnten nicht heraus, bis am Morgen die Arbeiter kamen. Aber wie ich Hektor sagte: ich möchte diesem Boot mein Leben nicht mehr anvertrauen.«

Tiger Trayne lachte leise.

»Es scheint mir, Mrs. Ollorby, daß Sie auf die Elefantenjagd gegangen sind und eine Maus gefunden haben – Sie hatten eine falsche Fährte. Aber warum kommen Sie zu mir?«

Getreu ihren Grundsätzen gab Mrs. Ollorby keine direkte Antwort.

»Ich kam nicht vor sieben Uhr nach Hause, und dann schlief ich ein paar Stunden. Wenn ich dieses kurze Schläfchen nicht gemacht hätte, wäre ich fertig gewesen. Ich sehe wohl ein wenig derangiert aus?«

»Sie sehen bezaubernd aus«, sagte Trayne ironisch. Sie neigte den Kopf, um für das Kompliment zu danken.

»Als ich aufwachte, dachte ich nach und sagte mir – der arme Hektor schlief noch –, das beste, was ich tun kann, ist, Mr. Trayne zu besuchen und ihm die Sache zu erzählen, weil – weil ich zufälligerweise gewisse Dinge über ihn erfahren habe und ich sicher weiß, daß er Colley Warrington nicht leiden kann.«

»Colley Warrington?« Trayne drehte sich bei diesen Worten schnell um. »Was ist mit Colley Warrington?«

»Er war mit ihr zusammen.«

»Mit ihr? Mit wem?« Die Worte kamen jetzt wie Hammerschläge aus seinem Mund.

»Mit Miss Joyner.«

Sie dachte, seine Augen wären geschlossen, aber er betrachtete sie mit gespannter Aufmerksamkeit.

»Nun erzählen Sie mir die Geschichte von Anfang an. Sie folgten Colley Warrington und Miss Joyner – wohin?«

»Zu einem der kleinen Durchgänge in Upper Thames Street. Er hatte ein Motorboot dort, und er sagte, er wolle sie mitnehmen, um jemand zu treffen, der auf einer Jacht wartete.«

»Um welche Zeit war das?«

»Ungefähr um elf.«

»Sie fuhren stromabwärts, sagen Sie? – Ging die junge Dame freiwillig mit?«

»Sie stieg freiwillig in das Boot, obwohl ich glaube, daß sie lieber nicht mitgegangen wäre«, sagte Mrs. Ollorby.

Er hatte seine Zigarre ins Feuer geworfen. Sein Gesicht sah aus, als wäre es aus Stein gemeißelt.

»Sie fuhren stromab in einem Motorboot? Haben Sie niemand in dem Motorboot sprechen hören?«

»O ja, Mr. Trayne, es klang sehr nach der Stimme eines der Söhne von Eli Boß.«

Er nahm seine Uhr heraus und sah nach dem Zeiger. Sie dachte, es sei mechanisch, aber Tiger Trayne tat nie etwas mechanisch.

»Es kann auch keine eigenwillige Flucht gewesen sein«, fuhr Mrs. Ollorby fort, »denn die junge Dame liebt Dick Hollowell!«

»Dick Hollowell?« Schrecken und Ungläubigkeit lagen in seinem Ton. »Meinen Sie Sir Richard Hollowell, den Gardeoffizier?«

Sie nickte.

»Sie waren im Begriff zu heiraten, das habe ich so unter der Hand erfahren. Er wollte das Regiment verlassen, weil man nichts von ihren Eltern weiß – obwohl ich glaube, daß ich etwas darüber hätte erzählen können.« Sie sah Tiger Trayne aufmerksam an und neigte dabei ihren Kopf nach der Seite.

Er drückte einen Klingelknopf an der Wand.

»Ich danke Ihnen, Mrs. Ollorby. Sie sind eine ganz verteufelt kluge Frau, und ich will hoffen, daß Sie mich nicht ins Gefängnis bringen wollen. Nun sagen Sie mir die Wahrheit – warum kamen Sie? Warum haben Sie mir das alles erzählt?«

Mrs. Ollorby nagte an den Lippen.

»Ich bin eine Mutter – Sie verstehen –«

Er streckte seine Hand aus und drückte die ihre. Und obwohl sie eine starke Frau war, zuckte sie unter diesem Druck zusammen. Der Diener trat ins Zimmer.

»Meinen Wagen«, sagte Trayne. Ohne ein Wort an Mrs. Ollorby zu richten, ging er in sein Schlafzimmer.

Er zog eine Schublade auf, nahm seinen Revolver heraus, prüfte das Magazin und steckte ihn in seine Rocktasche, suchte noch drei Reservemagazine und verbarg sie sorgfältig in seiner Weste. Als er in die Halle trat, nahm er im

Vorübergehen Mantel und Hut. Mrs. Ollorby stand im Eingang.

»Ich werde an Sie denken!« sagte er und war gegangen, bevor sie etwas erwidern konnte.

Der Wagen fuhr ihm allzu langsam durch die lebhaften Straßen der City. Er sprang ab, bevor er in der Nähe des geschlossenen Tores zum Tower hielt.

»Es tut mir sehr leid, Sir, Sie können nicht hereinkommen«, sagte der Polizist an der Tür. »Der Tower ist heute für Besucher geschlossen.«

»Ich habe eine sehr wichtige Mitteilung für Sir Richard Hallowell«, sagte Trayne. »Ich muß ihn unbedingt sehen.«

Der Polizist rief einen anderen, der ihn zu dem ersten bewachten Tor brachte.

»Sie können ihn mit hineinnehmen«, sagte der Sergeant, »aber er muß geradewegs zu der Wohnung Sir Richard Hallowells gehen und darf mit niemand sprechen.«

Die Gründe für diese Vorsichtsmaßnahmen waren Tiger kein Geheimnis. Er warf kaum einen Blick nach der Schatzkammer, als er vorüberging.

»Trayne? Trayne? Ich kenne den Namen«, sagte Dick, als ihm der Besucher gemeldet wurde. »Führen Sie ihn herein. Der Polizist wartet besser draußen.«

Tiger Trayne eilte in das Zimmer, die Tür fiel hinter ihm zu. Einen Augenblick standen sich die beiden Männer gegenüber und schauten sich in die Augen.

»Nun?« sagte Dick. »Was kann ich für Sie tun, Mr. Trayne?«

Als er ihn fragte, erinnerte er sich an den Mann und an seinen seltsamen Ruf.

»Es wurden heute nacht zwei große Raubzüge ausgeführt. Ich muß über den wichtigsten mit Ihnen sprechen«, sagte Tiger einfach. »Hope Joyner ist entführt worden – ich nehme an, Sie wissen das?«

»Nein, ich weiß es nicht – ich wage nicht, daran zu denken«, sagte Dick erbleichend. »Ist es wahr?«

Der Mann nickte kurz.

»Sie liebt Sie?«

Welches Recht er hatte, danach zu fragen, kam Dick Hallowell nicht zum Bewußtsein.

»Ja, wir lieben uns«, sagte er schlicht. »Warum fragen Sie?«

Tiger blickte starr durch die Fenster auf die starken Mauern des Weißen Turmes, dann richtete er seine Augen langsam wieder auf Dick Hallowell.

»Sie ist meine Tochter – jetzt werden Sie verstehen«, sagte er.

21

Seine Tochter! Hope Joyner die Tochter Tiger Traynes! Dick konnte ihn nur ansehen, die Stimme versagte ihm.

»Niemand außer Ihnen weiß es«, fuhr Trayne fort, »nur die alte Ollorby vermutet es vielleicht.«

»Ihre Tochter?«

Trayne zuckte seine breiten Schultern.

»Wir wollen ein andermal darüber sprechen«, sagte er. »Ich kam, um Sie zu bitten, Hope mit mir zu retten – und noch etwas anderes. Kennen Sie einen guten Fliegeroffizier, einen Mann, dem Sie trauen können?«

»Ich selbst bin Flugzeugführer«, sagte Dick ruhig. »Ich glaube, daß ich eine Maschine bekommen kann. Wissen Sie, wo Hope ist?«

Tiger nickte.

»Ich möchte nichts darüber sagen – ich brauche – ein Rettungsboot für mich selbst. – Verstehen Sie, was ich meine?«

»Ich glaube, ich verstehe«, sagte Dick leise. »Retten Sie sich selbst, Trayne... Wollen Sie auch meinen Bruder in Sicherheit bringen?«

Tiger Trayne biß sich auf die Lippen.

»Ist er erkannt worden? Das kompliziert die Sache allerdings. Trotzdem – ich Sorge mich nicht einmal um mich selbst. – Hope geht vor. Dürfen Sie den Tower verlassen?«

Dick überlegte rasch. »Ich glaube, ja«, sagte er, »aber ich werde den Oberst fragen müssen. Wollen Sie mit mir kommen?«

Trayne antwortete nicht, aber er folgte ihm die Treppe hinunter und quer über den Platz bis zur Wohnung des Obersten. Der Polizist wartete oben an der Treppe, er hatte sie nicht belauschen können. Auf dem Weg sprach keiner von ihnen.

Dick ließ ihn draußen warten und trat in das Haus. Tiger ging auf und ab, als wäre er eine Schildwache, die den Tower bewachen sollte. Fünf Minuten, zehn Minuten vergingen, dann sah er, wie sich eine Gardine bewegte. Er hielt an und blickte hinauf. Lady Cynthia starrte auf ihn nieder. Erstaunen und Furcht malten sich auf ihren Zügen. Sie verschwand sofort wieder. Einige Sekunden darauf öffnete sich die Tür, und sie kam heraus.

»Was willst du hier?« Ihre Stimme klang abgerissen, und er sah, wie sich ihre Brust hob und senkte.

»Hope Joyner ist entführt worden!«

»Hope Joyner?« fragte sie. Sie wiederholte die Worte langsam. »Oh, mein Gott! Sie–«

»Hope Joyner ist meine Tochter!« sagte er. »Ich habe sie meinem Leben ferngehalten und habe ihr die Stellung und den Luxus einer Dame gegeben. Immer habe ich nach ihr gesehen und für sie gesorgt – von dem Tag an, als ich sie der verbrecherischen Frau abnahm, der ihre Rabenmutter sie übergeben hatte. Hope Joyner!« Seine Stimme wurde rau. »Wessen Familie ist nicht gut genug für die Tochter der Frau des Oberst Ruislip? Erinnere dich daran, Cynthia!«

Sie streckte ihre Hände gegen die Wand des Hauses aus, um sich zu halten. Sie war kreidebleich, ihre Knie trugen sie kaum noch.

»Ein Mensch mit Namen Warrington hat sie entführt. Sie ist auf dem Weg nach Kishlastan – und ich glaube das Schiff zu kennen. Nun sei nicht töricht.« Seine Stimme wurde weicher und freundlicher. Sie sah ihn an und nickte.

»Ich will wieder ins Haus zurück«, sagte sie schwach. Sie konnte kaum gehen, ihre Füße waren so schwer wie Blei. Bevor sie in der Tür verschwand, wandte sie sich noch einmal um. »Du wirst mir sagen – was sich ereignet?«

»Ich werde dir Nachricht zukommen lassen«, sagte er. In diesem Augenblick kam Dick zurück.

»Es ist alles in Ordnung.« Er bemerkte Lady Cynthia kaum. »Der Oberst war so unbeweglich wie ein Backstein. Glücklicherweise war jemand von der Regierung bei ihm.«

»Was sagten Sie ihnen?« fragte Trayne, als sie eilig ausschritten. Der Polizist hatte Mühe, ihnen zu folgen.

»Ich deutete an, daß Sie eventuell die Krone zurückbringen könnten, und damit waren sie natürlich auf meiner Seite. Die Zeitungen wissen noch nichts von der Sache. Man würde alles auf der Welt dafür geben, wenn man der Presse nichts mitteilen müßte.«

In höchster Eile raste Traynes Wagen nach Kenley, dem nächsten Militärflugplatz. Der Kommandant war telefonisch von ihrer Ankunft verständigt. Ein Flugzeug des Küstendienstes stand startbereit für sie.

Fünf Minuten nach ihrer Ankunft erhob sich die kleine Maschine zum Himmel.

Graham Hallowell war froh, als er zu seiner Kabine zurückkehren konnte. Im Vergleich zu dem dunklen, nassen Deck bot sie einen angenehmen, gemütlichen Aufenthalt. Er schloß die Tür hinter sich und sah nach Colley. Der Mann saß in einer Ecke des dunklen Gelasses, das Gesicht in den Händen vergraben. Er schaute auf, als Graham eintrat. Seine Zähne klapperten.

»Ich dachte, es wäre dieser schreckliche Kerl!« sagte er. »Wo haben sie Hope untergebracht?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich sollte die Kabine an der Backbordseite haben. Welches ist die Backbordseite?«

Graham hielt es für unnötig, eine so kindliche Frage zu beantworten. Er schloß die Tür in der Zwischenwand.

»Sie würden sich besser in mein – Staatszimmer setzen«, sagte er ohne große Begeisterung. »Ich gehe wieder nach draußen, aber ich werde die Tür zuschließen. Sie haben also nichts zu befürchten.«

»Was wollen Sie draußen tun?« fragte Colley.

»Ich weiß es noch nicht, aber dieser Kerl muß Hope an Land setzen, was auch geschehen mag.«

Er trat wieder auf den Gang hinaus, schloß sorgfältig ab und stellte weitere Nachforschungen an. Zuerst untersuchte er die Kabine, die auf derselben Seite des Schiffes lag, und als er hier keine Spur von Hope Joyner fand, ging er zum Deck zurück, um nach dem anderen Gang zu gelangen, der die ganze Länge des Oberbaues durchlief. Aber überrascht hielt er an. Der Gang an der anderen Seite war durch eine eiserne Tür verschlossen, die von innen festgemacht war.

Er stieg die Leiter hinauf, die zu dem kleinen Bootsdeck führte, und tastete sich behutsam vorwärts, bis er unter dem Dachvorsprung der kleinen Kommandobrücke war. An einer Seite der Brücke sah er zwei Gestalten, aber sie hatten ihn noch nicht entdeckt.

Er hielt sich unter der Brücke und ging auf die andere Seite. Eine Treppe führte von dort zum Vorderdeck, aber er sah sofort, daß man ihn beobachten konnte, wenn er hinunterging. So ließ er sich langsam neben der Treppe auf das untere Wellendeck hinunter. Das Manöver glückte, die Eingangstür zum Gang stand offen.

Das kleine Schiff schaukelte jetzt wie ein Spielzeug in dem starken Wind. Er wurde von einer Seite des Ganges zur andern geworfen, aber glücklicherweise machte es ihm nichts aus. Er fühlte sich nicht seekrank.

Die erste Kabine, die er fand, war wohl von den beiden Brüdern belegt. Es war ein schreckliches Loch, schmutzige Betttücher und halbnaasse Ölleidung lagen umher. Zwei leere Flaschen rollten bei jeder Bewegung des Schiffes von einer Wand zur anderen. Der nächste Raum gehörte dem Kapitän. Er war größer, aber genauso unsauber und unordentlich wie der vorhergehende. Die dritte und letzte Kabine war abgeschlossen. Er versuchte leise die Tür zu öffnen. Als das nicht ging, beugte er sich vor und schaute durch das Schlüsselloch. Drinnen rührte sich nichts. Der Raum war dunkel. Wenn er klopfte, würde das Hope zu sehr erschrecken, und außerdem brachte es keinen Vorteil.

Nach ein paar Schritten kam er zu der eisernen Tür, die auf das hintere Wellendeck führte. Sie war oben und unten fest zugeriegelt. Er zog die Riegel zurück, öffnete und ging auf das Deck. Die Tür schloß er wieder hinter sich zu.

Er sah niemand, nicht einmal einen Matrosen. Offensichtlich war die ganze Besatzung im Maschinenraum beschäftigt. Die ›Pretty Anne‹ hatte überhaupt keine Matrosen, die oben an Deck arbeiteten.

Als Graham zurückkam, um ein paar Betttücher und Kissen zu holen, war der lahme, seekranke Colley in die innere, dunkle Kabine zurückgekrochen. Er schloß seinen elenden Gefährten ein und ging zu dem Gang an der Backbordseite zurück. Dann befestigte er die Eisentür, setzte sich in eine Ecke und fiel in einen unruhigen Schlaf.

Er hörte nicht, daß Eli Boß kam, auch nicht, daß eine Tür geöffnet wurde. Aber das Mädchen, das auf dem Feldbett zusammengeskauert lag, sprang sofort auf die Füße, als sie ein Knacken im Schlüsselloch hörte.

»Nun laß dich mal ansehen!«

Boß hatte die Tür hinter sich geschlossen – von diesem Geräusch wachte Graham auf..

Hope Joyner stand neben dem Bett. Sie hielt sich an dem hölzernen Seitenteil der Lagerstatt fest und beobachtete ruhig das schreckliche Gesicht, das ihr entgegenstarrte. Der Kapitän hatte die Laterne an einen Haken gehängt und begaffte das anmutige Mädchen. So etwas hatte er nicht erwartet. Sie sah, wie seine blauen, runden Augen immer größer und begehlicher wurden. Doch selbst als seine große, schmutzige Hand sich nach ihrem Gesicht ausstreckte, zuckte sie

nicht zurück. Sie schrie sogar nicht einmal, als er ihre weiche Wange berührte.

»Eine schöne junge Frau – ich habe noch nie so etwas gesehen wie dich – wie Seide fühlst du dich an.«

Jetzt schrak sie vor seinen ungeschlachten Händen zurück, mit denen er sie lieblosen wollte. Der Anblick ihrer Furcht schien ihn verrückt zu machen, denn unvermittelt griff er nach ihren Schultern und zog sie an sich.

»Bist ein schönes Mädchen«, flüsterte er heiser.

Etwas Hartes preßte sich plötzlich in die Mitte seines Rückens. Er ließ Hope los und drehte sich langsam um. Dabei kam das spitze Ding nach vorn auf seinen Körper. Er sah zuerst auf die Pistole und dann in Grahams ernstes Gesicht.

»Was wollen Sie?« fragte er und atmete schwer. »Ich dachte, Sie hätten keine Pistole –«

Als Antwort zeigte Graham mit dem Kopf nach der Tür.

»Was wollen Sie?« fragte Boß noch einmal.

Die Mündung der Pistole drückte sich gegen seinen Leib. Wenn er seine Hände heruntergenommen hätte, wäre das sein Tod gewesen, das wußte er... »Ich dachte, Sie hätten keine Pistole –«

»Gehen Sie hinaus«, sagte Graham kurz.

Der große Mann zögerte, aber dann ging er schwerfällig und langsam zur Tür. Er war kaum zwei Schritt davon entfernt, als er plötzlich hinauspringen wollte. Aber Graham hatte das erwartet und war draußen im Gang, bevor der andere die Tür schließen konnte.

»Boß, ich schieße Sie nieder wie einen Hund, wenn Sie mir noch weitere Schwierigkeiten machen. Ich lege Sie um und werfe Sie über die Reling. Ihre verdammten Söhne werden niemals erfahren, was aus Ihnen geworden ist! Colley Warrington ist in meiner Kabine. Was, da schauen Sie! Eine Anklage wegen Mordversuchs steht Ihnen auch noch bevor!«

»Was wollen Sie?« Eli Boß war nicht sehr beredt.

»Das werde ich Ihnen später sagen! Gehen Sie zur Brücke zurück und lassen Sie den Schlüssel hier!«

Graham nahm den Schlüssel aus der Tür und steckte ihn in die Tasche. Ohne ein Wort zu sagen, ging der Alte fort und verschwand in der Dunkelheit. Im Augenblick hatte Graham die Tür geöffnet und winkte Hope.

»Sie werden viel sicherer in meiner Kabine sein. Ich bin Graham Hallowell – Sie haben das wohl vermutet?«

Sie nickte.

»Es wäre gut, wenn Sie ein Bettuch und ein Kissen mitnehmen. Morgen will ich besser für Sie sorgen.«

Sie tat, was er sagte, und nahm beides mit sich. Graham mußte die Hände frei haben, um einem möglichen Angriff zu begegnen. Aber niemand trat ihnen in den Weg, und in ein paar Minuten waren sie in seinem Raum.

»Nein, ich bin nicht krank«, sagte sie. »Ich fühle mich nur so schrecklich elend! Ich glaube, man hat mir Chloroform gegeben.«

Er bat sie, sich auf das Lager zu legen, und deckte sie mit einem Bettuch zu. Obwohl sie vorgab, nicht müde zu sein, fiel sie doch gleich in Schlaf, als sie die Augen schloß, und ihr Atem ging ruhig und gleichmäßig.

Graham setzte sich nieder, um die ganze Lage zu überdenken. In der inneren Kabine lag Colley Warrington, der vor Erschöpfung ebenfalls in Schlaf gefallen war – ein nutzloser Ballast. Beinahe eine Stunde saß er so, dachte nach, machte Pläne und bereute... Dann erhob er sich steif, schloß den Geldschrank auf und nahm den großen Kasten heraus. Er war mit einer Sprungfeder geschlossen. Als er dann drückte, öffnete sich der Deckel. Der Anblick, der sich ihm bot, war so schön, daß ihm der Atem verging. Er hob die Krone vorsichtig hoch und nahm sie in die Hand. Dann begann er nervös zu lachen.

»Wie seltsam! Wie verdammt seltsam!« sagte er.

Er riß sich zusammen, legte das Juwel wieder an seine Stelle, machte den Kasten zu und verbarg ihn in dem Geldschrank. Die Sache kostete ihn zehn, vielleicht auch zwanzig Jahre Gefängnis. Aber sein Entschluß war gefaßt, und wenn er den Rest seines Lebens hinter Mauern zubringen mußte, die Spitze der ›Pretty Anne‹ würde bei Tagesanbruch nach der Küste zeigen. Es mußte eigentlich schon hell werden. Mit großer Anstrengung schraubte er die Sicherheitsdeckel von den Fenstern. Dabei mußte er sich notwendigerweise über das schlafende Mädchen beugen. Sie erwachte mit einem leisen Schrei.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte er. »Ich mache nur Licht und will etwas frische Luft in diesen schrecklichen Raum

lassen.«

»Entschuldigen Sie, ich muß geträumt haben.«

»Schlafen Sie ruhig weiter«, sagte er. Aber dazu war sie jetzt zu unruhig. »Können wir nicht nach draußen gehen? Mir wird schlecht, wenn wir es nicht tun«, bat sie.

Graham zögerte.

»Gewiß«, sagte er dann und schloß die Tür auf. Er führte sie durch den Gang und nach dem hinteren Deck.

Sie hielt sich am Geländer fest und zog begierig die reine, frische Seeluft ein. Niemand war hier. Graham kletterte vorsichtig die Leiter in die Höhe und schaute über das obere Deck. Von Eli Boß war keine Spur zu entdecken. Aber er konnte einen Mann sehen und erkannte ihn als einen der Söhne des Kapitäns. Er lehnte vorn, auf das Geländer der Kommandobrücke gestützt.

Mit ein paar Worten erzählte ihm Hope, wie sie an Bord gekommen war, und er konnte ihre Angaben ergänzen.

»Nach Indien? Wie fürchterlich!« Als ihr die Lösung des Rätsels plötzlich klar wurde, fragte sie: »Steht der Fürst hinter der ganzen Sache?«

»Ich vermute es«, sagte Graham kurz. »Aber wir werden nicht nach Indien fahren. Sobald Sie wieder in der Kabine sind, spreche ich mit Eli Boß. Seine Pläne werden sich eben ein wenig ändern – und dann...«

Ein Bootshaken, von unsicherer Hand geworfen, flog an seinem Kopf vorbei und schlug ihm auf die Schulter. Er stöhnte vor Schmerz und drehte sich schnell um. Er sah gerade noch, wie sich die Gestalt von Eli Boß über das Bootsdeck erhob, gefolgt von zwei Kerlen seiner Besatzung. Der erste Schuß Grahams ließ den Neger in die Knie sinken. Bevor er wieder feuern konnte, sprang der Kapitän zur Seite und verschwand in der engen Tür, die in den Gang auf der Backbordseite führte. Er wütete. Der zweite Matrose schrie laut auf, floh in den Gang auf der Steuerbordseite und warf die eiserne Tür hinter sich zu. Graham drückte gegen den Türflügel, aber bevor er ihn aufzwängen konnte, hörte er, wie die Riegel vorgelegt wurden.

Er war von seiner Kabine und der Krone abgesperrt!

Er versuchte, in den unteren Gang einzudringen, aber auch hier war der Eingang geschlossen. Der einzige Weg, der übrigblieb, war die Leiter zum Bootsdeck. Er ging zwei Schritte in die Höhe, aber sein Kopf war kaum über dem Deck erschienen, als ein Geschloß an seinem Ohr vorbeipiff. Der ohrenbetäubende Knall eines Gewehrschusses ertönte.

Dann vernahm er andere Geräusche. Jemand hämmerte an die Tür seiner Kabine. Er hörte den Klang einer tiefen, haßerfüllten Stimme und einen schrecklichen Schrei wie der Ruf eines Tieres in Todesangst – dann Schweigen.

Das Gesicht Hopes wurde bleich.

»Was war das?« fragte sie hastig. »Etwas Schreckliches muß geschehen sein!«

»Das Schrecklichste ist, daß Sie hier auf diesem elenden Schiff sind!« entgegnete er.

Er setzte sich an der Leeseite nieder und unternahm einen neuen Versuch. Er wickelte seinen Rock zusammen und hob ihn vorsichtig über die Spitze des Decks. Sofort krachte wieder ein Schuß, etwas streifte den Rock, und ein abgepralltes Geschloß summt über seinen Kopf.

»Also so liegt die Sache«, sagte er ruhig, als er auf das Deck ging. »Wir sind in einer Falle gefangen, wenn nicht –«

Er schaute auf die großen Luken, die die hintere Ladeöffnung bedeckten. Er schloß aus den heftigen Bewegungen des Schiffs, daß der Dampfer fast leer sei. Er glaubte zu erkennen, daß das Hinterdeck die Unterkunftsräume der Schiffsbesatzung enthielt. Aber um dahin zu kommen, mußte er wieder durch die Feuerzone der Schützen vor der Kommandobrücke.

»Ich bin schrecklich hungrig und durstig«, sagte Hope. »Könnte ich nicht etwas Wasser bekommen?«

In der Nacht hatte es heftig geregnet, und ein kleiner Teich hatte sich auf der Segeltuchdecke gebildet, mit der die Ladeluke zugedeckt war.

»Es wird nicht sehr schmackhaft sein, aber versuchen Sie es einmak«, riet er. »Halten Sie sich aber so dicht wie möglich an der Wand.«

Das Wasser war frisch, wie sie ihm sagte, und nachdem sie ihren Durst gelöscht hatte, suchte sie in ihren Taschen, in der Hoffnung, etwas Eßbares zu finden.

Auf dem Kanal war starker Verkehr. Ein großer Hamburg-Dampfer fuhr in Schußweite an ihnen vorbei, aber

Graham konnte sich nicht verständlich machen. Er versuchte, mit seiner Taschenlampe ein Lichtsignal zu senden, aber der Schein der Lampe war zu schwach.

Plötzlich hörte er ein Plätschern und spähte über das Seitengeländer. Am Dampfer trieb etwas vorbei, drehte sich im Wirbel und verschwand in dem weißen Schaum der ›Pretty Anne‹.

»Was haben Sie gesehen?« fragte Hope.

»Nichts«, sagte Graham. Er hatte das Gesicht Colley Warringtons erkannt, dessen Körper zerschmettert über Bord geworfen worden war.

Es wurde elf, und es wurde zwölf. – Ein Uhr kam. Der Geruch gekochter Speisen drang zu ihnen.

»Wir müssen warten, bis es dunkel wird. Erst dann kann ich zur Brücke vordringen«, sagte er heiser.

Sie sah ihn neugierig an, und er wunderte sich, was sie wohl denken mochte. Jetzt sprach sie: »Sie sehen Dick sehr ähnlich.«

»Zu ähnlich!« antwortete er.

Beinahe hätte er ihr das Abenteuer der letzten Nacht erzählt, aber er dachte, es sei besser, daß sie die Wahrheit von jemand erfahre, der keinen Versuch machte, seine Handlungsweise zu entschuldigen.

Wo war Dick eigentlich? fragte er sich und begann fast Reue zu empfinden über den Kummer, den er über seinen Bruder gebracht hatte. Seine eigene Lage war jedoch zu verzweifelt und ließ ihm keine Zeit über das Unglück anderer nachzudenken.

Es war zehn Minuten nach eins, als er auf seine Uhr sah. Da kam ein Geräusch vom Deck her. Es wurde etwas über die Eisenplatten gerollt. Er sah ein großes Faß oben an der Treppe und dachte zuerst, daß man den Versuch machte, einen Angriff seinerseits auf das Oberdeck zu verhindern. Plötzlich kollerte das Faß aber langsam nach unten. Er hatte gerade noch Zeit, sich in Sicherheit zu bringen, als es krachend auf das Deck aufschlug. Als er sich kurz umsah, bemerkte er, wie sich Hope gegen die Reling drückte. Dann fühlte er einen brennenden Schmerz in seinem linken Arm. Jetzt verstand er das Manöver – man hatte ihn aus der Deckung gelockt. Den ersten, der von der Brücke aus auf ihn zukam, konnte er noch niederschließen, aber dann waren sie über ihm – ein halbes Dutzend unbeschreiblicher Kerle. Mit Knüppeln und Messern schlugen und hackten sie auf ihn ein. Er riß sich los, schlug und schoß. Er sah, wie Eli Boß sich mit der Hand an die Kehle fuhr und mit einem Schuß in den Hals umfiel. Aber es waren zu viele. Auch von der Brücke wurde nach ihm geschossen. Die Kugeln schlugen gegen die eisernen Platten des Deckhauses hinter ihm. Wieder fühlte er den schrecklichen Schmerz in seinem linken Arm. In seiner Verzweiflung biß er die Zähne zusammen und schoß auf die Gestalt auf der Brücke – sah sie taumeln und fallen. Dann stürzte sich ein schwarzer Heizer auf ihn. Der Mann schrie gellend und war halb verrückt vor Wut und Angst. Graham stürzte nieder unter der erdrückenden Masse brutaler Menschen, die nichts anderes im Sinne hatten, als sein Leben...

*

Das kleine Flugzeug hatte die grüne Landschaft von Kent hinter sich, überflog den weißen Strich der Brandung an der Küste und kam dann auf die graublau See hinaus. Unten sah man Schiffe und die Linien ihres Kielwassers, die sie in das Meer zeichneten. Einige fuhren zur Themsemündung, andere in entgegengesetzter Richtung, manche auf die französische Küste zu. Aus der Höhe gesehen, schienen sie sich kaum fortzubewegen. Einmal bemerkten sie auch ein Schiff, das der Beschreibung der ›Pretty Anne‹ zu entsprechen schien, und gingen dicht über ihm herunter. Aber es war ein großer Passagierdampfer. Das Flugzeug streifte rechts und links den Kanal ab, aber man konnte nichts von der ›Pretty Anne‹ entdecken.

»Das ist sie!« ertönte plötzlich eine Stimme an Dicks Ohr, und er sah ein kleines Fahrzeug unter sich, von der Sonne hell beschienen. Selbst von der Höhe aus glaubte er zu erkennen, daß das Schiff in Not war. »Die ›Pretty Anne!‹ rief Trayne, so laut er konnte, und zeigte wieder nach unten.

Dick hatte nur ein paar Sekunden, um einen Entschluß zu fassen. Sich direkt auf das Deck niederzulassen, hatte keinen Zweck. Das wäre sicherer Untergang gewesen. Man hätte erwarten müssen, daß Eli Boß und seine Kumpane sie als Zielscheibe benützt haben würden. Es blieb ihm nur eins übrig. Er spähte nach dem Zerstörer aus, der Befehl erhalten hatte, auszufahren und ihn draußen auf See zu treffen; aber er war noch nicht in Sicht.

»Ich werde sie einnebeln«, sagte Dick.

Er griff in die Bereitschaftskiste, entnahm ihr zwei handliche Tränengasbomben und warf sie über Bord.

»Machen Sie sich bereit zu springen!«

Dick drosselte den Motor. Die Maschine sackte langsam ab. Wenige Meter über Deck sprangen die beiden Insassen aus dem Flugzeug. Dann gab es einen furchtbaren, donnerähnlichen Krach, die beiden Flügel der Maschine zerschellten zwischen Schornstein und Kommandobrücke.

Das Tränengas hatte sich durch den steifen Seewind bereits verzogen. Tiger Trayne lag nach dem Absprung einen Augenblick besinnungslos am Boden. Als er wieder auf den Füßen stand, sah er Dick Hallowell nach hinten rennen, hörte das scharfe Krachen einer Pistole und folgte ihm auf dem Fuß. Der erste Mann, den er erkannte, war Eli Boß. Sein grauer Bart war rot und mit Blut verklebt. Seine schrecklichen Augen blickten wie irrsinnig.

»Wo ist Miss Joyner?«

Eli zeigte schwach nach unten, und als Tiger Trayne über das Geländer blickte, sah er das weiße Gesicht des Mädchens, das in einer Ecke des Decks zusammengekauert lag. Sie war ohnmächtig geworden. Er sprang die Treppe hinunter und hob die bewegungslose Gestalt auf, streichelte ihr Gesicht und sprach in zärtlichen, abgerissenen Worten zu ihr –

»Sie haben Graham niedergeschlagen!«

Er sah über die Schulter zu Dick Hallowell.

»Niedergeschlagen ... Graham? Wo ist er? Nehmen Sie sie.«

Dicks Arme schlossen sich um Hope, und Tiger Trayne näherte sich der reglosen Gestalt auf dem Hinterdeck.

Es sah so aus, als ob Graham Hallowell nur noch ein paar Stunden zu leben hätte. Er lag bewegungslos in einer großen Blutlache, und Trayne dachte zuerst, er sei tot. Er beugte sich nieder und untersuchte ihn kurz. Einige Jahre hindurch hatte Tiger Trayne ein großes Londoner Hospital als Arzt geleitet. Er erkannte aber, daß die einzige Gefahr der zerschmetterte Arm war. Er band ihn schnell ab, um die Blutung zu stillen. Dann stieg er auf das obere Deck. Die Maschinen der ›Pretty Anne‹ standen still. Das Oberdeck sah durch die Bruchlandung sehr mitgenommen aus. Der Schornstein zeigte seitwärts ein großes ausgezacktes Loch, aus dem in dicken Schwaden der Rauch hervorquoll. Sämtliche Scheiben der Kommandobrücke waren zersplittert.

Die Leute, die Graham angegriffen hatten, lagen selbst schwer verwundet umher oder waren in ihre Kojen verschwunden. Der alte Eli Boß wurde von seinem Sohn verbunden. Sie waren in der Nähe der zertrümmerten Schiffsbrücke. Neben ihnen lag ein Toter, es war Joab Boß, den Graham mit seinem letzten verzweifelten Schuß niedergestreckt hatte.

»Wo ist Warrington?« fragte Trayne.

»Weiß ich nicht«, gurgelte der Kapitän.

Trayne sah sich um.

»Ob wir wohl dieses Boot ins Wasser bringen können?« fragte er Dick Hallowell.

Es war das kleine Motorboot, in dem man Hope von London aus auf das Schiff gebracht hatte. Die Krane schwangen noch nach außen. Es war einigermaßen schwierig, die Reste der Schiffsmannschaft zusammenzubringen, aber nach einer Weile war das Boot aufs Wasser gelassen und trieb neben dem Wellendeck. Aber es war nicht nötig, eine so waghalsige Fahrt zu machen. Der Zerstörer war in Sicht gekommen und näherte sich schnell. Bald war er so dicht bei ihnen, daß man das Rasseln des Maschinentelegraphen hören konnte, als der Kapitän stoppen ließ ...

Es ist ein alter Grundsatz, daß Regierungen über dem bürgerlichen Gesetz stehen. Vier Leute warteten in verschiedener Stimmung, daß sich die zermalmenden Räder der Gerechtigkeit in Bewegung setzten. Graham Hallowell war sehr schwach – und gleichgültig gegen seine Umgebung, als er sich langsam wieder erholte. Er hatte nur eine Klage.

»Es wäre fürchterlich, wenn ich jetzt, wo ich dich erst richtig kennengelernt habe, Diana, wieder ins Gefängnis müßte.«

Sie lächelte ihn an.

»Das wird nicht geschehen, Graham«, sagte sie. »Ich fühle, daß es nicht geschehen kann. Sie haben ja ihre Krone zurück, und kein Wort davon ist in die Zeitung gekommen. Ich glaube nicht, daß sie jetzt noch einen Prozeß anstrengen werden. Aber wenn sie es doch tun sollten –«

Sie vollendete den Satz nicht. Sie wußte, daß das Leben keinen Wert mehr für sie hatte, wenn man ihr dieses neue, tiefe Gefühl für Graham nahm.

Tiger Trayne wußte, daß er dauernd von der Polizei beobachtet wurde, aber er wartete mit der Ruhe eines Mannes, der sehr viel weiß. Jeden Morgen, wenn der Diener ihm die Zeitung brachte, schaute er nach dem Wetterbericht. Zum Frühstück beklagte er sich wie stets über die Qualität des Kaffees. Wenn er ausging, folgte ihm ein Schatten, aber das störte seinen Gleichmut und seine gute Stimmung nicht.

Dick Hallowell war ärgerlicher denn je, obgleich er von seinem Vorgesetzten informiert worden war, daß der Vorfall als abgeschlossen betrachtet wurde.

Da machte ihm Lady Cynthia eines Nachmittags einen unerwarteten Besuch.

»Ich habe Sie gestern abend im Ritz gesehen«, sagte sie. »Sicherlich war die reizende junge Dame Hope Joyner?«

»Jawohl, gnädige Frau«, sagte Dick kurz.

»Wann werden Sie mit ihr Ihren Besuch bei mir machen?«

Dick warf ihr einen überraschten Blick zu.

»Ich wußte nicht, daß Sie Hope wirklich sehen wollen, Lady Cynthia.«

Doch sie nickte ihm freundlich zu.

»Ich möchte die Bräute doch kennenlernen, bevor sie ins Regiment kommen. Sie kommt doch?«

»Ich nehme meinen Abschied, Lady Cynthia.«

»Das werden Sie nicht tun«, entgegnete sie in ihrer alten, würdevollen Haltung. »Ich würde mich sehr freuen, wenn Hope zu uns käme. Ich möchte ihr eine – eine Mutter sein.«

So viel Zärtlichkeit lag in dem Ton ihrer Stimme, daß Dick nur noch verwundert den Kopf schütteln konnte.

*

ENDE